

Bohemia

Zeitschrift für Geschichte und Kultur
der böhmischen Länder
A Journal of History and Civilisation
in East Central Europe

Herausgegeben
im Auftrag des Collegium Carolinum
von Martin Schulze Wessel,
Michaela Marek, Frank Hadler,
Sheilagh Ogilvie und Martin Nodl

Redaktionsbeirat:
Christoph Boyer (Salzburg), Peter Bugge (Aarhus),
Gary B. Cohen (Minneapolis, MN), Mark Cornwall (Southampton),
Horst Förster (Tübingen), Miloš Havelka (Prag), Steffen Höhne (Weimar),
Miroslav Hroch (Prag), Elena Mannová (Bratislava)
und Jiří Pešek (Prag)

Band 50

R. Oldenbourg Verlag München 2010

INHALT

Editorial	1
ZWANGSMIGRATION UND NEUE GESELLSCHAFT IN OSTMITTELEUROPA NACH 1945	
AUFsätze	
<i>Wiedemann, Andreas</i> : Zur Problematik von Migration und Integration in den Grenzgebieten der böhmischen Länder nach dem Zweiten Weltkrieg	3
<i>Kraft, Claudia</i> : Schafft sich der Staat eine polnische Nation oder eine sozialistische Gesellschaft? Systemwandel durch Bevölkerungspolitik in Ostpreußen und Niederschlesien im Vergleich	23
<i>Steffen, Katrin</i> : Neue Gesellschaft auf neuem Terrain: Desintegrative und integrative Faktoren in der Wojewodschaft Szczecin 1945-1956	42
<i>Tóth, Ágnes</i> : Die Veränderung der Bevölkerungsstruktur in Südungarn (1945-1950) .	63
<i>Portmann, Michael</i> : Die orthodoxe Abweichung. Ansiedlungspolitik in der Vojvodina zwischen 1944 und 1947	95
<i>Boeckh, Katrin</i> : Zwangsmigration und Zivilisation im Stalinismus. Die Westukraine nach 1944/45	121
<i>De Graaf, Jan</i> : "The Usual Psychological Effects of a Shotgun Wedding". British Labour and the Social Democratic Parties in Eastern Europe, 1945-1948	138
<i>Konrád, Ota</i> : Ex Germaniae lux? Die Zusammenarbeit zwischen der Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft und der Deutschen Universität Prag 1935-1938 .	273
<i>Würnstl, Barbara</i> : Vom Rüstungswerk zur Idealstadt. Urbanistische und militärische Interdependenzen in der Planung der Vertriebenenstadt Waldkraiburg und dem zeitgenössischen Theoriekontext	301
<i>Kätlitz, Christian</i> : „... Man braucht also nicht nur auf dem Balkan zu suchen.“ Oder: Wie slawisch darf Dracula sein?	333
<i>Chvojka, Michal</i> : Buchhändler und Bücherschmuggel. Ausländische Druckschriften als Politikum im österreichischen Vormärz	351
<i>Mennen, Kristian</i> : Leering at Vienna. The Slovaks, Franz Ferdinand, and the Archduke's Reform Plans	367
MISZELLEN	
Der Vatikan und die Tschechoslowakei 1918-1938 (Michal Pehr)	163
„Die Zeit“ und die Moderne (1894-1904) (Ota Konrád)	165
Das 14. Münchner Bohemisten-Treffen (Katrin Schröder)	169
DDR-ČS(S)R 1949-1989 – Eine Beziehungsgeschichte am Anfang (Manuel Fleischer, Martin Munke)	172
Sport und Gesellschaft in den böhmischen Ländern/in der Tschechoslowakei Teil II: Sport unter den Diktaturen des 20. Jahrhunderts (René Küpper)	175
Ein „hinternationaler“ Schriftsteller aus Böhmen: Dritte internationale Johannes-Ur-zidil-Konferenz (Vera Schneider)	178
Kafka und Prag (Klaas-Hinrich Ehlers)	387
Die Geschichte des tschechisch-bayerischen Grenzgebiets in den Jahren 1945-2008 (Markus Alexander Meinke)	391

IV

Opfernarrative. Konkurrenzen und Deutungskämpfe in der Nachgeschichte des Zweiten Weltkriegs (Marco Zimmermann)	395
Erinnern – Ausstellen – Speichern: deutsch-tschechische und deutsch-slowakische Beziehungsgeschichte im Museum (Ulrike Lunow)	399
Kinder in Großstädten vom Mittelalter bis zur Industrialisierung (Olga Fejtová)	403
Sächsisch-böhmische Beziehungen im Mittelalter (Martin Munke)	407

NEUE LITERATUR

<i>Šmahel, František / Silagi, Gabriel</i> (Hgg.): <i>Magistri Hieronymi de Praga Quaestiones</i> (Thomas Krzenek)	183
<i>Ratajová, Jana / Štorchová, Lucie</i> (Hgg.): „Žena není příšera, ale nejmilejší stvoření Boží.“ Diskursy manželství v české literatuře (Kateřina Matasová)	186
<i>Štefanová, Dana</i> : Erbschaftspraxis, Besitztransfer und Handlungsspielräume von Untertanen in der Gutsherrschaft Frýdlant (Bronislav Chocholáč)	189
<i>Němec, Mirek</i> : Erziehung zum Staatsbürger? Deutsche Sekundarschulen in der Tschechoslowakei (Joachim von Puttkamer)	191
<i>Stegmann, Natali</i> : Kriegsdeutungen – Staatsgründungen – Sozialpolitik. Der Helden- und Opferdiskurs in der Tschechoslowakei (Verena Pawlowsky)	193
<i>Majewski, Piotr M.</i> : „Niemcy sudecy“ 1848-1948. Historia pewnego nacjonalizmu (Detlef Brandes)	196
<i>Čapkova, Kateřina / Frankl, Michal</i> : Nejisté útočiště. Československo a uprchlíci před nacismem (Alfons Adam)	200
<i>Stellmacher, Hildegart / Trautmann, Renate</i> : Friede dem Fernen und Friede dem Nahen. Erinnerungen an Irma und Jiří Lauscher (Jiří Kosta)	204
Válečný prožitek české společnosti v konfrontaci s nacistickou okupací (Volker Mohn)	206
<i>Segeš, Dušan</i> : Dvojkříž v siločiarach bieleho orla. Slovenská otázka v politike poľskej exilovej vlády za 2. svetovej vojny (Jiří Friedl)	210
<i>Felak, James Ramon</i> : After Hitler, before Stalin. Catholics, Communists, and Democrats in Slovakia (Martin Zückert)	213
<i>Apor, Balázs / Apor, Péter / Rees, E. A.</i> (Hgg.): <i>The Sovietization of Eastern Europe</i> (Ulf Brunnbauer)	215
<i>Bursík, Tomáš</i> : Přišli jsme na svět proto, aby nás pronásledovali. Trestanecké pracovní tábory při uranových dolech (Dušan Janák)	217
<i>Šámal, Petr</i> : Soustružníci lidských duší. Lidové knihovny a jejich cenzura (Martin Franc)	219
<i>Kopeček, Michal</i> : Hledání ztraceného smyslu revoluce. Marxistický revizionismus ve střední Evropě (Bedřich Loewenstein)	222
<i>Inglot, Tomasz</i> : Welfare States in East Central Europe (Christoph Boyer)	225
<i>Zimmermann, Hans-Dieter</i> : Tschechien (Jiří Kosta)	226
<i>Steinfeld, Patricia-Charlotta</i> (Hg.): Ludwig Winder (1889-1946) und die Prager deutsche Literatur (Kurt Krolop, Steffen Höhne)	229
<i>Weil, Jiří</i> : Sechs Tiger in Basel. Erzählungen (Andreas Ohme)	232
<i>Raffler, Marlies</i> : Museum – Spiegel der Nation? Landes- und Nationalmuseen in der Habsburgermonarchie (Steffen Höhne)	236
Gemeinsam Einsam. Die slawische Idee nach dem Panslawismus (Martina Winkler)	239
<i>Karner, Stefan / Tomilina, Natalja G. / Tschubarjan, Alexander u. a.</i> (Hgg.): <i>Prager Frühling. Das internationale Krisenjahr 1968</i> , 2 Bde. (Johanna Wolf)	240

Ota Konrád

EX GERMANIAE LUX?
DIE ZUSAMMENARBEIT ZWISCHEN DER NORD-
UND OSTDEUTSCHEN FORSCHUNGSGEMEINSCHAFT
UND DER DEUTSCHEN UNIVERSITÄT PRAG 1935-1938

Im Herbst 1937 erschien in London ein schmales Bändchen mit dem Titel „The University of Prague. Modern Problems of the German University in Czechoslovakia“, für das Gray Boyce, Mediävist an der Universität Princeton, und der britische Historiker William Dawson als Autoren verantwortlich zeichneten.¹ Es präsentierte einen Überblick über die Geschichte der Prager Universität, wobei der weitaus größte Teil dem 19. Jahrhundert gewidmet war: der 1882 erfolgten Teilung in eine deutsche und eine tschechische Universität und der Entwicklung der deutschen Universität nach der Gründung der Tschechoslowakei im Jahr 1918. Diese Art kleiner populärwissenschaftlicher Publikation – das Bändchen von Boyce und Dawson umfasste gerade einmal 117 Seiten – stellte in den 1920er und 1930er Jahren keine Ausnahme dar: Die tschechische und die deutsche Wissenschaftsgemeinde² versuchten mit solchen Schriften die Öffentlichkeit im In- wie Ausland für ihre einander entgegengesetzten Positionen im so genannten Universitätsstreit einzunehmen. In diesem Streit ging es um die Frage, ob sich allein die tschechische Karlsuniversität als legitime Nachfolgerin der mittelalterlichen Prager Universität betrachten dürfe. Aus dieser Sicht, die auch das Universitätsgesetz (Lex Mareš) von 1920 proklamierte,

¹ Boyce, Gray C./Dawson, William H.: The University of Prague. Modern Problems of the German University in Czechoslovakia. London 1937.

² Vgl. dazu folgende Publikationen der Deutschen Universität Prag: Die Entstehung und Rechtsstellung der deutschen Universität in Prag. Prag 1919. – Das Gesetz vom 19. Februar 1920 über das Verhältnis der Prager Universitäten und seine Vorgeschichte. Prag 1920. – Das historische Recht der deutschen Universität in Prag. Ein Schlußwort ihres akademischen Senats. Praha 1930. Dieser Titel erschien anlässlich des 10. Jahrestags der „Lex Mareš“. – Als Reaktionen darauf erschienen auf tschechischer Seite: Prohlášení akademického senátu University Karlovy o projevu akademického senátu německé university vůči zákonu z 19.2.1920 [Erklärung des Akademischen Senats der Karlsuniversität Prag zur Äußerung des Akademischen Senats der Deutschen Universität über das Gesetz vom 19.2.1920]. Praha 1930. – Odpověď akademického senátu Karlovy university na konečné slovo německého akademického senátu [Antwort des Akademischen Senats der Karlsuniversität auf das letzte Wort des Deutschen Akademischen Senats]. Praha 1931. – Vojtíšek, Václav: Universita Karlova a boj Němců proti universitnímu zákonu z roku 1920 [Die Karlsuniversität und der Kampf der Deutschen gegen das Universitätsgesetz aus dem Jahr 1920]. Praha 1932. – Zu diesem Thema jetzt Hruza, Karel: Der tschechisch-deutsche Diskurs über die Gründungsurkunde der Universität in Prag vom 7. April 1348 während der Jahre 1882-1989. In: Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde 56 (2010) 209-271.

reichte die Tradition der Deutschen Universität Prag (DU) nicht weiter als bis ins Jahr 1882 zurück.³

Auch die tschechischen Historiker nahmen die auf Englisch verfasste Broschüre zur Kenntnis. Josef Šusta bezeichnete sie in seiner Rezension für den „Český časopis historický“ (Tschechische Historische Zeitschrift) als „Widerhall von Gelegenheitsbroschüren“ der Deutschen Universität und kritisierte ihre Parteilichkeit zugunsten der deutschen Seite sowie die zahlreichen sachlichen Fehler, die er auf die Unkenntnis der Geschichte der böhmischen Länder zurückführte.⁴ Auch Václav Vojtíšek stellte in seinem Feuilleton für die „Národní listy“ (Nationale Blätter) die Vermutung an, dass

[...] das Buch keine selbstständige Arbeit der genannten Autoren ist, die von wissenschaftlichem Interesse hervorgerufen wurde, von der Sehnsucht nach Erkenntnis und einem Sinn für Wahrheit, sondern ein Pamphlet, das im Wesentlichen in der sudetendeutschen Küche zusammengebraut wurde.⁵

Auf Zustimmung stieß das Werk indessen beim Rechtshistoriker Wilhelm Weizsäcker von der Deutschen Universität, der es in der „Zeitschrift für sudetendeutsche Geschichte“ rezensierte.⁶ Das war kein Zufall, denn Weizsäcker war gemeinsam mit anderen Prager deutschen Professoren direkt an der Entstehung der Broschüre beteiligt gewesen.

Das Buch von Dawson und Boyce war in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre in Zusammenarbeit mit einem Teil der Professorenschaft der DU und reichsdeutschen Institutionen, in erster Linie der „Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft“ (NOFG), konzipiert worden. Diese Kooperation beinhaltete neben der Erstellung der Universitätsbroschüre vor allem ein Programm, über das Assistentenstellen für sudetendeutsche Wissenschaftler an reichsdeutschen Hochschulen geschaffen wurden. Ferner waren die finanzielle Unterstützung sudetendeutscher wis-

³ Zákon ze dne 19. února 1920 o poměru pražských univerzit [Gesetz vom 19. Februar 1920 über das Verhältnis der Prager Universitäten]. In: Sbíрка zákonů [Gesetzessammlung, Sb.] Nr. 135 (1920) 319 f. – Es handelte sich zwar eher um eine Prestigefrage, was ihr Potenzial zur politischen Mobilisierung allerdings nicht im Geringsten minderte. Denn die Verbindung der Deutschen mit der von Karl IV. gegründeten Prager Universität, dieser bedeutenden Kultur- und Wissenschaftsinstitution, symbolisierte deren Anspruch auf die Führungsrolle in der Geschichte der böhmischen Länder. Daher wäre die offizielle Anerkennung dieser Kontinuität den kulturellen und historischen Ambitionen der deutschen Minderheit und ihren politischen Repräsentanten zugute gekommen.

⁴ Šusta, Josef. In: Český časopis historický (ČČH) 44 (1938) H. 1, 167–169.

⁵ Národní listy vom 19.7.1938, Nr. 196, 1 f.

⁶ Weizsäcker, Wilhelm. In: Zeitschrift für sudetendeutsche Geschichte 2 (1938) H. 2, 142–144. – Zu Weizsäcker vgl. Hruza, Karel: Wilhelm Wostry a Wilhelm Weizsäcker: vzorní mužové, řádní učenci a věrní vlasti synové [Wilhelm Wostry und Wilhelm Weizsäcker: vorbildliche Männer, anständige Wissenschaftler und der Heimat treue Söhne]? In: Soukup, Pavel/Šmahel, František (Hgg.): Německá mediévistika v českých zemích do roku 1945 [Die deutsche Mediävistik in den böhmischen Ländern bis 1945]. Praha 2004, 305–352 (Práce z dějin vědy 18). – Ders.: „Wissenschaftliches Rüstzeug für aktuelle politische Fragen.“ Kritische Anmerkungen zu Werk und Wirken der Historiker Wilhelm Weizsäcker und Wilhelm Wostry. In: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung (ZfO) 54 (2005) H. 4, 475–526.

senschaftlicher Organisationen und Bildungsvereine sowie Gastvorlesungen vorgesehen. Diese Beispiele für die Zusammenarbeit zwischen der Prager Deutschen Universität und reichsdeutschen Institutionen ab Mitte der 1930er Jahre sind vor allem deswegen eine nähere Untersuchung wert, weil diese einen Beitrag zum Verständnis der reibungslosen Hinwendung zum nationalsozialistischen Deutschland, dessen Ideologie und expansionistischen Ambitionen, leisten kann, die ein beträchtlicher Teil des Professorenkollegiums der DU bereits vor 1938 vollzog. Offenbar schufen genau jene Projekte, mit denen sich der vorliegende Aufsatz befasst, in den 1930er Jahren eine Verbindung zwischen den Staats- und Parteistrukturen des nationalsozialistischen Deutschland und sudetendeutschen Institutionen und trugen so zum Transfer der nationalsozialistischen Ideologie in das Milieu der kulturellen, wissenschaftlichen und politischen Eliten der Sudetendeutschen bei. Zugleich verschaffte diese Kooperation den Vertretern der reichsdeutschen wissenschaftlichen und politischen Institutionen die nötigen Informationen über die Verhältnisse vor Ort.

Zwar sind die Kontakte, die die Deutsche Universität Prag in der Zwischenkriegszeit mit Deutschland unterhielt, nicht gänzlich unerforscht, systematisch analysiert wurden sie allerdings noch nicht.⁷ Zu der Frage, welchen Einfluss die verschiedenen Organisationen und Institutionen des „Dritten Reichs“ auf die sudetendeutsche Gesellschaft und insbesondere auf deren politische Szene hatten, die nach

⁷ Zu diesem Thema sind in letzter Zeit erschienen: Ehlers, Klaas-Hinrich: „Wissenschaft im Volkstumskampf“ der Sudetendeutschen – mit finanzieller Unterstützung aus Deutschland. In: Höbner, Steffen/Udolph, Ludger (Hgg.): Deutsche – Tschechen – Böhmen. Kulturelle Integration und Desintegration im 20. Jahrhundert. Köln, Weimar, Wien 2010, 245-264 (Intellektuelle in Prag. Personen, Konzepte, Diskurse 1). Ehlers befasst sich mit der finanziellen Unterstützung der Sudetendeutschen Partei durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG). – Direkt zur Zusammenarbeit zwischen NOFG und DU vgl. Mišková, Alena: Die Deutsche (Karls-)Universität vom Münchener Abkommen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Universitätsleitung und Wandel des Professorenkollegiums. Prag 2007, 20 f. – Vomáčeková, Věra: Německá universita v Praze mezi Mnichovem a 15. březnem 1939 [Die Deutsche Universität Prag zwischen München und dem 15. März 1939]. In: Acta Universitatis Carolinae – Historia Universitatis Carolinae Pragensis (AUC HUCP) 4 (1963) 3-19, hier 6. – Zur Beziehung der NOFG und der „Südostdeutschen Forschungsgemeinschaft“ (SOFG) zur Tschechoslowakei vgl. auch Fahlbusch, Michael: Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“ von 1931-1945. Baden-Baden 1999, 239-246 und 286-291. – Zu Eduard Winter vgl. Němec, Jiří: „... neboť být historikem znamená podílet se na duchovním vedení svého lidu.“ Poznámky ke vztahu politiky a dějepiscetví v německé historiografii v Československu 1918-1938 [„... denn Historiker zu sein, bedeutet sich an der geistigen Führung seines Volkes zu beteiligen.“ Anmerkungen zur Beziehung zwischen Politik und Geschichtsschreibung in der deutschen Historiografie in der Tschechoslowakei 1918-1938]. In: Acta historica et museologica universitatis Silesianae Opaviensis 7 (2007) 435-450, hier 443-448. – Die Kontakte, die die DU vor 1933 in Deutschland unterhielt, beschreibt auch Haar, Ingo: „Sudetendeutsche“ Sprachinselforschung zwischen Volksgruppen-Bildung und Münchener Abkommen: Eduard Winter, Eugen Lemberg und die Nationalisierung und Radikalisierung des deutsch-katholischen Wissenschaftsmilieus in Prag (1918-1938). In: Hahn, Hans Henning/Hahn, Eva (Hgg.): Hundert Jahre sudetendeutsche Geschichte. Eine völkische Bewegung in drei Staaten. Frankfurt/Main u.a. 2007, 207-242 (Deutschland und das östliche Europa 1).

den Wahlen vom Frühjahr 1935 von der Sudetendeutschen Partei (SdP) dominiert wurde, liegen indessen mehrere Untersuchungen vor. So hat etwa Ronald M. Smelser, der von einer Unterscheidung zwischen „traditionalistischen“ und „radikalen“ Ansätzen der NS-Außenpolitik ausgeht, die dynamische Entwicklung der reichsdeutschen Politik gegenüber den Auslandsdeutschen einerseits, die wachsenden Spannungen innerhalb der SdP andererseits geschildert, die 1938 im Sieg der „radikalen“ Linie mündeten.⁸

Die Politik Deutschlands gegenüber den deutschen Minderheiten in Ostmitteleuropa stellt jedoch auch für das Thema dieses Beitrags nur eine Seite der Medaille dar. Ebenso wichtig ist es, danach zu fragen, auf welche Impulse aus dem sudetendeutschen Milieu Deutschland mit ideeller, finanzieller und organisatorischer Unterstützung reagierte. Genau dieser Frage, wie sich die Einstellungen der Sudetendeutschen im Verlauf des Jahres 1938 entwickelten, hat sich unlängst Detlef Brandes gewidmet. Er hat die ideologischen und atmosphärischen Veränderungen innerhalb der sudetendeutschen Gesellschaft analysiert und gezeigt, wie sich diese im Wahlverhalten niederschlugen.⁹ Obgleich sich Brandes nur am Rande mit den deutschen Professoren befasst, gibt seine Darstellung der Stimmung, die im Frühjahr und Sommer 1938 im böhmischen und mährischen Grenzland herrschte, einen Einblick in die spezifische Stellung dieser Berufsgruppe. Die Prager deutschen Professoren, Dozenten und Assistenten bewegten sich in einer ganz anderen Umgebung als die „gewöhnlichen“ Sudetendeutschen. Daher lässt sich der Faktor, den Brandes als entscheidend für das politische Handeln sudetendeutscher kleinbürgerlicher oder ländlicher Kreise identifiziert hat, kaum auf diese besondere Gruppe übertragen. Brandes macht den gesellschaftlichen Druck, der von der Wirtschaftskrise noch verstärkt wurde, als Hauptgrund dafür aus, dass politische und ideelle Einheit erzwungen und ein solch hohes Maß an sozialer Kontrolle im Alltag durchgesetzt werden konnte, dass die ostentative Uniformität schließlich auch ins reale politische Handeln überging. Die Lehrkräfte der Deutschen Universität waren in diesen Prozess nicht unmittelbar einbezogen – das bedeutet allerdings nicht, dass sie sich in einer Art sozialem, politischem und kulturellem Vakuum bewegt hätten. Gegen die zahlenmäßig beschränkte, keineswegs jedoch unbedeutende Gruppe demokratischer Wissenschaftler setzten sich an der Deutschen Universität Prag Vertreter derjenigen wissenschaftlichen Konzeptionen durch, die der Legitimierung der historischen und kulturellen Bewegung, die von der SdP repräsentiert wurde, dienten.

⁸ Smelser, Ronald M.: Das Sudetenproblem und das Dritte Reich 1933-1938. Von der Volkstumspolitik zur Nationalsozialistischen Außenpolitik. München 1980 (VCC 36). – Auf tschechischer Seite muss in diesem Zusammenhang vor allem Jaroslav Kučeras Studie genannt werden: *Kučera, Jaroslav: Mezi Wilhelmstraße a Thunovskou. Finanční podpora Německé říše Sudetoněmecké straně v letech 1935-1938* [Zwischen Wilhelm- und Thunstraße. Die finanzielle Unterstützung des Deutschen Reiches für die Sudetendeutsche Partei in den Jahren 1935-1938]. In: ČČH 95 (1997) 387-409. – Mit dem reichsdeutschen Einfluss auf die zahlreichen sudetendeutschen Vereine hat sich vor allem Andreas Luh befasst. Vgl. *Luh, Andreas: Der Deutsche Turnverband in der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Vom völkischen Vereinsbetrieb zur volkspolitischen Bewegung*. 2. Aufl. München 2006 (VCC 62).

⁹ Brandes, Detlef: Die Sudetendeutschen im Krisenjahr 1938. München 2008 (VCC 107).

Diese bewusst gepflegte Verbundenheit eines Teils der Prager Professoren mit ihren „Volksgenossen“ in der Provinz hatte durchaus einen sozialen Hintergrund: So waren z.B. von den insgesamt 82 Professoren und Dozenten, die in der Zwischenkriegszeit an der Philosophischen Fakultät der Deutschen Universität wirkten, 51 in den böhmischen Ländern geboren worden – davon allerdings lediglich zehn in Prag. Der größte Teil von ihnen war an der DU promoviert und auch habilitiert worden bzw. erhielt dort schließlich eine Professur. Ihre Jugend und die erste Phase ihrer Sozialisation hatten die meisten Professoren der Prager Deutschen Universität also im ausgesprochen bescheidenen Milieu der sudetendeutschen Provinz verbracht und ihre Bindung an dieses Milieu blieb auch im Verlauf der akademischen Karriere eng.¹⁰ Hinzu kam, dass die überwiegende Mehrheit dieser Männer Mitglied in einem der wichtigen sudetendeutschen Traditionsvereine wie dem „Bund der Deutschen in Böhmen“ oder dem „Deutschen Kulturverband“ war – Vereinen, die in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre den bereits erwähnten Prozess ideologischer und struktureller Vereinheitlichung und Einigung durchliefen.

So kann man die Hochschullehrer der Deutschen Universität also als Gruppe beschreiben, die als intellektuelle, soziale und kulturelle Elite der Sudetendeutschen zwar nicht in deren Hauptsiedlungsgebieten lebte, sich aber bewusst zu dieser bekannte und in vielen Fällen aktiv auf deren politische Meinungsbildungsprozesse und ihre Repräsentanz einwirkte. Trifft dieses Bild zu, so stellt sich die Frage nach der Nationalisierung, Politisierung und letztlich Nazifizierung eines beträchtlichen Teils der deutschen Hochschullehrer in der Tschechoslowakei ab Mitte der 1930er Jahre in verschärfter Form, denn gerade von dieser Elite hätte man aufgrund ihres intellektuellen Potenzials und ihrer Bildung die Fähigkeit erwarten können, das eigene Denken und Handeln zu reflektieren. Vereinfacht gesagt: Wenn Brandes überzeugend nachgewiesen hat, dass Gruppendruck und Exklusionsdrohungen einen wichtigen Faktor dafür darstellten, dass sich die Sudetendeutschen im Frühjahr und Sommer 1938 zu der immer radikaler gegen die Tschechoslowakei gerichteten Politik der SdP bekannten, dann handelte es sich im Fall der deutschen Professoren bei diesem Einverständnis in weitaus höherem Maße um eine bewusste ideologische und politische Selbsteinordnung als um den Ausdruck des Bedürfnisses, nicht aus der Gemeinschaft auszuscheren. Der vorliegende Aufsatz geht deshalb der Frage nach, wie es dazu kommen konnte, dass ein beträchtlicher Teil der Prager deutschen Professoren, die zu diesem Zeitpunkt noch immer tschechoslowakische Beamte waren, öffentlich für eine zum Nationalsozialismus tendierende und gegen die Republik gerichtete Politik Stellung bezog.

Einführend ist es allerdings nötig, jene bereits mehrfach erwähnte Gruppe von Hochschullehrern, die während der zweiten Hälfte der 1930er Jahre als Adressaten wie auch aktive Träger der Zusammenarbeit zwischen der Deutschen Universität

¹⁰ In meiner Dissertation habe ich die soziale und geografische Herkunft der Hochschullehrer der Philosophischen Fakultät der Deutschen Universität Prag für die Jahre 1918 bis 1945 analysiert und gruppenbiografisch aufgearbeitet. Vgl. *Konrád, Ota: Humanitní obory v době nacionálního socialismu. Srovnání universit v Lipsku, Vídni a v Praze* [Geisteswissenschaftliche Fächer in der Zeit des Nationalsozialismus. Ein Vergleich der Universitäten Leipzig, Wien und Prag]. Unveröff. Dissertationsschrift. Praha 2007, 198-204.

und reichsdeutschen Institutionen fungierte, zunächst einzugrenzen und dann näher zu charakterisieren. Die vorliegende Studie fragt in erster Linie, weshalb der Tschechoslowakischen Republik die Loyalität aufgekündigt wurde. Diese Abkehr zeigte sich am deutlichsten darin, dass sich die betreffenden Hochschullehrer im Frühjahr 1938 offen zur SdP bekannten, während der Krise von München massenhaft aus Prag ins „Dritte Reich“ flohen bzw. in das „Sudetendeutsche Freikorps“ eintraten.¹¹ Es liegt nahe, dieses Phänomen mit dem begrifflichen Apparat zu untersuchen, den Martin Schulze Wessel in seinen Studien zu Loyalität entwickelt hat.¹²

Die Professoren, Dozenten und Assistenten der Deutschen Universität Prag bzw. der Philosophischen Fakultät, wo sich die Zusammenarbeit mit reichsdeutschen Stellen größtenteils abspielte,¹³ lassen sich hinsichtlich ihrer Loyalität gegenüber der Tschechoslowakei in drei Hauptgruppen einteilen. Da die Grenzen zwischen diesen Gruppen mitunter fließend waren, sollte man eher von drei Idealtypen sprechen: Zur ersten Gruppe gehörten die Hochschullehrer, die dem neuen Staat gegenüber nicht nur grundlegende Loyalität zeigten, in dem Sinne, dass sie dessen Gesetze und Regeln einhielten,¹⁴ sondern sich mit der Tschechoslowakischen Republik und ihren Repräsentanten identifizierten und somit das „Loyalitätsangebot“¹⁵ dieses Staates annahmen. An der Philosophischen Fakultät zählten insbesondere die Philosophen

¹¹ Zur Flucht deutscher Hochschullehrer aus Prag nach Deutschland im September 1938 siehe *Mišková, Alena*: Deutsche Professoren aus den böhmischen Ländern. „Flüchtlinge“ in der Zeit vor und nach den Münchener Verhandlungen. In: *Glettler, Monika/Mišková, Alena* (Hgg.) *Prager Professoren 1938-1948. Zwischen Wissenschaft und Politik*. Essen 2001, 27-44 (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa 17).

¹² *Schulze Wessel, Martin*: „Loyalität“ als geschichtlicher Grundbegriff und Forschungskonzept: Zur Einleitung. In: *Ders.* (Hg.): *Loyalitäten in der Tschechoslowakischen Republik. Politische, nationale und kulturelle Zugehörigkeiten*. München 2004, 1-22 (VCC 101).

¹³ Darauf weisen zumindest die Namen der Organisatoren dieser Zusammenarbeit und die Ausrichtung der unterstützten Projekte sowie die beteiligten Personen hin.

¹⁴ Man könnte sich auch vorstellen, dass die Bereitschaft, die Gesetze eines Landes einzuhalten, als Norm akzeptiert wird, die den allgemeinen Regeln menschlichen Zusammenlebens entspricht, während dem Staat dennoch die Loyalität verweigert wird. Eben auf diese Unterscheidung zwischen der Einhaltung von Gesetzen auf der einen und der (vorläufigen) Verweigerung von Loyalität gegenüber einem neuen Staatswesen auf der anderen Seite versuchte die „Eiserne Magnifizenz“, Rektor August Naegle, alle Bediensteten der DU in den ersten Monaten nach der Entstehung der Tschechoslowakei zu verpflichten. Anfang November 1918 übersandte er den Dekanen der einzelnen Fakultäten eine vorformulierte Stellungnahme, mit der alle Angestellten auf die erwartete Aufforderung, den Eid auf den neuen Staat zu leisten, reagieren sollten. In der Stellungnahme, die vom Akademischen Senat der DU gebilligt wurde, heißt es: „Als [Leerstelle] der deutschen Universität in Prag unterstehe ich den akademischen Behörden, deren Entschlüssen ich insbesondere in einer so wichtigen Frage, wie es die Ablegung des Treueides ist, jedenfalls abwarten muß. Ich bitte darum mit der Abforderung des Treueides für den tschechoslowakischen Staat bis zur Schlußfassung des akademischen Senats zuzuwarten und sich vorläufig mit dem Gelöbnis zu begnügen, daß ich die Gesetze des Staates befolgen und nichts unternehmen werde, um die öffentliche Ordnung und Ruhe zu stören.“ Archiv Univerzity Karlovy [Archiv der Karlsuniversität, AUK], Akademický senát Německé univerzity v Praze [Akademischer Senat der Deutschen Universität Prag, NU AS], Kart. 82. Anlage zum Schreiben Naegles an das Dekanat, Prag 7.11.1918.

¹⁵ *Schulze Wessel*: „Loyalität“ als geschichtlicher Grundbegriff 18 (vgl. Anm. 12).

Oskar Kraus und Christian von Ehrenfels zu dieser Gruppe.¹⁶ Aber auch viele Slawisten sind hier einzuordnen – an erster Stelle Franz Spina, dessen aktivistisches Konzept nicht nur Ausdruck einer politischen Strategie war, sondern sich auch in seinem Verständnis der Slawistik als einer offenen Kulturwissenschaft widerspiegelte, die zwischen der slawischen und der deutschen Welt vermitteln sollte.¹⁷

Auf der anderen Seite des Spektrums standen die Professoren und Dozenten, die von Anfang an eine negative Haltung gegenüber dem neuen Staat eingenommen hatten. In einigen Fällen ging die Illoyalität so weit, dass sie die Gesetze des tschechoslowakischen Staates nicht einmal mehr nach außen hin respektierten.¹⁸ Was ihr

¹⁶ Die Geschichte der deutschsprachigen Philosophie in den böhmischen Ländern stellt nach wie vor ein wissenschaftliches Desiderat dar. In diesem Zusammenhang sei zumindest auf den VIII. Internationalen Philosophenkongress in Prag hingewiesen, der den Höhepunkt der Zusammenarbeit zwischen tschechischen und deutschen Philosophen in der Ersten Republik bildete.

¹⁷ Zur Slawistik an der DU vgl. vor allem die Arbeiten von Klaas-Hinrich Ehlers: *Ehlers, Klaas-Hinrich: Die Slavische Rundschau 1929-1940. Porträt, Programm und Entwicklung einer Prager Zeitschrift*. In: *Brücken. Germanistisches Jahrbuch Tschechien-Slowakei* 5 (1997) 149-204. – *Ders.: Die Gründung der Germanoslavica. Vorgeschichte des deutsch-tschechischen Zeitschriftenprojekts 1929 bis 1931*. In: *Germanoslavica. Zeitschrift für germano-slavische Studien* 8 (2001) H. 1, 83-103. – *Ders.: Agonie und Nachleben einer deutsch-tschechischen Zeitschrift. Dokumente zum Ende der Germanoslavica aus den Jahren 1932 bis 1942*. In: *Brücken. Germanistisches Jahrbuch Tschechien-Slowakei* 8 (2002) 179-222. – *Pešek, Jiří: Deutsche Slawistik an der Prager Universität 1909-1945 im Lichte ihrer Dissertationen*. In: *Svatoš, Michal/Velek, Luboš/Velková, Alice (Hgg.): Magister noster. Sborník statí věnovaných in memoriam prof. PhDr. Janu Havránekovi CSc. [Sammelband in memoriam Prof. Dr. Jan Havránek, CSc.]*. Praha 2005, 231-240. – Aus der älteren tschechischen Literatur auch: *Šimeček, Zdeněk: Slavistika na německé univerzitě v Praze a zápasy o její charakter [Die Slawistik an der Deutschen Universität Prag und die Kämpfe um ihren Charakter]*. In: *AUC HUCP* 28 (1988) H. 2, 31-58. – Wichtige Erkenntnisse zu Franz Spina wird der Sammelband der Konferenz „Franz Spina – ein Prager Slavist zwischen Universität und politischer Öffentlichkeit“ (Prag 2010) erbringen.

¹⁸ Das traf unter den Hochschullehrern der Philosophischen Fakultät der DU vor allem auf den Germanisten Erich Gierach zu, der ein wichtiger Organisator wissenschaftlicher, kultureller und bildungspolitischer Veranstaltungen war. Tschechoslowakische Organe verdächtigten Gierach der Spionage für das nationalsozialistische Deutschland. In deutscher Sprache verfassten anonymen Briefen an das Prager Innenministerium zufolge war es Gierachs Aufgabe, den Vorstand der SPD zu beobachten, der vor der Verfolgung ins tschechoslowakische Exil geflohen war. Allerdings gelang es den Polizeiorganen nicht, diese Verdächtigung auch zu beweisen. *Národní archiv [Nationalarchiv, NA], Prezidium zemského úřadu v Praze [Präsidium der Landesbehörde Prag, PZÚ Praha]*, 207-719-6. *Presidium ministerstva vnitra Prezidiu zemského úřadu v Praze [Präsidium des Innenministeriums an das Präsidium der Landesbehörde in Prag]*. Praha, 21.10.1933. Das anonyme Schreiben liegt dem Brief bei. – Indessen waren Gierachs schriftliche Verbindungen zur Parteizentrale in München ein offenes Geheimnis. *NA, PZÚ*, 207-719-6. *Zemské četnické velitelství v Praze, oddělení Liberec Zemskému četnickému velitelství v Praze [Leitung der Landesgendarmerie in Prag, Abteilung Reichenberg, an die Leitung der Landesgendarmerie in Prag]*. Liberec, 23.5.1935, *Tajné [Geheim]*. – Gierach soll auch verbotene Zeitschriften und Post aus Deutschland erhalten haben, die er nach dem Lesen verbrannte. *NA, PZÚ*, 207-719-6. *Policejní ředitelství v Liberci Prezidiu zemského úřadu v Praze [Polizeidirektion Reichenberg an das Präsidium der Landesbehörde in Prag]*. Liberec, 23.9.1936. – Hinter seinem Weggang an die Universität München 1936 stand angeblich die drohende

öffentliches Wirken, aber auch ihre Tätigkeit an der Universität betrifft, sind sie der Gruppe der „deutschnationalen Politiker und Publizisten“ zuzuordnen, die versuchten, „das Entstehen von Loyalität gegenüber der Republik zu vereiteln und eine sudetendeutsche Binnenloyalität gegen die Tschechen aufzubauen“.¹⁹

Für den Verlauf der Ereignisse im Herbst 1938 und Frühjahr 1939, also für die rasche Durchführung personeller Säuberungen an der Universität und die Übernahme der Hochschulgesetze des nationalsozialistischen Deutschland, die die universitäre Freiheit und Autonomie beträchtlich einschränkten,²⁰ war allerdings die dritte und zahlenmäßig stärkste Gruppe ausschlaggebend. In ihrem Fall kann man von einer Art pragmatischer und überaus brüchiger Loyalität dem tschechoslowakischen Staat gegenüber sprechen, also von jener Form von Loyalität, die Schulze Wessel als „Loyalität auf Widerruf“ bezeichnet hat. Dieses nicht sehr feste Gefühl der Bindung an den Staat, sein politisches System, seine Kultur und Mentalität gründete auf dem Zusammenspiel einer ganzen Reihe von Faktoren, unter denen die Karrierechancen und wissenschaftlichen Möglichkeiten, die der Staat dem Einzelnen bot, nicht an letzter Stelle rangierten. Eine Rolle spielte freilich auch der Mangel an tatsächlichen Alternativen, gegenüber denen der Einzelne hätte Loyalität aufbauen können. Dieser Typus einer Vernunftloyalität gegenüber der Republik wurde jedoch von innen wie von außen immer stärker bedroht. Die sudetendeutsche Identität wurde zu einer Loyalitätsinstanz, die alle anderen ausschloss, und bestimmte sowohl die politische Rhetorik als auch das politische Handeln. Darüber hinaus gewann sie entscheidenden Einfluss auf das Denken über Bildung und Wissenschaft, deren Aufgabe nun als „Dienst an der Nation“ aufgefasst wurde. Neben dieser sudetendeutschen Binnenloyalität wirkte jedoch auch ein wachsender Druck von außen: Immer unverhüllter warb das nationalsozialistische Deutschland um die so genannten Auslandsdeutschen, immer aggressiver griff es die Minderheitenpolitik der Prager Regierung an.

Der Prozess, in dem sich die Einstellung und das Verhalten dieses Teils der Hochschullehrer der DU von pragmatischer Loyalität gegenüber dem tschechoslowakischen Staat über eine illoyale Rhetorik 1938 bis schließlich hin zu offen illoyalem Verhalten wandelte, vollzog sich schrittweise. Sein Verlauf und die Bedingungen, unter denen sich diese allmähliche Abwendung vollzog, werden in diesem Beitrag nachgezeichnet.

Zwischen pragmatischer Loyalität und der Suche nach neuen Partnern

Es ist kein Zufall, dass es in den Reihen der Hochschullehrer gerade in den 1930er Jahren zur Erschütterung dieser pragmatischen Loyalität kam. Mitte der 1930er Jahre wirkte sich die Wirtschaftskrise auf das Hochschulwesen und die universitäre Forschung der Republik aus – und damit auch auf die Deutsche Universität Prag.

Verhaftung durch die tschechoslowakischen Organe. Siehe: Simon, Gerd: Die hochfliegenden Pläne eines „nichtamtlichen Kulturministers“. Erich Gierachs „Sachwörterbuch der Germanenkunde“. Tübingen 1998, 3.

¹⁹ Schulze Wessel: „Loyalität“ als geschichtlicher Grundbegriff 21 (vgl. Anm. 12).

²⁰ Zum Prozess der Eingliederung der DU in das reichsdeutsche Hochschulsystem vgl. Míšková: Die Deutsche (Karls-)Universität 76-87 (vgl. Anm. 7).

Die Sparmaßnahmen, die das Ministerium für Schulwesen und Volksaufklärung erließ, um der Krise Herr zu werden, führten nicht nur zu einer Absenkung der Gehälter der Hochschullehrer, sondern auch dazu, dass die regulären staatlichen Zuwendungen deutlich geringer ausfielen und außerordentliche Zahlungen gänzlich eingestellt wurden. Diese Zuwendungen bildeten allerdings die Hauptquelle für die Finanzierung der Universitätsinstitute, der universitären Forschung und ihrer Veröffentlichungen. Außerdem blieben aufgrund der Sparmaßnahmen immer mehr Professuren vakant. So waren 1934 von 363 ordentlichen Professuren in der Republik 78 nicht besetzt: „De facto fehlt also eine Universität etwa in der Größenordnung der Masaryk-Universität“, konstatierte in diesem Zusammenhang Viktorin Vojtěch, Professor der Karlsuniversität, auf der Konferenz der tschechoslowakischen Hochschullehrer.²¹

Diese wirtschaftlichen Probleme betrafen zwar ohne Unterschied alle Hochschulen in der Tschechoslowakei, doch an der Deutschen Universität bereiteten sie den Boden für die willige Annahme von Hilfe aus dem Deutschen Reich. Zudem war die Atmosphäre hier zu Beginn der 1930er Jahre von wachsenden Spannungen geprägt gewesen, die im Herbst 1934 im Insignienstreit – der Auseinandersetzung um die Insignien der Karlsuniversität, die die Deutsche Universität bei der Teilung 1882 an sich genommen hatte und deren Herausgabe die tschechische Karlsuniversität nun forderte – ihren Höhepunkt erreichten. Eine der Folgen dieses Konflikts war die demonstrative Weigerung des damaligen Rektors der DU, des Slawisten Gerhard Gesemann, im Namen seiner Alma Mater am Treffen der Rektoren der tschechoslowakischen Hochschulen teilzunehmen.²² Nach Jahren der Zusammenarbeit mit den anderen Hochschulen der Tschechoslowakei kehrte die Deutsche Universität Prag also zu dem isolationistischen Kurs zurück, den sie in den frühen 1920er Jahren verfolgt hatte.²³

²¹ AUK, Rektorát Německé univerzity v Praze [Rektorat der Deutschen Universität Prag, RNU], Kart. 34. Zápis jednání IV. konference rektorů čsl. vysokých škol, která se konala v pondělí 16. dubna 1934 [Protokoll der Verhandlungen der IV. Konferenz der Rektoren der tschechoslowakischen Hochschulen vom Montag, dem 16. April 1934].

²² Gesemann lehnte die Einladung zu dieser Konferenz in seinem Brief vom 12. 4. 1934 an den damaligen Rektor der Karlsuniversität, Karel Domin, ab. AUK RNU, Kart. 34. Gerhard Gesemann an Prof. Dr. Karl Domin, Karls-Universität. – Zu den Insignien der Prager Karlsuniversität vgl. Hruza, Karel: Der deutsche Insignien- und Archivalienraub aus der Prager Universität 1945. Mit einem Briefwechsel zwischen dem Universitätsarchivar Heinz Zatschek und dem Präsidenten der Monumenta Germaniae Historica Theodor Mayer. In: *Bohemia* 48 (2008) H. 2, 349–411.

²³ 1922 reagierte die „Vereinigung der Deutschen Hochschulprofessoren“ nicht auf die Einladung, sich am „I. Reichskongress der tschechoslowakischen Hochschullehrer“ zu beteiligen, der am 14. 5. 1922 unter der Schirmherrschaft von T. G. Masaryk im Prager Rudolfinum stattfand. Allerdings muss betont werden, dass die Organisatoren selbst den Kongress als Treffen der „tschechoslowakischen“ Hochschullehrer verstanden, was Jindřich Říha aus der Kanzlei des Präsidenten der Republik bei gemeinsamen Verhandlungen kritisierte. Archiv Kanceláře prezidenta republiky [Archiv der Kanzlei des Präsidenten der Republik, AKPR], Kancelář prezidenta republiky [Kanzlei des Präsidenten der Republik, KPR], D 1349/45, Kart. 202. Záznam ze dne 5. května 1922 [Niederschrift vom 5. Mai 1922]. – Im darauf folgenden Jahr nahmen die deutschen Hochschulen der Tschechoslowakei an der Tagung der Rektoren teil.

Die politisch radikalisierte Situation der 1930er Jahre einerseits, die abnehmenden Möglichkeiten des tschechoslowakischen Staates, Lehre und Forschung finanziell zu fördern, andererseits können die Abwendung der Professoren der DU vom tschechoslowakischen Staat allerdings allein nicht erklären. Dieser Prozess wäre ohne die zielgerichtete Politik des nationalsozialistischen Deutschland nicht denkbar gewesen. Es gilt also den Blick darauf zu richten, wie die Prager deutschen Professoren auf die reichsdeutsche Politik gegenüber den so genannten Auslandsdeutschen reagierten.

Die schwindende Bereitschaft zur Kooperation innerhalb der Republik bildete einen fruchtbaren Boden für neue Kontakte und Partnerschaften der DU außerhalb des Landes. Von Anfang an fühlte sich das nationalsozialistische Deutschland für die im Ausland lebenden Deutschen zuständig. Dieses Interesse speiste sich aus einem ganzen Geflecht von Motiven, zu dem zusätzlich zu den traditionellen historischen, landeskundlichen, sprachlichen und geografischen Forschungen zu Ostmitteleuropa nun die politische Motivation trat, die „Erniedrigung“ von Versailles wieder gutzumachen und die propagandistischen Ziele des neuen deutschen Regimes durchzusetzen.

Die Beschäftigung mit der deutschen Nation einschließlich ihrer im Ausland lebenden Zweige, mit dem „deutschen Kulturboden“, wurde in Deutschland nach 1933 vor allem in regional ausgerichteten Forschungseinrichtungen, den „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“, institutionalisiert. Ihr Zentrum befand sich im Preußischen Geheimen Staatsarchiv in Berlin.²⁴ Die Forschungsgemeinschaften wurden größtenteils vom Reichsinnenministerium und vom Auswärtigen Amt finanziert. Für die Deutsche Universität Prag wurde ab 1934 die Berliner NOFG zum entscheidenden Ansprechpartner.²⁵

Die Kontakte der Prager Professoren zu Vertretern der Forschungsgemeinschaften waren zwar bereits älteren Datums,²⁶ doch offenbar sondierte die NOFG,

²⁴ Zu den Forschungsgemeinschaften vgl. vor allem: *Fahlbusch*: Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? (vgl. Anm. 7). – *Haar*, Ingo: Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der „Volkstumskampf“ im Osten. 2. Aufl. Göttingen 2002 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 143).

²⁵ Die Tatsache, dass Smelser an keiner Stelle auf die NOFG und die „Volksdeutschen Vereine“ eingeht, ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, dass er sich in seiner Arbeit auf die Unterstützung konzentriert hat, die die SdP aus dem Deutschen Reich erhielt, und die Zusammenarbeit zwischen reichsdeutschen und sudetendeutschen Institutionen im Bereich der Wissenschaft, bei der die NOFG eine zentrale Rolle spielte, nicht Gegenstand seiner Untersuchung war. Allerdings ist es interessant, dass sich eben die NOFG der von Smelser vorgenommenen Unterscheidung zwischen „traditionalistischen“ und „radikalen“ Ansätzen entzog. Denn auf der einen Seite hätte sie mit ihrer institutionellen Verankerung, dem Rückhalt in der staatlichen Bürokratie, der personellen Besetzung und wissenschaftlichen Ausrichtung zu den „traditionalistischen“ Institutionen gehört, auf der anderen Seite müsste man ihre Aktivitäten vor allem nach Ausbruch des Krieges, die sie praktisch mit unveränderter personeller Zusammensetzung entfaltete, nach Smelser unzweifelhaft als „radikal“ bezeichnen. *Smelser*: Das Sudetenproblem und das Dritte Reich (vgl. Anm. 8).

²⁶ Vgl. *Fahlbusch*: Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? 286–291 (vgl. Anm. 7). – *Haar*: „Sudetendeutsche“ Sprachinselforschung 211–220 (vgl. Anm. 7). – *Ehlers*: „Wissenschaft im Volkstumskampf“ der Sudetendeutschen 251 (vgl. Anm. 7).

die sich ursprünglich auf Polen konzentriert hatte, 1934 das Prager und allgemein das deutsche Terrain in der Tschechoslowakei erstmals genauer. In diesem Zusammenhang kam in der NOFG der Gedanke auf, eine eigene „sudetendeutsche“ Konferenz einzuberufen, ein Vorhaben, das auch einige Prager Hochschullehrer befürworteten. So schlug zum Beispiel der Historiker Eugen Lemberg im März in einem Schreiben an den Leiter der NOFG, Albert Brackmann, vor, diese solle eine Konferenz organisieren, um die bislang unkoordiniert ablaufenden Forschungen im „Sudetenraum“ zu bündeln und mit der deutschen Forschung zu verbinden. Lemberg zufolge sollte die Konferenz einen Beitrag dazu leisten, „den Sudetenraum als einen geschlossenen, von deutscher Kultur getragenen Raum im deutschen Geschichtsbewusstsein zu erhalten“.²⁷

Hinter Lembergs Vorschlag stand eines der konzeptionellen und zugleich auch politischen Probleme, für die die sudetendeutsche Wissenschaft in den 1930er Jahren eine Lösung finden musste: Denn wenn es auf der einen Seite aus politischen Gründen opportun erschien, die Entstehung einer einheitlichen Identität der Sudetendeutschen zu fördern und aktiv zu unterstützen, drohte auf der anderen Seite die Gefahr, dass eine zu nachdrückliche Betonung „nationaler Eigenständigkeit“ der Sudetendeutschen deren Verbundenheit mit der deutschen „Mutternation“ überdecken und diese so aus dem gesamtdeutschen Kontext ausschließen könnte.²⁸ Dieses Dilemma beschrieb zum Beispiel Hermann Aubin, seinerzeit Professor der Geschichte an der Universität Breslau und regionaler Vertreter der NOFG, in seinem Bericht an Albert Brackmann über die Reichenberger Hochschulwoche 1935, die von der NOFG finanziell unterstützt worden war, als grundlegendes Problem sudetendeutschen Forschens:

Die Kulturarbeit bei den Sudetendeutschen steht unter zwei einander [...] entgegenlaufenden Bedingungen. [...] Auf der einen Seite geht es darum, das Bewußtsein der Gemeinschaft mit allen Deutschen und namentlich den Deutschen im Reiche zu stärken; auf der andern, die Sudetendeutschen zu ihren gemeinsamen Aufgaben fest zusammenzuschließen. Das erstgenannte Ziel zu erreichen, ist es dringend notwendig, daß die natürlich gewachsenen, jahrhun-

²⁷ Bundesarchiv (BArch), R 153/1321. Eugen Lemberg an Albert Brackmann, Münster, 12.5.1934. – Lemberg erhielt den Kontakt mit der NOFG auch weiterhin aufrecht; im Juni 1934 schickte er Brackmann und im Juli dessen Stellvertreter, Johannes Papritz, sein Buch über das nationale Bewusstsein (Wege und Wandlungen des Nationalbewusstseins. Studien zur Geschichte der Volkwerdung in den Niederlanden und in Böhmen. Münster 1934). Vgl. BArch, R 153/1321. Eugen Lemberg an Albert Brackmann, Münster, 21.6.1934. – BArch, R 153/1321. Eugen Lemberg an Johannes Papritz, Münster, 14.7.1934. – Allerdings gelang es Lemberg nicht, sich in der „Ostforschung“ durchzusetzen. Vgl. Haar: „Sudetendeutsche“ Sprachinselforschung 242 (vgl. Anm. 7). – Pohl, Karin: Die Soziologen Eugen Lemberg und Emmerich K. Francis. Wissenschaftsgeschichtliche Überlegungen zu den Biographien zweier „Staffelsteiner“ im „Volkstumskampf“ und in Nachkriegsdeutschland. In: *Bohemia* 45 (2004) H. 1, 24–76.

²⁸ Diesen Widerspruch stellt Smelser sowohl in der sudetendeutschen Politik als auch in der deutschen Außenpolitik fest und interpretiert ihn als Streit zwischen den „Traditionisten“, deren Interesse in erster Linie der Entwicklung der deutschen Minderheiten im Ausland galt, und den „Radikalen“, deren alleiniges Ziel die Durchsetzung der nationalsozialistischen Ideologie und die Expansion Deutschlands war. Smelser: Das Sudetenproblem und das Dritte Reich (vgl. Anm. 8).

dertealten, in Sprache und Sitte trotz aller Landesgrenzen lebendigen Beziehungen der einzelnen Randteile des deutschen Sprachgebietes in der Tschechoslowakei zu den benachbarten d[eu]tsch[en] Stammesgebieten immer wieder hergestellt und zur Wirkung gebracht werden. Auf der andern Seite verlangt die politische Abwehrarbeit eine gemeinsame Front der Sudetendeutschen.²⁹

Die Entstehung der Universitätsbroschüre

Vor dem Hintergrund des oben skizzierten ideologischen und politischen Kontextes konzentrierte sich das Interesse der Berliner NOFG an der Prager Universität – und vermittelt darüber am böhmischen Raum – in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre auf einige Hauptpunkte der Zusammenarbeit. Am Beginn dieser Kooperation stand die englische Broschüre über die Deutsche Universität Prag, an deren Vorbereitung sich über einige Jahre hinweg sowohl die Berliner Angestellten der NOFG als auch ein Teil der Prager Professoren beteiligt hatten. Die Broschüre sollte eine Art Gegenentwurf zu dem Buch bilden, das Jan Krčmář, Professor an der Juristischen Fakultät der Karlsuniversität und langjähriger tschechoslowakischer Schulminister, in englischer, deutscher und französischer Sprache in der Zeit des Prager Universitätsstreits vorgelegt hatte.³⁰ Die Entstehung der „Gegenschrift“ zu Krčmářs Buch, die den historischen Nachweis erbringen sollte, dass die Prager Deutsche Universität in rechtlicher wie symbolischer Hinsicht die Nachfolgerin der alten Prager Universität sei, wurde im Winter 1935 von dem damals amtierenden Prorektor der Deutschen Universität, dem Slawisten Gerhard Gesemann, initiiert.

²⁹ BArch R 153/1298. Hermann Aubin an den Herrn Generaldirektor der Staatsarchive Professor Dr. Brackmann, Breslau, 20.9.1935. Dieser Brief ist auch abgedruckt in: *Mühle, Eduard* (Hg.): Briefe des Ostforschers Hermann Aubin aus den Jahren 1910–1968. Marburg 2008, Brief Nr. 68, 214–217, hier 214 (Quellen zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas 7). – Zu Aubin auch: *Ders.: Für Volk und deutschen Osten. Der Historiker Hermann Aubin und die deutsche Ostforschung*. Düsseldorf 2005 (Schriften des Bundesarchivs 65). – Obwohl dieser Beitrag Wissenschaftsgeschichte aus sozialhistorischer Sicht untersucht und vor allem nach der institutionellen und politischen Verankerung des entsprechenden wissenschaftlichen Diskurses in der Politik und den Institutionen fragt, soll darauf hingewiesen werden, dass sich die von Aubin angedeuteten Dilemmata auch in den wissenschaftlichen Konzepten selbst widerspiegeln, die zu dieser Zeit an der DU erarbeitet wurden. Dies betraf in erster Linie die Konstruktion einer sudetendeutschen Geschichte durch den Historiker Josef Pfitzner und die Reinterpretation der deutschen Literatur in den böhmischen Ländern als sudetendeutsche Literatur durch den Literaturhistoriker Herbert Cysarz. Hinter beiden Konzepten stand das Bemühen, die „sudetendeutschen Stämme“ organisch miteinander zu verbinden und ihnen eine spezielle Aufgabe und im Zusammenhang damit eine besondere Stellung in den böhmischen Ländern zuzuschreiben. Nicht zuletzt sollten die Sudetendeutschen als „Grenzdeutsche“ wesensmäßig mit der deutschen „Mutternation“ verbunden sein. Dazu *Konrád, Ota*: „Denn die Uneignung der slawischen Völkergruppe bedarf keines Beweises mehr“. Die „sudetendeutsche Wissenschaft“ und ihre Einbindung in die zeitgenössischen Diskurse 1918–1945. In: *Schachtmann, Judith/Strobel, Michael/Widera, Thomas* (Hgg.): Politik und Wissenschaft in der prähistorischen Archäologie. Perspektiven aus Sachsen, Böhmen und Schlesien. Göttingen 2009, 69–98 (Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung. Berichte und Studien 56).

³⁰ *Krčmář, Jan*: The Prague Universities. Prague 1934; Les Universités de Prague. Prague 1934; Die Prager Universitäten. Prag 1934.

Gesemann versprach sich von der Publikation unter anderem auch die Stärkung des Ansehens seiner Universität im Ausland:

Bei der Uneinigkeit im tschechischen Lager würde eine internationale Erklärung für die Deutsche Universität erheblichen Wert haben. Wenn die Universität Prag aus ihrer jetzigen Winkelstellung einmal herauskommen sollte, müsste sie wieder europäische Bedeutung und Anerkennung gewinnen. Die Anerkennung ihres Rechtes und ihrer Tradition gehört unbedingt dazu.³¹

Um den Anschein von Objektivität zu vermitteln und damit die Wirksamkeit der Schrift im Ausland zu erhöhen, wurde die Broschüre als rein englische Arbeit geplant, der Zusammenhang „mit den sudetendeutschen oder reichsdeutschen Stellen [sollte] in keiner Weise zu erkennen sein“.³² Tatsächlich aber waren an ihrer Abfassung Prager deutsche Professoren maßgeblich beteiligt.³³ Zudem waren von Anfang an weitere Institutionen und Personen in die Realisierung des Projekts eingebunden, wie zum Beispiel der „Verein für das Deutschtum im Ausland“ (VDA). Ein Teil der Kontakte zwischen Prag und Berlin lief über die deutsche Botschaft in Prag. So illustriert die Entstehung der Universitätsbroschüre zugleich die zielgerichtete Internationalisierung des sudetendeutschen Problems während der zweiten Hälfte der 1930er Jahre.

Im März 1935 wurde Wolfgang Kohte, der Vorsitzende der Forschungs- und Publikationsstelle der NOFG – der „Publikationsstelle Dahlem“ – und Leiter des polnischen Referats der NOFG, nach Prag entsandt, um dort das nötige Material zu besorgen, die entsprechenden Kontakte zu knüpfen und sich direkt vor Ort mit der Prager Situation vertraut zu machen.³⁴ Kohte traf sich mit den Historikern Anton Ernstberger, Gustav Pirchan und Josef Pfitzner, mit dem Rechtshistoriker Wilhelm Weizsäcker und dem Germanisten Erich Gierach, mit Rektor Otto Grosser und Prorektor Gerhard Gesemann sowie dem ehemaligen Rektor Mariano San Nicolò.

³¹ Gesemanns Worte zitiert Wolfgang Kohte in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen über den Besuch in Prag: „In Prag suchte ich am Freitag d. 8. III.“ [wahrscheinlich 1935; O. K.] Prof. Gesemann auf“. In: BArch, R 153/1322. Hier schreibt er auch: „Prof. Gesemann kann als der eigentliche Urheber des Broschüren-Plans angesehen werden.“ *Ebenda*. – Mit den Worten „Uneinigkeit im tschechischen Lager“ wollte Gesemann vor allem darauf hinweisen, dass nicht alle Vertreter des tschechischen wissenschaftlichen und kulturellen Lebens die „Lex Mareš“ für richtig hielten und sich viele von ihnen öffentlich von dem tschechischen Nationalismus distanzierten, der im Streit um die Universitätsinsignien zum Ausdruck kam.

³² BArch, R 153/1322. Wolfgang Kohte an das Auswärtige Amt, Berlin, 8.5.1936.

³³ So sollten die Historiker Wilhelm Weizsäcker und Wilhelm Wostry für die beiden britischen Wissenschaftler Materialien für die Schrift vorbereiten. Wostry hatte offenbar die Aufgabe, eine Zusammenschau von Quellen zur Geschichte der Universität zu erstellen, um die ihn Brackmann im Februar 1935 bat. BArch, R 153/1322. Albert Brackmann an Wilhelm Wostry, Berlin-Dahlem, 23.2.1935. – Wegen gesundheitlicher Beschwerden konnte er den Termin allerdings nicht einhalten. BArch, R 153/1322. Wilhelm Weizsäcker an Wolfgang Kohte, Prag, 3.7.1935. – Zu Wostry auch *Lohmann*, Nina: Wilhelm Wostry und die „sudetendeutsche“ Geschichtsschreibung bis 1938. In: AUC HUCP 44 (2004) 45–145.

³⁴ Über Kohtes Besuch in Prag geben seine eigenen Aufzeichnungen Auskunft (vgl. Anm. 31). – Zu Kohte: *Fahlbusch*: Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? 221 (vgl. Anm. 7).

Gesemann, dessen persönliche Bekanntschaft Kohte erst in Prag machte, begrüßte den Besuch des Repräsentanten der NOFG zwar „mit lebhaften Worten als Zeichen des Interesses im Reich“ an der Deutschen Universität, Kohte zufolge sprach er sogar von einem „befruchtenden Frühlingsregen“;³⁵ indessen wurde der Besuch für Kohte selbst eher zu einer Enttäuschung. Denn zum einen zeigte sich, dass die Vorbereitungen für die geplante Schrift nicht besonders weit gediehen waren, zum anderen, dass nicht einmal unter den eingeweihten Prager Professoren Einigkeit in der Frage herrschte, ob sich die Publikation für die Universität nicht letztlich doch als kontraproduktiv erweisen würde.³⁶ Vor allem aber wurde Kohte mit den persönlichen Streitereien konfrontiert, die von den Rektorenwahlen der Jahre 1932 und 1933 ausgelöst worden waren.³⁷ Erich Gierach und Josef Pfitzner, die in diesem Konflikt in Opposition zu der vermeintlich demokratischen Gruppe um Gesemann standen, nahmen es mit großem Unwillen auf, dass Kohte Gesemann eine Einladung zu der Konferenz der NOFG in Waldbärenburg-Schellerau überbrachte. Dieses Treffen, zu dem neben Vertretern des VDA und der „Deutschen Akademie“ (DA) auch verschiedene deutsche Minister geladen waren, sollte dem Aufbau von Beziehungen zu Institutionen in den böhmischen Ländern und Schlesien dienen.³⁸ In seinem Ärger verbreitete Pfitzner über Gesemann, dieser „schwimme mit dem Strom und lasse sich im Reich fördern“.³⁹ Sowohl Pfitzner als auch Gierach hatten vor, Gesemann bei Brackmann zu denunzieren.⁴⁰ Nicht ohne Interesse ist es ferner, dass sich Kohte am zweiten Tag seines Prag-Besuchs auch mit Ernst Kundt traf, der Geschäftsführer der „Arbeits- und Vertretungszentrale des Deutschtums in der Tschechoslowakei“ und zudem Leiter des „Deutschpolitischen Amtes“ war, einer

³⁵ Handschriftliche Aufzeichnung Kohtes über seinen Besuch in Prag (vgl. Anm. 31).

³⁶ BArch, R 153/1322. Wolfgang Kohte an Albert Brackmann, Prag, 8.3.1935.

³⁷ Diese Konflikte wurden vor allem von politischen und ideologischen Gegensätzen an der Philosophischen Fakultät ausgelöst, die 1932 und 1933 den Kandidaten für das Amt des Rektors stellen sollte. 1932 wurde schließlich Mariano San Nicoló ein zweites Mal gewählt, was eine Ausnahme von der Regel darstellte, im darauf folgenden Jahr wurde Gerhard Gesemann Rektor, den die Professoren dem eindeutig nationalistisch gesinnten Erich Gierach vorzogen. Zum ersten Konflikt vgl. den kritischen zeitgenössischen Artikel: Deml, Ferdinand: Keine „ehrenwerten Männer“. In: Die Wahrheit. Unabhängiges Organ für öffentliche Fragen und offizielles Organ des Europäischen Zoll-Vereins in der Tschechoslowakischen Republik 11 (Juni 1932), Nr. 11, 5. Hier zit. nach: AUK RNU, Kart. 33. – Hakenkreuzlerská univerzita [Die Hakenkreuzler-Universität]. In: Přítomnost vom 8.6. 1932. – Zur zweiten Wahl und den darauf folgenden Denunziationen Gesemanns, die aus der Feder von Pfitzner stammten, vgl.: Konrád, Ota: Eine lange Feindschaft. Die Prager Professoren Erich Gierach und Gerhard Gesemann in der Tschechoslowakischen Republik und im Nationalsozialismus. In: AUC HUCP 43 (2003) H. 1/2, 173-192.

³⁸ Ausführlich dazu: Fahlbusch: Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? 244 f. (vgl. Anm. 7). – Die DA war in München angesiedelt, ihre vollständige Bezeichnung lautete „Akademie zur Wissenschaftlichen Erforschung und Pflege des Deutschtums“.

³⁹ Pfitzners Ausspruch hielt Kohte in den Aufzeichnungen über seinen Besuch in Prag fest (vgl. Anm. 31).

⁴⁰ Kohte vermerkte über das Gespräch mit Pfitzner: „Prof. Gierach und Prof. Pfitzner wollten ihre Meinung bei der Tagung [in Waldbärenburg-Schellerau, O. K.] noch gegenüber dem Herrn Generaldirektor zum Ausdruck bringen.“ *Ebenda*.

Organisation, die die sudetendeutsche Politik koordinieren sollte.⁴¹ Zudem war die SdP von Anfang an in die Vorbereitung der Schrift eingebunden.

Das Material für die geplante Publikation sollte die Prager Seite vorbereiten, die Organisation übernahm man in Berlin und um die Finanzierung kümmerte sich die deutsche Regierung gemeinsam mit verschiedenen deutschen Nichtregierungsinstitutionen. So brachten das Reichsministerium des Inneren, das Auswärtige Amt, das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung sowie der VDA die Mittel für die erste Auflage auf.⁴² Was den Text der Broschüre betraf, rechnete Brackmann allerdings von Beginn an mit nichtdeutschen Autoren. Schließlich nahmen sich der britische Historiker William Harbutt Dawson, der sich in Brackmanns Augen durch sein „deutschfreundliches“ Buch „Germany under the Treaty“ qualifiziert hatte, und der von dem Göttinger Historiker Percy Ernst Schramm empfohlene Gray Cowan Boyce der Aufgabe an.⁴³

Trotz der Energie, die man ihr in Berlin widmete, erschien die Broschüre „The University of Prague. Modern Problems of the German University in Czechoslovakia“ im Londoner Verlag Robert Hale and Company erst im Herbst des Jahres 1937. Der Grund dafür lag nicht etwa in einer verspäteten Abgabe der Texte – ganz im Gegenteil: Dawson hatte seinen Beitrag schon im Herbst 1935 an Brackmann geschickt und Boyce im Dezember desselben Jahres. Zu der Verzögerung kam es vor allem, weil der Anatom Otto Grosser, der Rektor und ab Mai 1935 Prorektor der Deutschen Universität Prag war, das Projekt mit wachsendem Unbehagen verfolgte und bereits im Frühjahr 1935 die Befürchtung äußerte, dass die Herkunft der Broschüre aus Prag trotz aller Vertuschungsmanöver letzten Endes dennoch erkennbar bleiben könnte.⁴⁴ Zusätzlich verstärkt wurden diese Sorgen sowohl von Daw-

⁴¹ Kundt stellte sich bei dem Gespräch mit Kohte allerdings hinter Gesemann. Er bezeichnete diesen als den „Repräsentanten des nationalen Gewissens an der Universität, der früher zwar vielen als zweideutig galt, aber im entscheidenden Augenblick die Charakterprobe bestand, indem er als einziger unter den leitenden Persönlichkeiten bei der höchsten Zuspitzung des Universitätskonflikts nicht die Nerven verlor.“ *Ebenda*. – Wie Gesemann kandidierte auch Kundt 1935 für die Prager SdP.

⁴² Die Kosten für die erste Auflage, die sich auf 2 826,25 RM beliefen, wurden von mehreren Institutionen gemeinsam übernommen: Das Reichsministerium des Innern zahlte 500 RM, das Auswärtige Amt 700 RM, das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda 550 RM, der VDA 500 RM. Vermittelt über den VDA steuerte das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung weitere 500 RM bei, zudem erwarb der VDA 50 Exemplare der Broschüre zum Preis von insgesamt 76,25 RM. Siehe: BArch, R 153/1440. Verwendungsnachweis der Publikationsstelle, Berlin-Dahlem, über die ihr für die Veröffentlichung einer Broschüre über die Prager Deutsche Universität in den Rechnungsjahren 1935, 1936 und 1937 zur Verfügung gestellten Mittel.

⁴³ BArch, R 153/1322. Abschrift aus dem Brief des Herrn Prof. P. E. Schramm – Göttingen vom 4.3.1935.

⁴⁴ Aufzeichnungen Kohtes über seinen Besuch in Prag (vgl. Anm. 31). – Grossers Haltung hing angeblich mit seiner „vorsichtige[n] Natur“ zusammen. BArch, R 153/1322. Aktennotiz Kohte, 15.3.1935. – Ähnliche Befürchtungen brachte Grosser auch zwei Jahre später zum Ausdruck, als das Auswärtige Amt in Berlin der „Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik“, deren Vorsitzender er war,

sons weit reichenden Nachfragen zur neuesten Geschichte der Universität, die Brackmann Ende 1935 an ihn weiterleitete,⁴⁵ als auch von Dawsons Text selbst, der im Herbst 1935 über die Berliner Zentrale der NOFG nach Prag geschickt wurde. Grosser nahm Dawsons Beitrag mit Bedenken auf, die er im Dezember 1935 in einem Schreiben an Brackmann folgendermaßen formulierte:

Eine grundlegende Schwierigkeit bleibt bestehen. Die Schrift ist vorwiegend nach dem Rektoratsbericht Nägles gearbeitet. War dieser schon, in stürmischer Zeit abgefasst, manchmal einseitig, so hat sich die Stellungnahme bei der verkürzten Wiedergabe eher verschärft, und es ist jetzt für uns die Frage, ob die Veröffentlichung im gegenwärtigen Zeitpunkt, da Verhandlungen zwischen den Universitäten zur Bereinigung der letzten Anforderungen des Universitätsgesetzes schweben, wünschenswert ist.⁴⁶

Im März des darauf folgenden Jahres bezog Grosser schließlich eine völlig ablehnende Haltung gegenüber dem Projekt.⁴⁷ Zu dieser Entscheidung trug nicht nur die endgültige Fassung der Texte bei, sondern offenbar auch Dawsons Vorschlag vom Februar 1936, im Namen der westeuropäischen und amerikanischen Öffentlichkeit eine Art Manifest an die tschechoslowakische Regierung zu richten. Denn Dawson zufolge sollte die Publikation nicht nur „Ausdruck des Mitleides“ sein, sondern auch um „ein praktisches Resultat“ ergänzt werden.⁴⁸

1700 RM für die Publikation der Habilitationsschrift von Herbert Weinelt zusprach. Grosser schlug vor, das Auswärtige Amt solle „zur Verschleierung der Finanzquelle“ die DFG als Geldgeber anführen. Vgl. Ehlers: „Wissenschaft im Volkstumskampf“ der Sudetendeutschen 257 (vgl. Anm. 7).

⁴⁵ Dawson wandte sich Ende August mit insgesamt 16 „Prague University Questions“ an Brackmann. BArch, R 153/1322. Dawson an Albert Brackmann, 20.8.1935. – Am 11. September leitete Brackmann sie in deutscher Übersetzung an Grosser weiter. BArch, R 153/1322. Albert Brackmann an Otto Grosser, Berlin-Dahlem, 11.9.1935. – Grosser, der seinen „Historiker Kollegen“ die Beantwortung von Dawsons Fragen überließ, verhehlte seine Sorgen über die Ausgestaltung der geplanten Schrift nicht und wollte sich rückversichern, dass sich die DU ein Vetorecht bei der Veröffentlichung der Schrift vorbehalte: „Ich darf zum Schlusse, und gerade mit Rücksicht auf die hier wieder erörterten Punkte wohl nochmals der Meinung Ausdruck geben, dass die geplante Schrift, um nicht Angriffspunkte darzubieten, vor dem Erscheinen hier noch durchgesehen werden müsste.“ BArch, R 153/1322. Otto Grosser an Albert Brackmann, Prag, 21.9.1935.

⁴⁶ BArch, R 153/1322. Otto Grosser an Albert Brackmann, Prag, 6.12.1935. – Grosser weist in dem Brief auch darauf hin, dass einige von Dawsons Schilderungen des Umsturzes von 1918 an der Universität überzogen waren – so z.B. der Bericht über Überfälle auf deutsche Professoren auf den Straßen Prags oder die Behauptung, Räumlichkeiten der Deutschen Universität seien für neue staatliche Behörden beschlagnahmt worden. Auch was die Entfernung deutscher Aufschriften betreffe, habe Dawson übertrieben. Grosser zufolge seien diese Ereignisse „nicht ganz so schlimm“ gewesen, wie Dawson sie darstellte. *Ebenda*.

⁴⁷ BArch, R 153/1322. Otto Grosser an Albert Brackmann, Prag, 12.3.1936.

⁴⁸ BArch, R 153/1322. Übersetzung des Briefes von Dawson an Brackmann, Oxford, 10.2.1936. – Seinen eigenen Aussagen zufolge fühlte sich Dawson in dem Bemühen, das Manifest vorzubereiten, von dem Ehrendoktorat der Universität Königsberg ermutigt, welches er im Winter 1936 erhalten hatte. *Ebenda*. – Offenbar war die Initiative, Dawson auszuzeichnen, von Brackmann ausgegangen. BArch, R 153/1322. Margarete Gärtner, Wirtschaftspolitische Gesellschaft, an Albert Brackmann, Berlin, 9.1.1936. – Margarete Gärtner und die Wirtschaftspolitische Gesellschaft halfen der NOFG, Kontakte in Westeuropa und den USA anzuknüpfen.

Grossers Haltung stand auch in Zusammenhang mit der allmählichen Beruhigung, die nach der Wahl Karl Hilgenreiners zum neuen Rektor der Deutschen Universität in den Beziehungen zwischen den beiden Prager Universitäten eingekehrt war. So befand Grosser, dass

[...] der gegenwärtige Moment überhaupt für eine Veröffentlichung in dem geplanten Sinn kaum in Frage kommt. Zuerst müssen die großen Spannungen sich gelöst haben. Aber auch abgesehen davon verspreche ich mir leider von einer solchen Aktion keine direkten praktischen Ergebnisse, zumal inzwischen das Gesetz [die „Lex Mareš; O. K.“] in seinen übrigen Ansprüchen in einer für uns noch erträglichen Form durchgeführt wird.⁴⁹

Grossers wachsender Widerstand gegen die Verwirklichung der Universitätsbroschüre zeigt allerdings in erster Linie, dass unter jenen Professoren, die einer engen Zusammenarbeit mit dem nationalsozialistischen Deutschland prinzipiell gewogen waren, selbst noch in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre Zurückhaltung gegenüber einer vollständigen Hinwendung zum undemokratischen Nachbarn der Tschechoslowakei vorherrschte. Dabei muss allerdings offen bleiben, ob hinter dieser Zurückhaltung Ängstlichkeit stand oder tatsächlich ein Bewusstsein für die Notwendigkeit, ein Modell für das Zusammenleben von Tschechen und Deutschen im Rahmen der Tschechoslowakischen Republik zu finden.

Falls Grosser davon ausgegangen war, dass die Deutsche Universität Prag in Bezug auf die Veröffentlichung der Broschüre ein Vetorecht haben würde, musste er

⁴⁹ BArch, R 153/1322. Otto Grosser an Albert Brackmann, Prag, 12.3.1936. – Zu Karl Hilgenreiner, dem Theologen und Vorsitzenden der Deutschen Christlichsozialen Volkspartei vgl. Šebek, Jaroslav: Aktivistická a národná linie v rámci politických elit německé křesťansko-sociální strany na příkladu Roberta Mayr-Hartinga a Karla Hilgenreinera [Die aktivistische und nationale Strömung in den politischen Eliten der Christlichsozialen Partei am Beispiel von Robert Mayr-Harting und Karl Hilgenreiner]. In: Marek, Pavel/Hanuš, Jiří (Hgg.): Osobnost v církvi a politice. Čeští a slovenští křesťané ve 20. století [Persönlichkeit in Kirche und Politik. Tschechische und slowakische Christen im 20. Jahrhundert]. Brno 2006, 394–410. – Zum sudetendeutschen politischen Katholizismus in der Ersten Republik: Šebek, Jaroslav: Mezi křížem a národem. Politické prostředí sudetoněmeckého katolicismu v meziválečném Československu [Zwischen Kreuz und Nation. Das politische Milieu des sudetendeutschen Katholizismus in der Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit]. Brno 2006. – Als neu gewählter Rektor weckte Hilgenreiner die Erwartung auf eine Beruhigung der Situation. Solche Hoffnungen nährte auch die Audienz in der Kanzlei des Präsidenten, zu der Hilgenreiner Ende November 1935 geladen wurde: Hilgenreiner „[...] äußert sich ungewöhnlich versöhnlich und gemäßigt, er lobt die freundschaftlichen Kontakte zum Rektor der Karlsuniversität Dr. Friedrich. Er trage sich mit Plänen, wie man nicht nur die Professoren der beiden nationalen Lager annähern könnte, sondern auch die Studenten. Unlängst habe er an einer Besprechung teilgenommen, bei der auch Prof. Dr. Domin zugegen gewesen sei. Die deutschen Teilnehmer dieser Besprechung seien überrascht von Domins gemäßigtem Auftreten gewesen. Als Politiker wisse er selbst allerdings sehr gut, dass man in einer Situation, in der es um persönliche Kontakte in wissenschaftlichen Angelegenheiten geht, anders auftrete als unter politisch Gleichgesinnten. Das Gespräch wechselte dann auf das Feld von Literatur, Sprache und Politik und der Eindruck des Besuches des Rektors, das muss zugegeben werden, war ungewöhnlich positiv.“ AKPR, KPR, sign. D 12372/38, Kart. 132. Záznam z Hilgenreinerovy návštěvy v KPR [Protokoll von Hilgenreiners Besuch in der Kanzlei des Präsidenten der Republik], 29.11.1935.

sehr bald feststellen, dass er sich geirrt hatte. Die Angelegenheit war bereits so weit gediehen und mit so vielen Erwartungen verbunden, dass weder Brackmann noch die NOFG bereit waren, den Plan ganz aufzugeben. Auf Brackmanns Initiative hin mischte sich das Auswärtige Amt bzw. die deutsche Botschaft in Prag in das Geschehen ein.⁵⁰ Dabei unterstützten die deutsche Botschaft in den Quellen nicht näher identifizierte Vertreter der Prager deutschen Studentenschaft, die Grosser „übertriebene Ängstlichkeit“ vorwarfen.⁵¹ In ihrem Bericht vom Juni 1936 widersprach die Botschaft daher Grossers Sicht der Dinge mit dem Argument, diese würde darauf hinauslaufen, prosudetendeutsche Propaganda im Ausland per se unmöglich zu machen:

Gerade daran aber, dass das Ausland die wahren Verhältnisse in der Tschechoslowakei und insbesondere die historischen Rechte des Sudetendeutschums in diesem alten deutschen Siedlungsgebiet erkennt, sollten wir aus allgemeinen nationalpolitischen Gründen ein besonderes Interesse haben.⁵²

Für die Broschüre sprach sich auch die SdP aus, genauer gesagt Ernst Kundt, der keinen Konflikt zwischen den Zielen der Parteipropaganda und der Publikation in Großbritannien sah.⁵³ Diesem Druck, der von der Berliner Zentrale der NOFG aus-

⁵⁰ Das Auswärtige Amt bat Kohte in einem Brief vom 8.5.1936 um eine Stellungnahme in der Angelegenheit. Dieser wies darauf hin, dass Grossers Befürchtungen keineswegs von allen „massgeblichen sudetendeutschen Herren“ geteilt würden. Kohte zufolge vertrete auch die NOFG die Ansicht, allzu große Ängste würden es in letzter Konsequenz unmöglich machen, im Ausland öffentlich für die sudetendeutschen Belange einzutreten. Diesen Effekt gälte es unter allen Umständen zu verhindern, da bekannt sei, „dass ein Interesse für sudetendeutsche Fragen in Westeuropa gewöhnlich auf die Tschechen einen mässigen Einfluss ausgeübt hat“. BArch, R 153/1322. Wolfgang Kohte an das Auswärtige Amt, Berlin, 8.5.1936.

⁵¹ BArch, R 153/1322. Deutsche Gesandtschaft, gez. Frhr. v. Stein, an das Auswärtige Amt, Prag, 17.6.1936.

⁵² *Ebenda*.

⁵³ BArch, R 153/1322. Notiz, Kohte, Berlin-Dahlem, 9.7.1936. – Kundt bezog sich damit auf Grossers Befürchtungen, die Broschüre könnte sich negativ auf die Stellung der SdP auswirken. So hatte Grosser in seinem Brief an Brackmann, in dem er diesen von der Notwendigkeit zu überzeugen versuchte, die Arbeit an der Broschüre einzustellen, geschrieben: „Ich bin mit anderen Prager Herren eben heute der Meinung, dass der Zeitpunkt [für die Veröffentlichung, O. K.] mit Rücksicht auf die heutige Lage nicht günstig ist; [die Broschüre, O. K.] kann der um ihre Existenz ringenden Sudetendeutschen Partei (Henlein war in London) angelastet und zu ihrer Auflösung mit herangezogen werden.“ BArch, R 153/1322. Otto Grosser an Albert Brackmann, Thumersbach, Salzburg (Hotel Pitter), 26.4.1936. – Grossers Befürchtungen sollten durch die Pläne des Theologen und Historikers Eduard Winter entkräftet werden, die dieser bei seinem Besuch der NOFG am 4.6.1936 vorgestellt hatte. Winters Aussagen zufolge fürchtete sich Grosser vor allem davor, dass „die Tschechen“ bei Erscheinen der Schrift in England „auf das Peinlichste“ nachforschen würden, wer sich an ihrem Zustandekommen beteiligt hatte, und die Verbindung zwischen der DU und der NOFG aufdecken würden. Daher schlug Winter vor, „die Tschechen“ auf eine falsche Fährte zu locken: „Für einen solchen ‚Blitzableiter‘ hält Prof. Winter den jetzt in München amtierenden Prof. San Nicolo bestens geeignet, da er den Tschechen schon längst als ‚Hetzer‘ bekannt ist. Man könnte seinen Namen gegebenenfalls in London bekannt werden lassen.“ BArch, R 153/1322. Wolfgang Kohte, Notiz über eine Besprechung mit Prof. Winter am 3.VI., Berlin-Dahlem, 4.6.1936.

geübt wurde, konnte Grosser nicht standhalten, so dass er im Juli 1936 der Veröffentlichung der Broschüre schließlich zustimmte.

Doch auch nachdem der Widerstand eines Teils der eingeweihten Professoren überwunden war, verzögerte sich die Herausgabe der Broschüre weiter. Der Grund dafür war die Schwierigkeit, in London einen geeigneten Verlag zu finden, da die ursprünglich ausgewählte Druckerei 1935 die gegen Hitler gerichtete Schrift „Hitler and the Nazi Dictatorship“ in ihr Programm aufgenommen hatte, die in den Augen der Herausgeber der Broschüre eine „Hetzschrift“ war.⁵⁴ Erst im Dezember 1936 gab Joseph Goebbels' Propagandaministerium die Zustimmung zum Druck der Broschüre bei „Robert Hale and Company“,⁵⁵ so dass sie schließlich im Herbst 1937 erschien.⁵⁶ Nun galt es nur noch, den erwünschten propagandistischen Effekt herbeizuführen. Dafür bediente sich die NOFG nicht nur ihres Kontakts zu Margarete Gärtner von der „Wirtschaftspolitischen Gesellschaft“,⁵⁷ sondern auch der Auslandskontakte der SdP. Bei einem Treffen Ende Dezember 1936 erhielt Kohte für die NOFG von Heinz Rutha ein Verzeichnis der Vertrauensleute der SdP in England.⁵⁸ Anfang Dezember 1937 verhandelte Kohte auch mit Kurt Oberdorffer, zu dieser Zeit Archivar in Brüx (Most) und Vertreter der NOFG in der Tschechoslowakei, sowie dem Kulturbefauftragten der SdP, Franz Höller.⁵⁹ Höller setzte sich dafür ein, dass nicht nur angesehenen tschechische Zeitungen und Zeitschriften ein Exemplar des Buches zugesandt bekamen, sondern auch Karel Čapek. Davon versprach er sich, dass Čapek, [...] der der hervorragendste Kopf unter den Literatenkreisen des Regierungslagers ist, die auf den guten Eindruck in England heute besonders großes Gewicht legen, den Eindruck dieser Broschüre in den breitesten Kreisen herumtragen [wird].⁶⁰

⁵⁴ BArch, R 153/1322. Antwort der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums, Berlin 19.9.1936, auf die Frage der NOFG bezüglich des Buches „Hitler and the Nazi Dictatorship“.

⁵⁵ BArch, R 153/1322. Brief des Auswärtigen Amtes an die NOFG, Berlin, 14.12.1936. – Ende April 1937 sandte die NOFG über die deutsche Botschaft London 75 britische Pfund an den Verlag Hale. BArch, R 153/1440. Deutsche Gesandtschaft an die NOFG, London, 22.4.1937.

⁵⁶ BArch, R 153/1440. Albert Brackmann an das Auswärtige Amt, z. h. v. H. [zu Händen von Herrn] Dr. Goeken, 16.10.1937.

⁵⁷ BArch, R 153/1440. Aktennotiz, Kohte, 7.12.1937. – Die Adressen in Skandinavien sollte die „Nordische Gesellschaft“ beisteuern, Margarete Gärtner sollte die Adressen in Großbritannien und den USA besorgen. Das Verzeichnis, das Kohtes Aufzeichnungen beiliegt, umfasst 300 Anschriften von Persönlichkeiten überwiegend aus amerikanischen akademischen Kreisen.

⁵⁸ BArch, R 153/1322. Notiz, Berlin-Dahlem, 21.12.1936, Kohte.

⁵⁹ Auf Empfehlung von Kurt Oberdorffer wurde diese Broschüre an eine ganze Reihe sudentendeutscher Periodika geschickt. Ein Exemplar überreichte Oberdorffer Konrad Henlein persönlich. BArch, R 153/1440. Notiz, Kohte, Berlin-Dahlem, 10.12.1937. – Zu Oberdorffer siehe: Němec, Jiří: Kurt Oberdorffer. In: Haar, Ingo/Fahlbusch, Michael/Berg, Matthias (Hgg): Handbuch der völkischen Wissenschaften. Personen – Institutionen – Forschungsprogramme – Stiftungen. München 2008, 444-448.

⁶⁰ Exemplare der Schrift gingen an die Redaktionen von „Venkov“ (Das Land), „Národ“ (Die Nation), „České Slovo“ (Tschechisches Wort), „Národní listy“ (Nationale Blätter), „Národní Osvobození“ (Nationale Befreiung) und „Přítomnost“ (Die Gegenwart). – Notiz, Kohte, Berlin-Dahlem, 10.12.1937 (vgl. Anm. 59).

1938 erreichte das Buch sogar eine zweite Auflage, die wiederum von der NOFG finanziert wurde.⁶¹ Indessen wurde die in Betracht gezogene deutsche Übersetzung nicht verwirklicht, da sie im Zusammenhang mit der Krise von München zunächst verschoben wurde⁶² und sich durch die nachfolgenden Ereignisse schließlich ohnehin erübrigte.

Nachwuchsförderung aus dem Deutschen Reich und Karriereplanung

Zu der Zeit, als sie mit der Vorbereitung der Publikation über die Prager Universität befasst war, begann die NOFG auch mit der Unterstützung des wissenschaftlichen Nachwuchses an der Deutschen Universität Prag. Die Initiative ging erneut von Gesemann wie auch von Eduard Winter aus, die im Akademischen Senat der Kommission für die Förderung des akademischen Nachwuchses saßen.⁶³ Bereits bei der bereits erwähnten Konferenz in Waldbärenburg-Schellerau Ende März 1935 hatte Gesemann die Unterstützung von Prager Assistenten durch die NOFG angeregt. Nach Gesprächen zwischen der NOFG und dem Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung erhielt die Universität die Zusage für drei Jahresstipendien, die Prager Assistenten den Aufenthalt an Hochschulen in Deutschland ermöglichen sollten.⁶⁴ Die Entscheidung über die Vergabe lag allein in der Kompetenz der Prager Senatskommission, die im August 1935 die ersten Kandidaten auswählte.⁶⁵ Das Stipendienprogramm, das bis 1938 lief, muss vor allem als

⁶¹ BArch, R 153/1441. Wolfgang Kohte an den Verlag Hale, Berlin-Dahlem, 20.4.1938. – In der zweiten Auflage sollte auf Verlangen von Boyce deutlich nachvollziehbar sein, welcher Autor welchen Beitrag verfasst hatte. Er war nämlich nicht sonderlich begeistert von Dawsons Text und von der Reaktion auf das Buch in den USA: „As I expected would be the case, some of my American friends are not pleased that I have written the essay for they think the book too much one of propaganda and written with too much of a Tendenz. I tried to avoid that in my part and I have explained to them that I had great confidence in professor Dawson as a scholar and writer of distinction to feel that he had been [...] biased.“ BArch, R 153/1441. Gray C. Boyce an Albert Brackmann, Princeton, 18.3.1938, Hervorhebung im Original.

⁶² BArch, R 153/1441. Albert Brackmann an William H. Dawson, 28.9.1938.

⁶³ BArch, R 153/1320. Otto Grosser an Albert Brackmann, Prag, 10.4.1935. – Zu Winter und seinem Weg vom sudetendeutschen Katholizismus der Zwischenkriegszeit zum DDR-Historiker: Němec, Jiří: Eduard Winter (1896-1982). „Eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der österreichischen Geistesgeschichte unseres Jahrhunderts ist in Österreich nahezu unbekannt.“ In: Hruza, Karel (Hg.): Österreichische Historiker 1900-1945. Lebensläufe und Karrieren in Österreich, Deutschland und der Tschechoslowakei in wissenschaftsgeschichtlichen Porträts. Wien, Köln, Weimar 2008, 619-676.

⁶⁴ Die NOFG und das Reichsministerium des Innern einigten sich darauf, die Assistenten aus Prag an den deutschen Hochschulen für jeweils ein Jahr als Volontäre mit einem monatlichen Stipendium von 150 RM anzustellen. Vgl. BArch, R 135/1320. Albert Brackmann an Otto Grosser, Berlin-Dahlem, 10.9.1935.

⁶⁵ Es handelte sich dabei um den Musikwissenschaftler Dr. Walter Wunsch, der nach Berlin gesandt wurde, Dr. Hans Kuderna, der eine Stelle am Institut für Geographie der Berliner Universität erhielt, sowie um Ing. Alois Schreyer, der an die Technische Hochschule München ging. BArch, R 153/1320. Rektorat DU (Gesemann) an den Generaldirektor der Staatsarchive (Brackmann), Prag, 23.9.1935. – Walter Wunsch wurde 1933 mit der Dissertationsschrift „Die Geigentechnik der südslawischen Guslaren“ (begutachtet von

eine Institution gesehen werden, mit deren Hilfe die involvierten Prager Professoren – in diesem Fall Gesemann und Winter – ihren Einfluss an der Universität zu vergrößern suchten. Dass sie ihren eigenen Schülern bzw. dem wissenschaftlichen Nachwuchs, der ihnen verbunden war, weitere Qualifizierungsmöglichkeiten sicherten, war nicht nur Ausdruck eines traditionellen Lehrer-Schüler-Verhältnisses, sondern zugleich auch ein Weg, eigene Kandidaten für künftig freiwerdende Posten an der Universität in Stellung zu bringen. Das Reservoir an qualifizierten Kandidaten, die ihren Lehrern sowohl fachlich als auch politisch nahe standen, wurde den reichsdeutschen Institutionen gegenüber in eindeutigen ideologischen Formulierungen dargestellt. So begründete Winter in seinen Gesprächen mit Kohte im Juni 1936 die Notwendigkeit, ein Programm für Assistentenstellen ins Leben zu rufen, wie folgt:

Es kommt vor allem darauf an, dass für so wichtige Fächer wie neuere Geschichte und deutsche Literaturgeschichte möglichst rasch deutscher Nachwuchs herangebildet wird, da sonst die Gefahr besteht, dass allein die Jüdin Kät[h]e Spiegel sich für neuere Geschichte habilitiert und dass nach dem früher oder später zu befürchtenden Weggang von Prof. Cysarz sein Ordinariat an den Juden Körner (Cohn) übergeht.⁶⁶

Trotz dieser Rhetorik wurden weder Eduard Winter, der ursprünglich katholischer Theologe gewesen war, noch der Slawist Gerhard Gesemann an der Universität als eindeutig „national“ orientiert angesehen.⁶⁷ Deshalb blieb die Tatsache, dass eben diese beiden Professoren aufgrund ihres Engagements in den sudeten-deutsch-reichsdeutschen Beziehungen recht bedeutende Kompetenzen in Personalfragen erlangten, die im akademischen Bereich stets aufmerksam verfolgt werden,

Gustav Becking und Gerhard Gesemann) promoviert, Hans Kuderna verteidigte im selben Jahr seine Dissertation zum Thema „Die staatsrechtlichen Anschauungen des Grafen Lev Thun“ (begutachtet von Wilhelm Wostry und Heinz Zatschek).

⁶⁶ BArch, R 153/1320. Notiz über eine Besprechung mit Herrn Prof. Winter am 3.6., Berlin-Dahlem, 4.6.1936.

⁶⁷ Damit möchte ich jedoch auf keinen Fall behaupten, dass es sich bei den von Winter überlieferten Aussprüchen um Verstellung gegenüber der geldgebenden reichsdeutschen Institution gehandelt habe. Winters Worte spiegelten die antisemitischen Ressentiments wider, die an der Fakultät herrschten und die den Universitätskarrieren beider Genannter im Wege standen. Die Historikerin Käthe Spiegel, Tochter von Ludwig Spiegel, Juraprofessor an der DU, scheiterte schließlich sogar zwei Mal an der Habilitation. Davon, dass die Gründe dafür nicht fachlicher Natur waren, zeugen die Quellen in ihrer Personalakte. AUK, Filozofická fakulta Německé univerzity v Praze [Philosophische Fakultät der Deutschen Universität Prag, FF NU], Kart. 55. – Siehe auch: Oberkofler, Gerhard: Käthe Spiegel. Aus dem Leben einer altösterreichischen Historikerin und Frauenrechtlerin in Prag. Innsbruck 2005. – Käthe Spiegel hatte das große Pech, in Konkurrenz zu Anton Ernstberger zu stehen, der für die Historiker an der DU aus politischen und ideologischen Gründen, aber auch aufgrund seines Geschlechts der weitaus akzeptablere Kandidat war. Bei ihrem ersten Versuch wollte Spiegel im selben Fach habilitiert werden wie Ernstberger, beim zweiten Versuch im Jahr 1936 schrieb Ernstberger, der damals bereits außerordentlicher Professor war, ein extrem einseitiges und negatives Gutachten zu der neuen Habilitationsschrift Spiegels. – Zu Käthe Spiegel auch: Hruza, Karel: Ein vergeblicher Hilferuf. Der Brief Käthe Spiegels. In: Bohemia 48 (2008) H. 1, 203-210. – Zu Körner und den Komplikationen, die sich bei seiner Habilitation ergaben, vgl.: Klausnitzer, Ralf: Josef Körner – Philologe zwischen den Zeiten und Schulen. Ein biographischer Umriss. In: Ders. (Hg.): Josef Körner: Philologische Schriften und Briefe. Göttingen 2001, 385-461.

nicht unbemerkt. Anfang Oktober versuchte der VDA, die Auswahl der Assistenten zu beeinflussen, und kritisierte, dass diese „einseitig in dem stark katholisch bestimmten Kreis um Professor Winter (Staffelsteiner u. a.) vorgenommen“ worden sei, während „unbedingt völkisch eingestellt[e] akademisch[e] Kreise“ über das neue Programm nicht ausreichend informiert worden seien.⁶⁸ Diese Intervention war erfolgreich: Nachdem der VDA Brackmann im November 1936 ein negatives Gutachten über die Kandidaten für die Assistentenstellen geschickt hatte,⁶⁹ blieb Kohte nichts anderes übrig, als Winter aufzufordern, bei der Auswahl der Kandidaten auf die politische Haltung der Assistenten zu achten.⁷⁰ Zudem verlangte er, künftig auch Ernst Swoboda, Professor an der Juristischen Fakultät, in das Verfahren einzubinden. So bot das Assistentenprogramm, das reichsdeutsche Organisationen entwickelt hatten, die im größeren Kontext der Politik gegenüber den Auslandsdeutschen operierten, den mit dem Nationalsozialismus sympathisierenden sudetendeutschen Wissenschaftlern Raum für politische und ideologische Kaderbildung.

Die Nachwuchsförderung bildete allerdings nur eine Form der Unterstützung der Deutschen Universität Prag durch die NOFG. Zeitgleich mit den Vorbereitungen des Assistentenprogramms wurde auf Anregung des Semitologen Adolf Grohmann die Idee entwickelt, dieses auf die Dozenten und Professoren auszuweiten.⁷¹ Hinter

⁶⁸ BArch, R 153/1320. VDA (Wissenschaftliche Abteilung) an die NOFG, Berlin, 1.10.1936, Vertraulich! Der VDA wies darauf hin, dass er sich auf der Grundlage der Informationen „durch unsere sudetendeutschen Verbindungsmänner“ an der Auswahl der Assistenten beteiligen werde, damit „die wenigen Stellen mit einwandfreien Kräften besetzt werden können“.

⁶⁹ Es handelte sich vor allem um Gutachten für Wilhelm Krause und Hans Kuderna, die der VDA Brackmann in Abschrift übersandte. BArch, R 153/1320. VDA (Wiss. Abteilung) an die NOFG, 26.11.1936, 1. Anlage. – In der Abschrift, die keine Unterschrift und kein Datum trägt, heißt es: „Inzwischen hat sich bei Dir Dr. Krause gemeldet. Es ist meine Pflicht, Dich über ihn zu informieren. Er ist Redakteur des katholischen Blattes ‚Volk und Glaube‘ und war lange Zeit als Staffelsteiner Vorsitzender der studentischen Völkerbundliga, bei der auch Kuderna kräftig mitwirkte. Krause war nie bei der S. d. P., Kuderna ist jetzt in Prag als Korpsführer des internationalen Scout-Verbandes tätig. Krause ist einer der Führenden in der katholischen Jugend, deshalb wollte er ja auch nach Bonn oder Münster. Beide, Krause und Kuderna, haben schon des öfteren Stipendien in Deutschland genossen. Ihre wissenschaftliche Tätigkeit ist bisher noch nicht bekannt [...]“. Auf dieses Schreiben reagierte der VDA mit einer offenen Drohung: „Wir werden durch entsprechende Vorkehrungen dafür sorgen müssen, dass künftig nur völkisch einwandfreie sudetendeutsche Wissenschaftler für die zu besetzenden Assistentenstellen vorgeschlagen werden.“ *Ebenda*.

⁷⁰ Das geschah bei einem Gespräch, das Kohte mit Winter, Grosser, Swoboda, Pfitzner und anderen über die Assistentenstellen führte. Die Besprechung fand Ende Dezember offensichtlich an der DU statt. BArch, R 153/1320. Notiz (Kohte), 30.12.1936. – Dank dieser Intervention wurden auch „nationale Kreise“ an der Universität in die Auswahl der Assistenten eingebunden. Das Stipendium für das akademische Jahr 1937/38 erhielt z. B. Dr. Karl Vogt, den Pfitzner „sehr warm“ empfohlen hatte. BArch, R 153/1320. Otto Grosser an Albert Brackmann, Prag, 25.6.1937. – Neben Vogt, der an die Universität Göttingen ging, erhielten Dr. Feest (Berlin) und Dr. Strobl (München) Stipendien aus dem Programm. Siehe: BArch, R 153/1320. REM (gez. Kasper) an Albert Brackmann, Berlin, 4.9.1937.

⁷¹ Grohmann besuchte Kohte am 28.10.1935 in Berlin und trug ihm den Vorschlag vor, Prager Dozenten und Professoren zu unterstützen. Am selben Tag verhandelte er auch mit Brackmann über die Förderung von Prager Hochschullehrern. Kohte organisierte für Grohmann

dieser Initiative standen vor allem persönliche Motive: Denn persönliche Kontakte zu deutschen Universitäten steigerten die Chance auf einen Ruf an eine reichsdeutsche Universität beträchtlich – der Karriere Traum vieler Prager Professoren.

Grohmanns Plan, der offenbar mit Kenntnis eines Teils des Akademischen Senats entstanden war, beinhaltete nicht nur Gastvorlesungen im Reich, sondern auch Semesterververtretungen freier Lehrstühle an deutschen Universitäten durch Professoren aus Prag. Brackmann nahm diesen Vorschlag auf und begann, mit den zuständigen Stellen im Reich zu verhandeln. Ihm zufolge versprachen sich die „sudetendeutschen“ Hochschulen von dem Programm die Unterstützung des Lehrkörpers durch das Reich, wodurch die „Festigung des Zusammenhalts im Rahmen der deutsche[n] Hochschullehrerschaft überhaupt“ und eine „Rückenstärkung für den einzelnen Dozenten“ erzielt werden sollte, der „einmal im Reich gewesen ist“.⁷²

Der ursprüngliche Plan, die Lehrenden an den deutschen Hochschulen in der Tschechoslowakei zu unterstützen, den Winter und Pfitzner vorgelegt hatten, wurde schon bald um ein Projekt erweitert, in dessen Rahmen Gastvorlesungen in Deutschland und der Tschechoslowakei stattfinden und in das auch tschechische Wissenschaftler eingebunden werden sollten. Das vorrangige Ziel dieser Austauschvorlesungen lag darin, den sudetendeutschen Professoren und Dozenten den Weg ins Reich zu ebnen, da es einfacher sein würde, „die sudetendeutschen Hochschulen stärker mit dem reichsdeutschen Geistesleben in Verbindung zu bringen, wenn in gewissem Umfang auch die Tschechen an diesem Austausch teilnehmen“.⁷³

In Prag war es in erster Linie Eduard Winter, der sich der Vorbereitung des Projekts annahm, als tschechischen Partner schlug er die Historiker Josef Pekař oder Josef Šusta vor.⁷⁴ Im August 1936 informierte Brackmann schließlich das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung sowie das Auswärtige Amt offiziell von dem Vorhaben.⁷⁵

zudem einen Besuch im Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. BArch, R 153/1324. Notiz (Kohte), 29.10.1935.

⁷² BArch, R 135/R 1324. Albert Brackmann an Ministerialdir. Vahlen, Berlin-Dahlem, 28.10.1935.

⁷³ Siehe: BArch, R 153/1416. Handschriftlicher Entwurf für den Brief von Brackmann an Grosser ins österreichische Thumersbach bei Zell am See, 16.7.1936.

⁷⁴ Der Niederschrift des Gesprächs zwischen Kohte und Winter zufolge, das am 3.6.1936 in Berlin stattfand, hatte sich Winter auch mit Pekař getroffen und mit ihm über die Möglichkeit, eine Vorlesung in Berlin zu halten, gesprochen, die allerdings an Pekařs schlechtem Gesundheitszustand scheiterte. An Pekařs Stelle schlug Winter daher Šusta vor, der Winter zufolge allerdings „im Gegensatz zu Pekař zunächst Weisungen von dem Außenminister Krofta einziehen und sich bei einer solchen Vortragsreihe sehr diplomatisch, vorsichtig verhalten“ würde. BArch, R 153/1416. Notiz, Kohte, 4.6.1936.

⁷⁵ BArch, R 153/1416. Albert Brackmann an REM/AA, Berlin-Dahlem, 27.8.1936. – Für die tschechische Seite schlug Brackmann außer Pekař und Šusta auch F. X. Šalda und Bedřich Hrozný vor. Dabei hielt er es für sinnvoll, „nicht sogleich einen Tschechen nach Berlin, an die größte Universität des Reiches einzuladen“. Für den Anfang brachte Brackmann Leipzig ins Gespräch. In welchem Umfang die genannten tschechischen Professoren wirklich über das Austauschprogramm informiert waren, bleibt indessen eine offene Frage. Anhaltspunkte liefern lediglich der genannte Verweis von Winter auf sein Gespräch mit Pekař und der zitierte Brief, in dem Brackmann berichtet, dass Pfitzner bereits mit einem Vorstands-

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch das Verzeichnis deutscher Professoren aus Prag, das Otto Grosser Brackmann als Kandidatenliste für Vorlesungen im Reich vorlegte – es enthielt ausschließlich Namen von Professoren, bei denen man davon ausgehen kann, dass sie in die Zusammenarbeit mit der NOFG eingeweiht waren. Von der Philosophischen Fakultät schlug Grosser die Historiker Wilhelm Wostry, Anton Ernstberger, Heinz Zatschek und Josef Pfitzner vor, ferner den Ur- und Frühgeschichtler Leonhard Franz; dazu kamen der Germanist Ernst Schwarz, der Slawist Gerhard Gesemann, der Kunsthistoriker Karl-Maria Swoboda, der Musikwissenschaftler Gustav Becking sowie Eduard Winter, der zu dieser Zeit neben seinem Ordinariat an der Theologischen Fakultät auch Dozent an der Philosophischen Fakultät war.⁷⁶ Die Austauschvorlesungen und vor allem die Tätigkeit deutscher Hochschullehrer aus der Tschechoslowakei an reichsdeutschen Hochschulen, die den eigentlichen Zweck des ganzen Unternehmens darstellten, wurden allerdings nicht realisiert. Das Auswärtige Amt in Berlin lehnte sie mit dem nicht näher ausgeführten Verweis auf die „momentane politische Situation“ ab.⁷⁷

Weitaus erfolgreicher war indessen die Zusammenarbeit zwischen der NOFG und einem Teil der deutschen Wissenschaftler in der Tschechoslowakei bei der Unterstützung außeruniversitärer Forschungseinrichtungen, also bei Konferenzen und kulturpolitischen Aktionen. War es den reichsdeutschen Institutionen bei den vorangegangenen Programmen vor allem deswegen gelungen, ihren Einfluss im sudetendeutschen Milieu geltend zu machen, weil sich die Prager Professoren von der Zusammenarbeit Anerkennung im In- und Ausland erhofften und einige unter ihnen danach strebten, Kontakte mit dem Prestige verheißenden deutschen Universitätsmilieu aufzubauen und darüber ihre Stellung an der eigenen Alma Mater zu stärken, spielten im zweiten Fall finanzielle Belange die Hauptrolle. Die Schlüsselstellung hatte hier auf sudetendeutscher Seite der Germanist Erich Gierach inne. Von ihrer Entstehung an unterhielt Gierach enge Kontakte mit der „Südostdeutschen Forschungsgemeinschaft“ (SOFG) sowie mit der NOFG, die sich z.B. an der Finanzierung der Hochschulwoche in Mährisch-Neustadt (Uničov) im Sommer 1936 beteiligte.⁷⁸ Die Verhandlungen darüber wurden vom „Deutschen Verband für

mitglied des „Historischen Klubs“ (Historický klub) über den Austausch von Vorlesungen gesprochen habe. *Ebenda*.

⁷⁶ BArch, R 153/1416. Otto Grosser an Albert Brackmann, Thumersbach bei Zell am See, 27.8.1936, Handschrift.

⁷⁷ Das Auswärtige Amt informierte die NOFG in seinem Schreiben vom 9.11.1936 über seine ablehnende Haltung. BArch, R 153/1416. AA an Brackmann, Berlin, 9.11.1936. – Allerdings wurden die Verhandlungen über das Programm fortgesetzt; im Januar 1937 äußerte der deutsche Gesandte Ernst von Eisenlohr jedoch Zweifel daran, dass das Programm in nächster Zeit realisiert werden könnte, und begründete dies mit der angeblich andauernden „tschechoslowakische[n] Verhaftungspsychose“. BArch, R 153/1416. Eisenlohr (Deutsche Gesandtschaft Prag) an Auswärtiges Amt, Prag, 29.1.1937.

⁷⁸ Das Treffen sollte ursprünglich im Rahmen der sudetendeutschen Kulturwoche im Mai 1936 stattfinden, die als Rahmen für den Parteitag der SdP in Aussig (Ústí nad Labem) geplant war. BArch, R 153/1316. Notiz Kohtes über sein Gespräch mit Gierach. – Nachdem der Parteitag verboten worden war, musste eine Ersatzlösung gefunden werden – dieses Mal vor allem ohne offensichtliche Verbindung zur SdP, so kam man auf die Hochschulwoche in Mährisch-Neustadt. Bei dieser Wahl spielte auch das zeitgleich stattfindende

Heimatsforschung und Heimatbildung“ organisiert, dessen Vorsitzender bis Mai 1936 eben Gierach gewesen war.⁷⁹ Während die SOFG die Beteiligung der österreichischen Gäste unter der Führung des Historikers Hans Hirsch finanzierte, kam die NOFG für die Teilnahme der reichsdeutschen Delegation auf, die von dem Breslauer Historiker Hermann Aubin geleitet wurde.⁸⁰

Diese finanzielle Unterstützung von deutscher Seite hatte eine politisch-ideologische Dimension, da die NOFG Kohte zufolge die Aufgabe erfüllte, „die volkspolitisch-wissenschaftliche Tätigkeit im Grenz- und Auslandsdeutschtum des Ostens zu fördern“. Die Verhandlungen in Mährisch-Neustadt sollten der „Besprechung der Fragen sudetendeutscher Heimatsforschung“, dem Zusammenkommen „der reichsdeutschen, sudetendeutschen und deutschösterreichischen Volkstumsforscher“ und der Einführung „junger reichs- und sudetendeutscher Wissenschaftler in die schwebenden wissenschaftlichen Fragen“ dienen. Die Bedeutung des Treffens in Mähren wurde dabei hoch veranschlagt, denn, so Kohte in seinem Bericht: „Eine andere Möglichkeit, volkspolitisch eingestellte Wissenschaftler aus verschiedenen Teilen des deutschen Sprachgebietes zusammenzuführen besteht in absehbarer Zeit nicht.“⁸¹

Von den Professoren der Deutschen Universität Prag brachte sich Josef Hanika bei den Hochschulwochen mit einer Vorlesung über Volkstrachten ein,⁸² Wilhelm Weizsäcker las über die Entwicklung des Stadtrechts in den „Sudetenländern“, Wilhelm Wostry trug über „Das Deutschtum zwischen Hussitenzeit und Dreißigjährigem Krieg“ vor und Pfizner sprach über die Entwicklung des Sudetendeutschtums vom Landespatritismus bis „zur politischen Einigung unter Konrad Henlein“.⁸³

Treffen des „Bundes der Deutschen“ in Mährisch Schönberg (Šumperk) eine Rolle, dessen Teilnehmer der Hochschulwoche einen Besuch abstatteten. BArch, R 153/1316. Bericht über die 14. Sommerhochschulwoche in Mährisch-Neustadt, Berlin-Dahlem, 13.8.1936.

⁷⁹ Gierach wurde nach seinem Wechsel nach München im Vorstand des Vereins von Wilhelm Weizsäcker ersetzt. BArch, R 153/1316. Rundschreiben. Deutscher Verband für Heimatsforschung und Heimatbildung in der tschechoslowakischen Republik. Adresse: Reichenberg, Turmgasse 9, Ende Mai 1936.

⁸⁰ BArch, R 153/1316. Bericht über die 14. Sommerhochschulwoche in Mährisch-Neustadt, Berlin-Dahlem, 13.8.1936. – Damit knüpfte die NOFG an die Unterstützung an, die sie der Reichenberger Hochschulwoche im Jahr 1935 gewährt hatte. Siehe: BArch, R 153/1316.

⁸¹ BArch, R 153/1316. Wolfgang Kohte an die Devisenkommission, Vertraulich, Berlin-Dahlem 6.6.1936. – In diesem Brief bat Kohte um die Zuteilung von Devisen (tschechoslowakischen Kronen) zur Finanzierung der deutschen Teilnahme an dem Treffen. Wie aus der weiteren Korrespondenz hervorgeht, wurde sein Antrag positiv beschieden.

⁸² Zu Hanika: Weger, Tobias: „Völkische“ Wissenschaft zwischen Prag, Eger und München. Das Beispiel Josef Hanika. In: Brenner, Christiane/Franzen, K. Erik/Haslinger, Peter/Luft, Robert (Hgg.): *Geschichtsschreibung zu den böhmischen Ländern im 20. Jahrhundert. Wissenschaftstraditionen – Institutionen – Diskurse*. München 2006, 177-208 (BWT 28). – Zückert, Martin: Josef Hanika (1900-1963). *Volkskundler. Zwischen wissenschaftlicher Forschung und „Volkstumskampf“*. In: Glettler/Mišková (Hgg.): *Prager Professoren 205-220* (vgl. Anm. 11). – Zur sudetendeutschen Volkskunde jetzt: Lozoviuk, Petr: *Interethnik im Wissenschaftsprozess. Deutschsprachige Volkskunde in Böhmen und ihre gesellschaftlichen Auswirkungen*. Leipzig 2008.

⁸³ BArch, R 1316/16. Bericht über die 14. Sommerhochschulwoche in Mährisch-Neustadt, Berlin-Dahlem, 13.8.1936.

Daneben beteiligte sich Gierach, der zu dieser Zeit bereits Professor an der Universität München war, auch an der Organisation und Mitfinanzierung der folgenden Hochschulwochen, die im Juli 1937 in Böhmisches Leipa (Česká Lípa) stattfanden. Er reiste mit einer ganzen Gruppe Münchner Studenten zu dem Treffen an;⁸⁴ für die Mitglieder der reichsdeutschen Delegation hatte die NOFG wiederum die Reisekosten übernommen.

Allerdings vermittelte Gierach nicht nur für solche Unternehmen Unterstützung aus Deutschland, sondern leitete auch Anträge auf finanzielle Förderung von Projekten ihm nahe stehender sudetendeutscher Wissenschaftler und der von ihnen geleiteten „heimattreuen“ Kultur- und Bildungsinstitutionen an die NOFG weiter. So erfreuten sich ab Mitte der 1930er Jahre sowohl die Reichenberger „Anstalt für Sudetendeutsche Heimatgeschichte“, die Gierach gegründet und bis zu seinem Weggang nach München 1936 geleitet hatte, finanzieller Unterstützung aus Deutschland als auch Projekte zur Siedlungsgeschichte, Toponomastik, Onomastik und anderen heimatkundlichen Forschungsthemen, denen Gierach verbunden war.⁸⁵

Fazit

Das Geld, das die NOFG in den 1930er Jahren zur Unterstützung kulturpolitischer Aktivitäten und Projekte in die Tschechoslowakei schickte, war einerseits Ausdruck der Bemühungen, den „Volksgenossen“ im Ausland zu helfen. Andererseits – und vielleicht sogar in erster Linie – war es dazu bestimmt, Kontakte zwischen der sudetendeutschen Wissenschaft und reichsdeutschen Partnern herzustellen. Dieser zielgerichtete Aufbau persönlicher Beziehungen zwischen einem Teil der deutschsprachigen Wissenschaft in der Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit mit Repräsentanten der reichsdeutschen Wissenschaft über wissenschaftliche oder kulturelle Veranstaltungen erlaubte es der NOFG nicht nur, Informationen über das sudetendeutsche wissenschaftliche Milieu zu sammeln. Die Unterstützung bildete zugleich auch die Voraussetzung für die gezielte Beeinflussung der wissenschaftlichen und

⁸⁴ BArch, R 53/1443. Bericht über die 15. sudetendeutsche Hochschulwoche in Böhmisches Leipa 4.-11.7.1937 (ohne Datum).

⁸⁵ Über die Unterstützung der beiden Reichenberger Institutionen „Anstalt für Sudetendeutsche Heimatgeschichte“ und „Bücherei der Deutschen“, diverser toponomastischer und onomastischer Forschungsprojekte sowie von Publikationen aus diesen geplanten Projekten verhandelte Gierach im Dezember 1935 mit Wolfgang Kohte in Berlin. Siehe: BArch, R 153/1343. Aufzeichnungen Kohte. – Wie auch aus den Formulierungen in diesen Dokumenten hervorgeht, handelte es sich dabei nicht um den ersten Fall finanzieller Unterstützung für Gierach. Diese Vermutung belegen auch die Nachweise über die Finanzierung der von Gierach und Emil Lehmann geleiteten „Deutschen Gesellschaft für Volksbildung“ aus Deutschland. Diese Nachweise wurden im Rahmen einer Hausdurchsuchung in den Räumlichkeiten der Gesellschaft gefunden, die die tschechoslowakische Polizei im September 1933 durchführte. Es zeigte sich unter anderem, dass der Gesellschaft im Februar 1933 insgesamt 8 000 RM aus Breslau angewiesen worden waren; der Absender war nicht zu ermitteln. NA, PZÚ, 207-1311-9. Policejní ředitelství v Liberci Státnímu zastupitelství v Liberci [Polizeidirektion Reichenberg an die Staatsanwaltschaft Reichenberg], Liberec, 19.9.1933, Opis [Abschrift].

politisch-ideologischen Entwicklung im Sinne des nationalsozialistischen Deutschland.

Dieser Schluss gilt allerdings für sämtliche oben beschriebenen Aktivitäten der NOFG in der Tschechoslowakei der 1930er Jahre. Denn die NOFG und alle „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“ stellten das logistische Zentrum eines auf spezifische Art instrumentalisierten Wissenschaftsverständnisses dar, das auf einer engen Verknüpfung von Wissenschaft, Propaganda und Konformitätsbildung in Lehre und Forschung im „Dritten Reich“ basierte. Durch die finanzielle, organisatorische, personelle und ideologische Unterstützung der sudetendeutschen Wissenschaft konnte die NOFG das „Terrain sondieren“, Kontakte anbahnen und ausbauen sowie Informationen gewinnen. Darüber gelang es ihr schon bald, informell an der Positionierung der ihr gewogenen Wissenschaftler an der Prager Deutschen Universität und der Ausrichtung der dortigen Forschung mitzuwirken. So trug sie zur Entstehung und Festigung eines sozial und institutionell verankerten Netzwerkes in der deutschsprachigen Wissenschaft der Tschechoslowakei bei, das den gleichen politischen und ideologischen Zielen diente wie der reichsdeutsche Partner sowie ein ähnliches Verständnis von Wissenschaft und deren gesellschaftlicher Aufgabe pflegte. Somit konnten reichsdeutsche Stellen in Prag mit bereitwilliger Zusammenarbeit rechnen. Einige der Professoren waren ohnehin Vertreter eines scharfen Nationalismus und Antisemitismus, somit Feinde der Tschechoslowakischen Republik. Für eine Reihe anderer waren die Unterstützung und das Interesse seitens des Deutschen Reiches umso eher annehmbar, je weniger der tschechoslowakische Staat während der Wirtschaftskrise bereit und in der Lage war, die Voraussetzungen für eine pragmatische Loyalität zu schaffen. Dazu hätten zweifellos die finanzielle Förderung der Forschung an der Universität, die Vergabe von Stipendien sowie die Unterstützung von Publikationen gehört. Und nicht zuletzt: Boten sich dank der NOFG nicht die ersehnten Karrierechancen an angesehenen reichsdeutschen Universitäten?

Die Abwendung deutscher Professoren und Studenten von der Tschechoslowakei erreichte in einer Sitzung der „völkischen Professoren und Studenten sämtlicher völkischer Vereinigungen der deutschen Hochschulen in Prag“ im März 1938 im Deutschen Haus ihren Höhepunkt, bei der diese „begeistert den Anschluss der Ostmark an das deutsche Mutterland“ feierten,⁸⁶

[...] durch den eine zielbewusste kulturelle und völkische Zusammenarbeit Großdeutschlands und ein mächtiger Auftrieb seiner geistigen Kräfte gesichert wird. Auch die sudetendeutschen Hochschulen müssen in die Lage versetzt werden aus diesem Zusammenschluss neue Kraft zu schöpfen. Hierzu ist die enge Zusammenarbeit mit den Lehranstalten und Instituten des gesamten deutschen Kulturkreises unerlässlich. Seit Jahren aber wird eine solche wissenschaftliche Zusammenarbeit planmäßig vereitelt.⁸⁷

Um diesen „unhaltbaren Zuständen“ ein Ende zu bereiten, übersandte die Versammlung, bei der der Germanist Herbert Cysarz als Hauptredner auftrat, Präsident

⁸⁶ AKPR, KPR, sign. D 12372/38, Kart. 133. An die Kanzlei des Herrn Staatspräsidenten, Prag, 25.3.1938, Abschrift.

⁸⁷ *Ebenda.*

Beneš einen Katalog von insgesamt acht Forderungen. Ein Teil dieser Forderungen war zuvor schon von der Prager Deutschen Universität vorgebracht worden, wurde nun aber radikaler formuliert – so z.B. der „sofortige“ Baubeginn eines neuen Universitätsgebäudes oder „die Aufhebung des auf einer geschichtlichen Fiktion beruhenden Gesetzes vom 19. Februar 1920, mit welchem man die deutsche Universität ihrer Vergangenheit zu berauben versuchte“. Andere jedoch entsprangen der konkreten Situation des Frühjahrs 1938 und zielten auf die vollständige Nazifizierung der Universität. So wurde offen gefordert:

Die Aufhebung des Verbots der deutschen Bücher und Zeitschriften [...]. Die Aufhebung [...] der Einschränkung des Rundfunkhörens [...]. Die Erlaubnis des ungehinderten Besuches von deutschen Hochschulen ausserhalb dieses Staates [...]. Die ungehinderte Zulassung ausländischer deutscher Gelehrter, Schriftsteller und Künstler zu Vorträgen [...]. Die uneingeschränkte Bewahrung der Autonomie unserer deutschen Hochschulen [...]. Die ungehinderte Zulassung deutscher Gelehrter bei Berufung auf die an unseren deutschen Hochschulen erledigten Lehrkanzlen [...] unter den gleichen Bedingungen, wie sie für Inländer gelten [...]. Beseitigung der unerträglichen Gesinnungserforschung bei Besetzungen von staatlichen Stellen, der Verleihung von Stipendien u. dgl. [...].⁸⁸

Die oben vorgestellten Beispiele der Zusammenarbeit zwischen der Deutschen Universität Prag und der NOFG dürfen selbstverständlich nicht überbewertet werden; auch können sie keineswegs als einzige und erschöpfende Erklärungen für die Beweggründe des Handelns und der Veränderungen dienen, die sich im Denken eines Teils der Prager Professoren vollzogen. Allerdings zeigen sie anhand konkreter Vorgänge, wie diese Professoren der Tschechoslowakei ihre pragmatische Loyalität aufkündigten und sich radikalisierten, Handlungsstrategien einzelner Akteure werden sichtbar und nachvollziehbar. Für den Prozess der persönlichen und politischen Identifikation dieses Teils der Prager deutschen Hochschullehrer mit dem nationalsozialistischen Deutschland und dessen Wissenschaftsverständnis, der bereits lange vor der Eingliederung der Deutschen Universität Prag in das deutsche Wissenschafts- und Verwaltungssystem begonnen hatte, waren daher mehrere Faktoren maßgeblich: Entscheidend waren ohne Zweifel die gezielte reichsdeutsche Politik auf der einen und die Bereitschaft, sich auf die angebotene Zusammenarbeit einzulassen, auf der anderen Seite. Hinter dieser Bereitschaft standen nicht zuletzt auch die Karrierewünsche der Prager deutschen Professoren.

Aus dem Tschechischen von Christiane Brenner

⁸⁸ *Ebenda.*

Barbara Würrstl

VOM RÜSTUNGSWERK ZUR IDEALSTADT

Urbanistische und militärische Interdependenzen in der Planung der Vertriebenenstadt Waldkraiburg und dem zeitgenössischen Theoriekontext¹

Die oberbayerische Kleinstadt Waldkraiburg, etwa 80 Kilometer östlich von München am Inn gelegen, ist mit ihren 24 000 Einwohnern die größte Stadt des Landkreises Mühldorf. Erwähnenswert wird dies vermutlich erst angesichts der Tatsache, dass es sich mit 60 Jahren auch um dessen jüngste Stadt handelt (Abb. 1). Waldkraiburg ist eine der fünf so genannten Vertriebenenstädte in Bayern, die nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet wurden.² Sie leisteten einen – prozentual allerdings kleinen – Beitrag zur dauerhaften Unterbringung von Vertriebenen und Flüchtlingen, deren Hauptanteil in Bayern aus den böhmischen Ländern stammte. Doch diese neuen Städte waren weder eine Erweiterung vorhandener Dörfer, noch entstanden sie auf der grünen Wiese. Den Ausgangspunkt bildete für alle fünf das Gelände ehemaliger, Ende der 1930er Jahre angelegter Rüstungswerke, wobei die nach Kriegszerstörung und nachträglichen Sprengungen verbliebene Bebauung zu großen Teilen in die neu entstehende Form einbezogen wurde. Bei den Vertriebenenstädten handelte es sich um Neuplanungen, die zugleich eine vorhandene (Infra-)Struktur berücksichtigen konnten und mussten.

Schon in den architekturtheoretischen Debatten der 1920er und 1930er Jahre hatte die Konzeption neuer „funktionaler Städte“ eine bedeutende Rolle gespielt.³ Mit den „new towns“ in Großbritannien wurden in der Nachkriegszeit erstmals in großem Umfang Städte vom Reißbrett realisiert, was im übrigen Europa mit Interesse verfolgt wurde.⁴ Vor diesem Hintergrund ist es erstaunlich, dass die Vertriebenenstädte als die ersten tatsächlichen Neugründungen der Bundesrepublik in der Literatur zum Wiederaufbau in Deutschland bisher nicht thematisiert und auch nicht im Kontext der Planungstheorien der Nachkriegszeit analysiert wurden.⁵

¹ Der Text stellt einen Auszug aus meiner Magisterarbeit am Institut für Kunstgeschichte der Universität Leipzig dar, auf der ein Dissertationsvorhaben über die Vertriebenenstädte in Bayern als städtebauliches Phänomen der Nachkriegszeit aufbaut.

² Neben Waldkraiburg gehören Traunreut und Geretsried in Oberbayern in diese Reihe, sowie Neutraubling bei Regensburg und Kaufbeuren-Neugablonz im Allgäu; bei der letzten Neugründung handelt es sich zwar um einen Stadtteil, dieser kommt in Größe und Ausstattung allerdings einer eigenständigen Stadt nahe.

³ Titel der CIAM-Tagung (Congrès International d'Architecture Moderne) im Jahr 1933. – Vgl. dazu z.B. *Albers, Gerd*: Zur Entwicklung der Stadtplanung in Europa. Braunschweig 1997, 193–195.

⁴ *Ebenda* 213 f.

⁵ Unter dem Schlagwort der „neuen Städte“ wurden in den 1950er und 1960er Jahren ent-



Abb. 1: Luftbild der Stadt Waldkraiburg von 1960.

Die wirtschaftsgeografischen Publikationen zu den bayerischen Vertriebenenstädten, die in großer Zahl erschienen sind, beschäftigen sich hauptsächlich mit den landesplanerischen Auswirkungen der Industrieansiedlung in bis dahin agrarisch geprägten Regionen.⁶ Der ehemalige Leiter der Ortsplanungsstelle, Otto Schütz, macht in seiner umfangreichen Arbeit zu den „neuen Städten und Gemeinden in Bayern“ einige Angaben zur Stadtkonzeption,⁷ allerdings wird hier aus einer subjektiven und normativen Expertensicht der 1960er Jahre geschrieben, die zudem lückenhaft bleibt.⁸ Obwohl daneben zahlreiche geografische Abschlussarbeiten entstanden sind, analysiert nur ein 1955 als Seminararbeit verfasster Text auch die Stadtplanung einer Vertriebenenstadt. Die Autorin zeigt für das Beispiel Waldkraiburg die grundsätzlichen Komponenten der Planung auf, allerdings ohne theoretische Einbettung und ohne Bezugnahme auf das Rüstungswerk.⁹ Eine 1954 erschienene Monografie und ein 1959 entstandener Aufsatz der Soziologin Elisabeth Pfeil untersuchen die Vertriebenenstädte im städtebauththeoretischen Kontext und ziehen unter anderem Vergleiche zu den englischen Neugründungen, gehen dabei aber nicht auf die konkrete Stadtplanung im Einzelfall ein.¹⁰

standene Großwohnsiedlungen geführt und untersucht, ohne die Vertriebenenstädte in diesen Kontext einzubeziehen. Vgl. z. B. *Irion, Ilse/Sieverts, Thomas*: Neue Städte. Experimentierfelder der Moderne. Stuttgart 1991. – *Düwel, Jörn/Gutschow, Niels*: Städtebau in Deutschland im 20. Jahrhundert. Ideen – Projekte – Akteure. Stuttgart, Leipzig, Wiesbaden 2001, 191 f. – Zum Wiederaufbau in der Bundesrepublik vgl. außerdem *Durth, Werner/Gutschow, Niels*: Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands. 2 Bde. Braunschweig, Wiesbaden 1988. Oder als gekürzte Taschenbuchausgabe *Dies.*: Träume in Trümmern. Stadtplanung 1940-1950. München 1993. – *Dieffendorf, Jeffery M.*: In the Wake of War: The Reconstruction of German Cities after World War II. New York 1993.

⁶ Vgl. z. B. *Guthsmuths, Willi*: Die Eingliederung als Gegenstand der Landesplanung. In: *Raumforschung und Raumordnung* 16 (1958) H. 3, 129-139. – *Witzmann, Karlheinz*: Die Bedeutung der drei neuen Gemeinden Oberbayerns. In: *Waldkraiburg – Geretsried – Traunreut*. Sonderausgabe der Zeitschrift „Bayerland“. München o. J. [1960/61] 34-40. – *Maier, Jörg u. a.*: Die neuen Städte und Gemeinden in Bayern und ihre Entwicklung seit 1963. Hannover 1986 (Veröffentlichungen der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Hannover/Beiträge 94).

⁷ *Schütz, Otto*: Die neuen Städte und Gemeinden in Bayern. Hannover 1967 (Veröffentlichungen der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Abhandlungen Bd. 48).

⁸ Zur städtebaulichen Entwicklung Waldkraiburgs 74-77. Eine knappe Zusammenfassung für alle Städte findet sich auf 191-196.

⁹ *Schuster, Grete*: Waldkraiburg als Beispiel einer geplanten Siedlung. Wirtschaftsgeographische Hausarbeit. Technische Hochschule München 1955. [Maschinenschrift].

¹⁰ In der Monografie von 1954 sollte anhand der bayrischen Stadtgründungen das Programm des so genannten Illgner-Plans, der vorsah, die Idee der Stadtgründung auf ehemaligen Rüstungswerken als Ansiedlungskonzept für Vertriebene auf die ganze Bundesrepublik auszuweiten, auf seine Umsetzbarkeit untersucht werden. Der ehemalige I. G.-Farben-Chef Max Illgner, der zeitweilig die Planungsgruppe für die in Nordrhein-Westfalen entstandene Vertriebenenstadt Espelkamp geleitet hatte, veröffentlichte seine Idee 1949 als Denkschrift und setzte die von ihm mitgeplante Stadt als Modell. *Pfeil, Elisabeth*: Neue Städte auch in Deutschland. Stadtgründungen auf der Grundlage gewerblicher Flüchtlingsunternehmen. Göttingen 1954 (Monographien zur Politik 3). – *Dies.*: Städtische Neugründungen. In: *Lemberg, Eugen/Edding, Friedrich*: Die Vertriebenen in Westdeutschland. Ihre

Das Gros der Literatur besteht aus Jubiläumsschriften, Stadtchroniken und ähnlichen Texten der Heimatliteratur zu diesem Thema. Hier werden die Städte isoliert betrachtet, die Texte lassen eine zeithistorische Einordnung, vor allem der städtebaulichen Planung, kaum zu und liefern gattungsbedingt meist keine Quellenbelege.¹¹ Auch in einigen Texten des sudetendeutschen Volkskundlers Alfred Karasek-Langer, der sich als einer der ersten seines Faches mit der Integration der Vertriebenen in den Ankunftsgebieten beschäftigte, werden die Vertriebenenstädte als Neugründungen thematisiert. Karasek-Langers Deutungen und Vokabular sind jedoch mit Vorsicht zu genießen, etwa wenn er die Stadtgründungen verklärend als Fortsetzung der mittelalterlichen „Ostkolonisation“ interpretiert, für die die Sudetendeutschen quasi prädestiniert gewesen seien: Die Stadtgründungen „beweisen, daß in unserem Volke trotz langer Pause die Kraft dazu noch nicht erloschen war.“¹²

Eine sachlichere Einschätzung findet sich in der Geschichtswissenschaft, die die Vertriebenenstädte im Kontext der Nachkriegsintegration in Bayern thematisiert hat. Hier liegt der Fokus vor allem auf wirtschaftlichen und arbeitsmarktpolitischen Fragen. Für städtebauliche Aspekte, aber auch für eine detaillierte Behandlung der Akteursgruppen und Entscheidungsprozesse fehlt in dieser Perspektive der Raum.¹³

Eingliederung und ihr Einfluss auf Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Geistesleben. Bd. I. Kiel 1959, 500-520. – *Oberpenning*, Hannelore: „Arbeit, Wohnen und eine neue Heimat ...“. Espelkamp – Geschichte einer Idee. Essen 2002, 45.

¹¹ Daher wurden sie für die dem Aufsatz zugrunde liegende Arbeit als Quellen herangezogen. In der Neuauflage der Waldkraiburger Stadtchronik von 1999 aus dem Jahr 2009 werden allerdings verwendete Quellen und Literatur im Anhang der Aufsätze angegeben. Vgl.: *Lindner*, Walter: Waldkraiburg: Vom Bunker zur Siedlung. Die vierjährige Geschichte einer Industriesiedlung von Heimatvertriebenen in Oberbayern. München 1950. – *Franz*, Georg (Red.): Waldkraiburg: 1. April 1950 - 1. April 1955: ein Rechenschaftsbericht. Waldkraiburg 1955. – *Brand*, Walter (Red.): 10 Jahre Waldkraiburg: 1950-1960. Hg. von der Gemeindeverwaltung Waldkraiburg. Waldkraiburg 1960. – *Ders.*: Waldkraiburg, die Stadt im Grünen. In: Waldkraiburg – Geretsried – Traunreut 7-15 (vgl. Anm. 6). – Aus Trümmern entstand die lebendige in die Zukunft drängende Stadt Waldkraiburg. Hg. von der Stadt Waldkraiburg. München 1970. – *Kern*, Konrad (Hg.): Waldkraiburg erzählt. Geschichte einer jungen Stadt. Waldkraiburg 1999. – *Ders.* (Hg.): Waldkraiburg schaut zurück. Geschichte einer jungen Stadt. 2., völlig überarb. Auflage. Waldkraiburg 2009.

¹² *Karasek-Langer*, Alfred: Neue Städte wachsen. In: Waldkraiburg – Geretsried – Traunreut 1 (vgl. Anm. 6). – Die neuen Siedlungen werden auch als „Spätphase der Binnenkolonisation“ kategorisiert, wobei die für die Stadtgründung notwendige Selbstdisziplin ein „bezeichnendes psychologisches Merkmal der Heimatvertriebenen“ sei. *Ders.*: Neusiedlungen in Bayern nach 1945. In: Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen 2 (1956) 24-102, hier 26 f.

¹³ Die konkrete Behandlung des Themas bleibt die Ausnahme, wie etwa ein Aufsatz von Walter Ziegler aus dem Jahr 2003, der besonders auf die integrationssoziologische Sonderrolle von Neugablonz eingeht. Die zweibändige Aufsatz- und Quellensammlung, die 1984 von Friedrich Prinz herausgegeben wurde, bietet zu einzelnen Städten gut belegte Erläuterungen; auf die Zusammenhänge der Einzelentscheidungen wird jedoch nicht oder nur oberflächlich eingegangen. Eine gute, aber knappe Einordnung in den Integrationskontext geben außerdem Franz Josef Bauer und in jüngerer Zeit Marita Krauss. Als aktuelle Forschungsarbeiten zum Thema der Vertriebenenstädte sind zudem die Arbeit der Volkskundlerin Elisabeth Fendl zu nennen, die die Perspektive der Bewohner Neutraublings auf die Entstehungsgeschichte der Stadt zum Untersuchungsgegenstand nimmt, sowie Hanne-

Im Folgenden wird daher der Frage nachgegangen, wie die Planung für die neue Stadt Waldkraiburg konkret aussah und wie sie einzuordnen ist. Wurde das Rüstungswerk einfach um Wohnbauten erweitert, ohne eine bestimmte Stadtform als Ziel zu haben? Orientierte man sich an den Herkunftsgebieten der neuen Bewohner oder wollte man gerade die Möglichkeit der Neugründung nutzen, um zeitgenössische Ideen umzusetzen und so nicht nur eine neue, sondern auch eine im Sinne der Zeit moderne Stadt zu bauen?¹⁴ Der Aufsatz verfolgt das Ziel, die Stadtplanung im damaligen Theoriekontext des Wiederaufbaus zu untersuchen und zugleich in Bezug zum Rüstungswerk als Entstehungsort zu setzen.

Nachdem zunächst die Entstehungszusammenhänge der Stadtgründung skizziert werden, um die zeitlichen und personellen Rahmenbedingungen der Stadtplanung zu illustrieren, wird der Zustand des Sprengstoffwerks zum Zeitpunkt der Planung beschrieben. Darauf folgt eine kurze Darlegung des urbanistischen Kanons der Bundesrepublik der frühen Nachkriegszeit. Anschließend wird die konkrete Stadtplanung für Waldkraiburg rekonstruiert und zwischen Rüstungswerk und Theoriekontext verortet. Indem der Frage nach der Kontinuität städtebaulicher Vorstellungen und den Wechselwirkungen zwischen ziviler und militärischer Planung nachgegangen wird, werden architektonische, städtebauliche und konzeptionelle Zusammenhänge zwischen dem 1939 entstandenen Rüstungswerk und der 1949 erfolgten Planung für die Stadt Waldkraiburg sichtbar gemacht. In einem kurzen Ausblick wird schließlich diskutiert, ob und wie sich die Herkunftsgebiete der Bewohner städtebaulich niedergeschlagen haben.

lore Oberpenning's Arbeit über die nordrhein-westfälische Vertriebenenstadt Espelkamp. Ziegler, Walter: Neugablonz. Eine neue Heimat für Vertriebene. In: Schmid, Alois/Weigand, Katharina (Hg.): Schauplätze der Geschichte in Bayern. München 2003, 405–425. – Prinz, Friedrich (Hg.): Integration und Neubeginn. Dokumentation über die Leistung des Freistaates Bayern und des Bundes zur Eingliederung der Wirtschaftsbetriebe der Vertriebenen und Flüchtlinge und deren Beitrag zur wirtschaftlichen Entwicklung des Landes. 2 Bde. München 1984. – Bauer, Franz Josef: Flüchtlinge und Flüchtlingspolitik in Bayern 1945–1950. Stuttgart 1982 (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 3) 330 f. – Krauss, Marita: Die Integration Vertriebener am Beispiel Bayerns. Konflikte und Erfolge. In: Hoffmann, Dierk/Schwartz, Michael (Hg.): Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen-Eingliederung in der SBZ/DDR. München 1999 (Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Sondernr.) 47–56, hier 55. – Krauss, Marita: Die Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen in Bayern in vergleichender Perspektive. In: Dies. (Hg.): Integrationen. Vertriebene in den deutschen Ländern nach 1945. Göttingen 2008, 70–92, hier 85. – Fendl, Elisabeth: Aufbaugeschichten. Eine Biographie der Vertriebenengemeinde Neutraubling. Marburg 2006 (Schriftenreihe der Kommission für Deutsche und Osteuropäische Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V. 91). – Oberpenning: Espelkamp (vgl. Anm. 10).

¹⁴ Eine Orientierung an bekannten Stadtformen scheint Elisabeth Pfeil vorzuschlagen, wenn sie schreibt: „Was [...] wiedererstehen konnte, war vielleicht die Gewerbestadt, wie sie typisch im Sudetenland vorkam. Das Bild dieser Stadt vor Augen, konnte man vielleicht auch im 20. Jahrhundert [...] zum Städtegründer werden.“ Andere Autoren übernahmen diese Einschätzung bis in die jüngste Zeit. Pfeil: Städtische Neugründungen 502 (vgl. Anm. 9). – Karasek-Langer: Neue Städte 2 (vgl. Anm. 12). – Maier, Jörg/Tullio, Germano: Die soziale und wirtschaftliche Eingliederung von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen in Bayern. München 1996, 162.

Die Idee einer neuen Stadt und der Beginn der Stadtplanung

Vor der Analyse und Darstellung der Stadtplanung steht die Frage, wie es überhaupt zum Bau neuer Städte auf dem Gelände ehemaliger Rüstungswerke kam. Wer traf die Entscheidung, wer initiierte das Projekt und wer förderte oder behinderte es?¹⁵

Die ersten Bewohner kamen bereits im Frühjahr 1946 in das Werk Kraiburg. Dahinter stand die Initiative eines Speditionskaufmanns aus Böhmen, Emil Lode, der im März der Bayerischen Regierung den Vorschlag unterbreitet hatte, auf dem Gelände des ehemaligen Rüstungswerkes eine Industriesiedlung für Vertriebene zu schaffen. Konkret wollte er eine komplette Stadt, nämlich das nordböhmische Gablonz (Jablonec nad Nisou) und die dort ansässige Schmuckwarenindustrie, am neuen Ort wiederaufbauen.¹⁶ Dem war im Juli 1945 in München die Gründung der „Sudetendeutschen Hilfsstelle“ vorausgegangen, die sich ebenfalls um die Neuansiedlung deutscher Gewerbestädte aus der Tschechoslowakei in Bayern bemühte und für diese Idee sowohl in sudetendeutschen Städten als auch bei bayerischen Behörden warb. Seit November 1945 engagierte sich außerdem unabhängig davon eine Gruppe Gablonzer für die Neugründung ihrer Stadt auf einem Rüstungswerk bei Kaufbeuren, woraus das spätere Kaufbeuren-Neugablonz entstand. Tatsächlich unterstützte und förderte das bayerische Wirtschaftsministerium auf diese Anregungen hin verschiedene Projekte, die eine mehr oder weniger geschlossene Ansiedlung der sudetendeutschen Gewerbebezweige zum Ziel hatten. In Waldkraiburg verlagerte sich der Fokus schon bald von der Ansiedlung einer einzelnen Stadt zu einer gemischten Vertriebenenstadt.¹⁷

Für die ehemaligen Rüstungswerke, die in Bayern der Kontrolle der amerikanischen Militärregierung unterstanden, hatte der Alliierte Kontrollrat jedoch im November 1945 ein Gesetz erlassen, das u. a. auch den Umgang mit Besitz des I. G.-Farben-Konzerns regelte. Dieser sollte für Reparationen genutzt und, sofern es sich um Kriegsindustrie handelte, zerstört werden. Demgegenüber sah das im Oktober 1945 erlassene Gesetz Nr. 54 der amerikanischen Militärregierung vor, ehemaliges Wehrmachtseigentum der Landwirtschaft oder zu Siedlungszwecken zur Verfügung zu stellen. Obwohl es sich bei den Rüstungswerken um Betriebe der reichseigenen Montan-Industrie-GmbH und somit um Wehrmachtseigentum handelte, wurden die Anlagen nach dem Gesetz des Alliierten Kontrollrats behandelt, weil sie von Firmen des I. G.-Farben-Konzerns betrieben worden waren.¹⁸ Deshalb lehnte es die

¹⁵ Die Entstehungszusammenhänge werden an dieser Stelle nur knapp skizziert, da sie im Rahmen des laufenden Dissertationsvorhabens in Bearbeitung sind.

¹⁶ Pscheidt, Edgar: Die Ansiedlung der Graslitzer Musikinstrumentenhersteller auf dem Montan-Gelände in Kraiburg. In: Prinz (Hg.): Integration und Neubeginn. Bd. 1, 572 (vgl. Anm. 13). – Kern: Waldkraiburg schaut zurück 149 (vgl. Anm. 11).

¹⁷ Die „Hilfsstelle“ fungierte dabei zwar nicht als Dachorganisation, aber als Treffpunkt für die verschiedenen Akteursgruppen. Vgl. Bauer: Flüchtlingspolitik, 254-263 (vgl. Anm. 13). – Stelzle, Walter: Die Sudetendeutsche Hilfsstelle. In: Prinz (Hg.): Integration und Neubeginn. Bd. 1, 83-96 (vgl. Anm. 13). – Zu den Ansiedlungsprojekten siehe z.B. Dusik, Bärbel: Die Gablonzer Schmuckwarenindustrie. In: Prinz (Hg.): Integration und Neubeginn. Bd. 1, 482-513 (vgl. Anm. 13). – Pscheidt: Die Ansiedlung 560-595 (vgl. Anm. 16).

¹⁸ Hemken, Ruth (Hg.): Sammlung der vom Alliierten Kontrollrat und der Amerikanischen

amerikanische Militärregierung in Bayern zwar ab, mit den Sprengstoffwerken nach Gesetz Nr. 54 zu verfahren, wie es der bayerische Ministerpräsident vorgeschlagen hatte, stellte aber deren entsprechende spätere Nutzung in Aussicht:

The plant [Werk Kraiburg, B.W.], belonging to Montanindustrie A.G., does not fall under law 54. [...] In the case of all Montan plants and other Reich owned companies, when stripped of reparations equipment and war potential destroyed, they will be made available following the same process as with law 54 properties for resettlement or use of small industry.¹⁹

Anders als in dem Schreiben formuliert, begannen Sprengungen, Demontagen und Ansiedlungen jedoch nahezu gleichzeitig und liefen bis zum Sommer 1948 parallel ab. Im Februar 1946 wurde der erste Bunker gesprengt, ab April 1946 wurde das Holzbarackenlager des Werkes als Flüchtlingslager genutzt, während das bayerische Wirtschaftsministerium erste Firmen in die Gebäude des Produktionsgeländes einwies.²⁰

Die ersten Unternehmer schlossen sich im Januar 1947 zur „Industriegemeinschaft Werk Kraiburg/Inn“ zusammen und forderten als Interessenvertretung der ersten Bewohner die bayerische Regierung auf, die Siedlungsbemühungen zu unterstützen.²¹ Im Sommer des gleichen Jahres fertigte der aus Reichenberg (Liberec) stammende Architekt Hubert Rösler den ersten Siedlungsplan für die „Industriegemeinschaft“ an. Rösler war im Frühjahr 1946 auf Bitten von Emil Lode in das Werk Kraiburg gezogen und hatte im Sommer desselben Jahres eine Schätzung der Gebäude für das in Kaufbeuren geplante Neu-Gablonz erstellt.²² Als Stadtplaner war Rösler, der später zum ersten Bürgermeister der Gemeinde gewählt wurde, zuvor nicht tätig gewesen, vielmehr hatte er sich während des Kriegs auf die Herstellung von Holzbaracken spezialisiert, für deren Gesamtproduktion im „Reichsgau Sudetenland“ er schließlich zuständig war.²³ Im Dezember 1947/Januar 1948

Militärregierung erlassenen Proklamationen, Gesetze, Verordnungen, Befehle. Direktiven im englischen Originalwortlaut mit deutscher Übersetzung. 3. Aufl. Stuttgart 1949. – „Gesetz Nr. 54: Nutzung von Vermögen der Wehrmacht. Militärregierung Deutschland – Amerikanische Zone.“ In: *Prinz* (Hg.): *Integration und Neubeginn*. Bd. 2, 1309-1311 (vgl. Anm. 13).

¹⁹ Bayerisches Hauptstaatsarchiv (BayHStA), Office of Military Government for Bavaria (OMGBY) 13/84-2/3.

²⁰ *Schütz*: *Die neuen Städte* 54 (vgl. Anm. 7). – *Kern*: *Waldkraiburg schaut zurück* 113 (vgl. Anm. 11). – *Franz* (Red.): *Waldkraiburg* 18 (vgl. Anm. 11).

²¹ In einem Memorandum schlugen die Mitglieder der Industriegemeinschaft den Umbau von Produktionsbunkern zu Wohnhäusern vor, woraufhin vom Wirtschaftsministerium einige solcher Musterhäuser in Auftrag gegeben wurden. Diese Möglichkeit der Wohnraumbeschaffung wurde jedoch bald wieder fallen gelassen. Vgl. Stadtarchiv Waldkraiburg. Industriegemeinschaft. Akt.-Nr. 21. Memorandum an den Bayerischen Wirtschaftsrat vom 1. März 1947. – *Kern*: *Waldkraiburg erzählt* 130-133 (vgl. Anm. 11). – *Pscheidt*: *Die Ansiedlung* 581 (vgl. Anm. 16).

²² *Brand* (Red.): *10 Jahre Waldkraiburg* 17 (vgl. Anm. 11). – *Kern*: *Waldkraiburg erzählt* 120 (vgl. Anm. 10). – *Huschka*, Erich: *Der Beginn*. In: *Neugablonz. Stadtteil der ehemals Freien Reichsstadt Kaufbeuren im Allgäu. Entstehung und Entwicklung*. Hg. von der Leutelt-Gesellschaft durch Susanne Rössler und Gerhart Stütz. Schwäbisch Gmünd 1986, 83.

²³ *Wessely*, Herbert: *Hubert Rösler. Leben und Werk*. Ein Gedenkbuch von Herbert Wessely. Landshut 1984, 27 und 35-38.

erarbeitete er zusammen mit Fritz Noppes, dem ebenfalls aus Böhmen stammenden Planer der Vertriebenenstadt Geretsried, eine zweite Version.²⁴

Erst nach dem Ende der Sprengungen im Sommer 1948 und nachdem sie von der oberbayerischen Ortsplanungsstelle dazu aufgefordert worden war, erteilte die Treuhandverwaltung des Werkes Rösler einen offiziellen Planungsauftrag.²⁵ Den endgültigen Wirtschaftsplan für eine Stadt mit 20000 Einwohnern stellte Hubert Rösler bis zum Juni 1949 mit Unterstützung der Ortsplanungsstelle fertig.²⁶ Er wurde nach leichten Abänderungen allerdings erst 1952 offiziell genehmigt. Die Planung diente der Vorbereitung zur Gründung der Gemeinde am 1. April 1950; zu diesem Zeitpunkt lebten 2000 Menschen vor Ort und es gab 150 Unternehmen.²⁷

Da für die erste Zeit der Ansiedlung eine städtebauliche Gesamtplanung fehlte, trifft man in der Literatur oft auf das Bild der „wilden Wurzel“ als Erklärungsmodell für die Entstehung der Stadt, was das Fehlen jeglicher Planung suggeriert.²⁸ Wie gezeigt wurde, kann jedoch ab 1948 trotz rechtlicher und finanzieller Schwierigkeiten nicht mehr von Planlosigkeit und „Wildwuchs“ gesprochen werden, zumal die ersten Neubauten in Waldkraiburg erst ab 1949 und somit nicht vor der Gesamtplanung entstanden.²⁹

Das Sprengstoffwerk als Vorgabe für die Stadtplanung

Das Werk Kraiburg der Deutschen Sprengchemie GmbH, das den Ausgangspunkt für die spätere Stadt Waldkraiburg bilden sollte, wurde in den Jahren 1939 bis 1941 im Auftrag des Oberkommandos des Heeres im südöstlichen Bayern errichtet.³⁰ Als

²⁴ Noppes war im Frühjahr 1946 von Hans Tattermusch, einem Mitarbeiter der „Sudeten-deutschen Hilfsstelle“ und Mitinitiator des späteren Geretsried, gebeten worden, die Planungen für die dortige Ansiedlung zu erstellen. Auch für Noppes fanden sich bisher keine Belege für frühere Stadtplanungsarbeiten. *Edlin*, Margarete: Meisterung des Flüchtlingsproblems im Landkreis Wolfratshausen. 1945-1948. München 1974, 16-19. – Zur Zusammenarbeit von Noppes und Rösler siehe: Stadtarchiv Waldkraiburg. Industriegemeinschaft. Akt.-Nr. 20 a. Brief Fritz Noppes an Hubert Rösler vom 21.12.1947. – Im Gegensatz zur ersten Planung sind in diesem Fall die Planungsentwürfe erhalten: Stadtarchiv Waldkraiburg. Montanverwaltung. Akt.-Nr. 22.

²⁵ *Brand* (Red.): 10 Jahre Waldkraiburg 17 (vgl. Anm. 11). – Genauer gesagt wurde der Auftrag von der Zentraltreuhandverwaltung der Montan-GmbH (für die US-Zone) in München vergeben. *Pscheidt*: Die Ansiedlung 562 (vgl. Anm. 16).

²⁶ Die Ortsplanungsstellen waren nach dem Zweiten Weltkrieg eingerichtet worden, um Gemeinden bei ihren baulichen Planungen zu unterstützen. Sie bildeten innerhalb der Bauabteilung der Regierungen ein eigenes Sachgebiet wie Hochbau, Tiefbau oder Wohnungsbauförderung. 1994 wurden sie im Zuge der Verwaltungsreform in Bayern eingespargt, sodass nunmehr private Architekturbüros deren Aufgaben übernahmen. *Bürsch*, Michael/*Müller*, Brigitte: Verwaltungsreformen in den deutschen Bundesländern. Bonn 1999, 21 (FES-Materialien zur Verwaltungspolitik).

²⁷ Stadtarchiv Waldkraiburg. Bauakten, Akt.-Nr. 6.10.2. – *Franz* (Red.): Waldkraiburg 25 und 27 (vgl. Anm. 11). – *Kern*: Waldkraiburg erzählt 136 (vgl. Anm. 11).

²⁸ *Pfeil*: Städtische Neugründungen 505 (vgl. Anm. 10).

²⁹ *Kern*: Waldkraiburg erzählt 233 (vgl. Anm. 11).

³⁰ Zur Beschreibung des Werkes im Folgenden v.a. *Prenß*, Johannes/*Eitelberg*, Frank: Das Werk Kraiburg der Deutschen Sprengchemie GmbH. 1938-1945. In: *Kern* (Hg.): Waldkraiburg schaut zurück 91-115 (vgl. Anm. 11). – Die Autoren erstellten in den 1990er Jahren

Standort war ein geschlossener Wald am Inn gewählt worden, der zum einen die dortige Sprengstoffproduktion tarnen sollte und zum anderen bereits über einen Bahnanschluss an der Strecke Rosenheim–Mühldorf verfügte.³¹

Das Werk mit einer Gesamtfläche von 480 Hektar wurde nicht nur als Werksgelände mit Produktionsbunkern gebaut, sondern auch um mehrere Unterkunftsgebiete für Arbeiter und Angestellte ergänzt, wobei die Bahnstrecke beide Bereiche trennte (Abb. 2). Das nordwestlich gelegene Produktionsgelände war in zwei große, räumlich voneinander abgesetzte Areale aufgegliedert, die durch ein von der Hauptstrecke abzweigendes Werksgleis und ein Netz aus geschwungenen und asymmetrisch verlaufenden Betonstraßen erschlossen wurden. Die unregelmäßige Straßenführung und die weit verstreut liegenden Bunker sollten der Tarnung dienen, aber auch etwaige Schäden durch Explosionen oder Luftangriffe gering halten.³²

Auch die Unterbringung der Arbeiter und Angestellten, von denen gut drei Viertel in den werkseigenen Unterkünften wohnten, war räumlich unterteilt. Die zumeist zwangsverpflichteten Arbeiter und Arbeiterinnen aus Ost- und Ostmitteleuropa waren in einfachen Holzbarackenlagern untergebracht, während für die deutschen Angestellten und Facharbeiter Einfamilien- und Doppelhäuser mit Gärten zur Verfügung standen. Die Häuser flankierten dabei das Holzbarackenlager, was augenscheinlich der besseren Überwachung dienen sollte. Darüber hinaus existierte direkt daneben ein Steinbarackenlager für Arbeiter aus Deutschland und verbündeten Staaten. Für Arbeiterinnen dieser Herkunft war etwas abseits von den übrigen Quartieren das so genannte Frauenlager als „Mustersiedlung“ aus Gemeinschaftsunterkünften und -versorgungseinrichtungen angelegt worden.³³

eine Reihe von Altlastengutachten zu ehemaligen Rüstungswerken, u.a. zum Werk Kraiburg. Vgl. *Preuß*, Johannes u.a.: Erkundung und Rekonstruktion des ehemaligen Werkes der Deutschen Sprengchemie (DSC) Werk Kraiburg. Universität Mainz 1994 (unveröffentlicht).

³¹ Auf dem gesamten Areal wurde nur in unmittelbarer Umgebung der Gebäude der Wald gerodet, der ansonsten komplett bestehen blieb und das Pulverwerk verbarg. *Kern*: Waldkraiburg erzählt 63 f. und 66 (vgl. Anm. 11).

³² Zu Bauvorgaben für Tarnung und Luftschutz in den Rüstungswerken des Zweiten Weltkriegs siehe *Hübner*, Hans-Joachim: Die Fabrik Kaufbeuren der Dynamit-AG. Zur Vorgeschichte von Neugablonz. Kempten 1995, 25-27 und 67 (Schriftenreihe von Stadtarchiv und Stadtmuseum Kaufbeuren 2).

³³ Die verschiedenen Unterbringungsarten illustrieren auf eindringliche Weise die rassistische nationalsozialistische Ideologie der Zeit. Andererseits wird hier die propagierte Gleichstellung aller Deutschen durch die offensichtlich auch soziale Staffelung und räumliche Trennung der Arbeiter und Angestellten in Steinbarackenlager und Wohnhäuser konträrkiert. Auch die Häuser waren in die zum Inn gelegene „Beamstensiedlung“ für leitende Angestellte und die an den lauten Bahngleisen und dem Produktionsgelände gebaute „Meistersiedlung“ für die Facharbeiter und Handwerker aufgeteilt. *Kern*: Waldkraiburg schaut zurück 106-113, 116-129 (vgl. Anm. 11). – *Preuß*: Erkundung und Rekonstruktion 30 f. (vgl. Anm. 30). – Vgl. dazu auch die sozialräumliche Aufgliederung in „Beamstensiedlung“ und „Bergarbeitersiedlung“ in der „Stadt der Hermann-Göring-Werke“ Salzgitter. *Leuschner*, Jörg: Salzgitter – Umgang mit Bauten aus dem „Dritten Reich“ nach 1945. In: *Durth*, Werner/*Nerdinger*, Winfried (Red.): Architektur und Städtebau der dreißiger/vierziger Jahre. Ergebnisse der Fachtagung in München 1993. Bonn 1994, 136-147, hier 140 (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz 48).

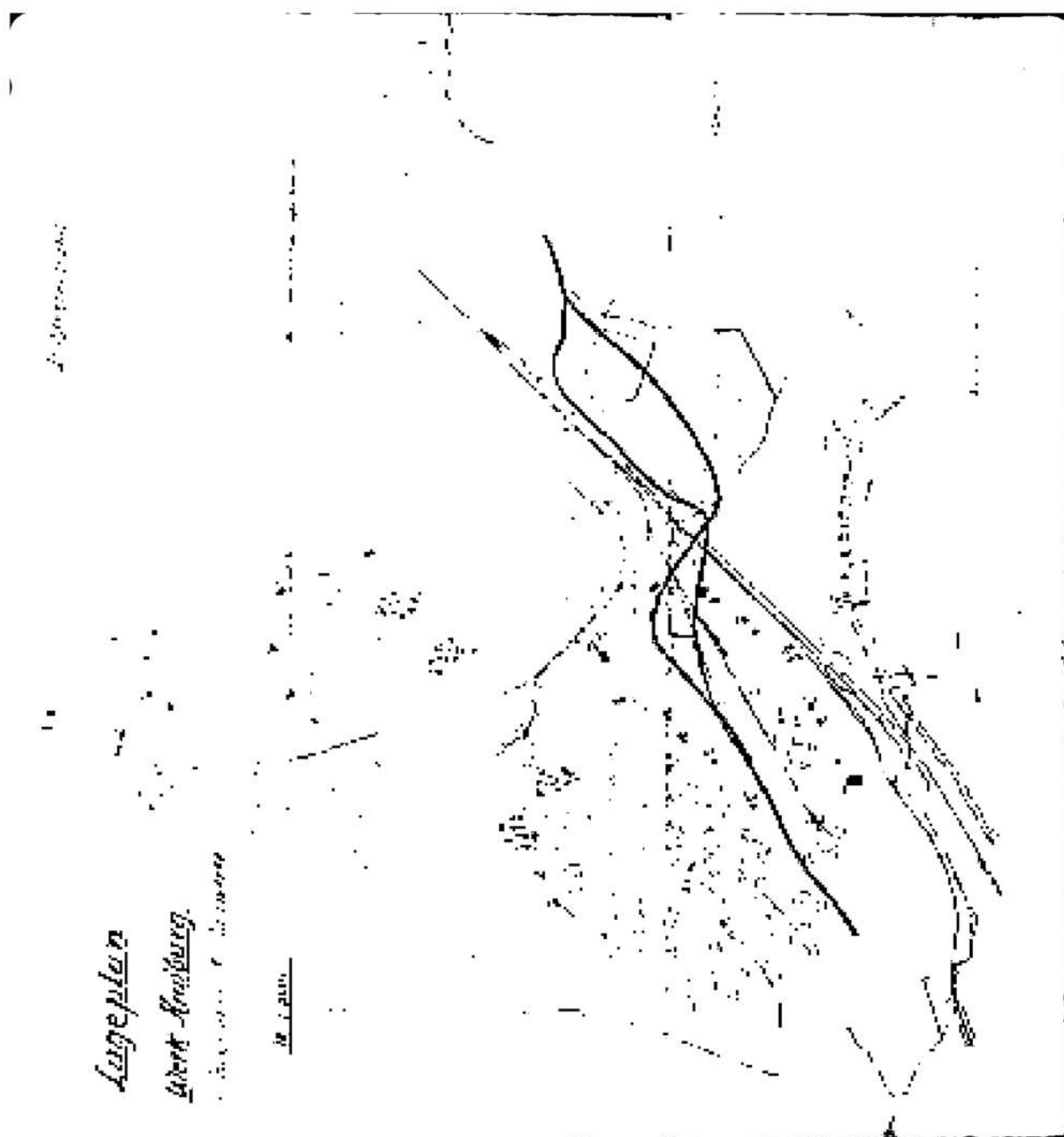


Abb. 2: Das Sprengstoffwerk Kraiburg. Lageplan von 1949. Auf der linken Bildseite das Produktionsgelände, auf der rechten, durch die diagonal verlaufende Bahnstrecke getrennt, die Unterkunftsbereiche. Am rechten Bildrand das „Frauenlager“. Die schwarze Linie markiert eine für die Stadt geplante Straße.

Bei einem amerikanischen Bombenangriff im April 1945 und den späteren Sprengungen wurden Teile des Werkes zerstört, der Großteil der Gebäude und auch die im Werk verlegten Betonstraßen blieben jedoch erhalten. Lange Zeit fanden sich in der Literatur nur ungenaue und abweichende Angaben zu den Kriegs- und Nachkriegsschäden am Werk, die sich ohne präzisere funktionale Zuordnung in einer Spanne von etwa 70 bis 200 Gebäuden bewegten.³⁴ Hinzu kamen zum Teil verzerrende Darstellungen der Schäden, wie zum Beispiel in der Sonderausgabe der Zeitschrift „Bayerland“ von 1960 zu den Vertriebenenstädten in Oberbayern. Dort schreibt der Autor Walter Brand, dass das Werk Kraiburg

[...] den Siegern fast unversehrt in die Hände fiel. Was aber der Krieg verschont hatte, wurde im Zuge der „Demontage“ um so gründlicher zerstört, wobei die Zerstörungswut sich so unsinnig austobte, daß Anlagen wie ein komplettes Fernheizwerk mit den Zuleitungen, ein eingerichtetes Krankenhaus, Kraftwerk und Wasserversorgungsstation und so weiter, die auch für friedliche Zwecke höchst wertvoll gewesen wären, gesprengt wurden.³⁵

Die kürzlich erschienene Neuauflage der Stadtchronik von Waldkraiburg enthält eine detaillierte und differenzierte Auflistung der Kriegs- und Nachkriegsschäden und zeigt, dass sich diese rein zahlenmäßig in etwa die Waage hielten. Die US-Militärverwaltung ließ zwar tatsächlich auch die Werkrettungsstelle sprengen, bei den anderen rund 70 Gebäuden wurden jedoch sehr gezielt Gebäudegruppen ausgewählt, die für die militärische Produktion grundlegend gewesen waren.³⁶ Zivil nutzbare Gebäude sollten für eine Weiterverwendung erhalten bleiben,³⁷ allerdings

³⁴ Im Erläuterungsbericht zur Stadtplanung von 1949 schreibt Hubert Rösler, dass 71 von insgesamt 407 Gebäuden durch Bomben und Sprengungen zerstört worden seien, in der Jubiläumsschrift zum zehnjährigen Bestehen der Gemeinde werden die Sprengungen mit etwa hundert Gebäuden beziffert. Die Stadtchronik von 1999 nennt über hundert Gebäude und Schütz schreibt, dass 400 von 600 Gebäuden erhalten blieben. Stadtarchiv Waldkraiburg, Industriegemeinschaft, Akt.-Nr. 21, 6. Erläuterungsbericht zum Wirtschaftsplan über die Werke Kraiburg und Aschau der Montan Industrierwerke G.m.b.H. der zukünftigen Gemeinde „Waldkraiburg“. Mai 1949. – *Lindner*: Waldkraiburg 24 (vgl. Anm. 11). – *Kern*: Waldkraiburg erzählt 129 (vgl. Anm. 11). – *Schütz*: Die neuen Städte 53 (vgl. Anm. 7).

³⁵ Das Wärmekraftwerk diente sowohl zur Wärme- als auch zur Energieversorgung, sodass es sich hier nicht um unterschiedliche Gebäude handelte. Die Wasserversorgung wurde laut Erläuterungsbericht zur Stadtplanung nicht beschädigt. *Brand* (Red.): Waldkraiburg 8 (vgl. Anm. 11). – *Kern*: Waldkraiburg schaut zurück 103 (vgl. Anm. 11). – Erläuterungsbericht 7 (vgl. Anm. 34). – Siehe auch Anm. 29.

³⁶ Preuß und Eitelberg listen die Schäden in der Legende zum Lageplan auf. Dazu gehören die so genannten Ölberge, die räumlich eng umgrenzt etwa vierzig Gebäude umfassten, in denen der erste Arbeitsschritt der Pulverherstellung ablief. Außerdem wurde die auch bei Brand erwähnte Kraftwerksanlage gesprengt, die natürlich für eine zivile Industrieproduktion hätte genutzt werden können, aber bis dahin die deutsche Kriegsproduktion effektiv gesichert hatte. Zudem wurden Pressegebäude und Glycerinlager gesprengt. *Kern*: Waldkraiburg schaut zurück 106–113 (vgl. Anm. 11). – Vgl. auch Anm. 29.

³⁷ Hierzu heißt es im Abschlussbericht der „Reparations and War Potential Programs in Bavaria“ von 1948: „Direction issued for the liquidation of war potential in Bavaria not only called for the removal of general purpose equipment in these plants as reparations but also for the destruction of all special purpose equipment and the demolition of all special purpose buildings in these plants. [...] All general purpose buildings and many storage bunkers, that were adapted, by the removal of camouflage and the cutting of doors and

wurde der Großteil des Inventars ebenso wie die Hälfte der Gleisanlagen für Reparationszwecke entfernt. Die übrigen Versorgungsnetze für Wasser, Abwasser, zum Teil Strom und Telefon standen für die spätere Stadt zur Verfügung.³⁸

Während das Holzbarackenlager zum Zeitpunkt der Stadtplanung als Flüchtlingslager genutzt wurde, waren das Steinbaracken- und das „Frauenlager“ von der UNRRA (United Nations Refugee and Relief Organisation) beschlagnahmt und „Displaced Persons“, also ehemaligen Zwangsarbeitern oder KZ-Häftlingen, zur Verfügung gestellt worden. Für das Siedlungsprojekt Waldkraiburg waren sie dadurch bis 1950 nicht zugänglich.³⁹ In die vorbereitende Planung für die Gemeindegründung von 1949 wurden sie dennoch einbezogen; es wurde moniert, dass sie als Unterkunft für die neue Siedlung fehlten, und man forderte die Freigabe dieser Gebäude.⁴⁰

Von diesen materiellen Gegebenheiten konnten und mussten die Planer ausgehen, um sie für ihre Stadtplanung zu adaptieren. Der Großteil des Rüstungswerkes war nach wie vor vorhanden und die Werksquartiere waren durchgängig genutzt worden.⁴¹ In welchem Maß es sich daher bei der Planung um eine reine Adaption handelte und wie viel an Stadtplanungsideen einfluss, soll anhand der damals gängigen Städtebauthorien analysiert werden.

„Die gegliederte und aufgelockerte Stadt“ – das Ideal der Nachkriegsplanung

Für die Zeit der Stadtplanung in Waldkraiburg – also von den späten 1940er Jahren bis 1952 – finden sich einerseits keine direkten Vergleichsfälle praktischer Planungen in Form neuer Städte.⁴² Andererseits wurde gerade im Kontext des Wiederaufbaus unter Stadtplanern und Architekten eine breite Diskussion geführt, wie eine gut geplante Stadt auszusehen habe. Das 1957 von Johannes Göderitz, Hubert Hoffmann und Roland Rainer herausgegebene Werk „Die gegliederte und aufgelockerte Stadt“ gilt dabei allgemein als Synthese der idealen Stadtvorstellungen des Nachkriegsjahrzehnts oder ist, wie es Gerd Albers formuliert, „ein Buch, das gleichsam als Zusammenfassung der damals allgemein anerkannten städtebaulichen Grundsätze gewertet werden kann und wohl auch so gemeint war“.⁴³

windows into their walls, for dwellings for refugees and displaced persons, were allowed to remain.“ BayHStA, OMGBY 13/144/-1/15.

³⁸ Erläuterungsbericht 7 f. (vgl. Anm. 34).

³⁹ In den beiden Lagern kamen zunächst ehemalige polnische Zwangsarbeiter unter, bevor sie ab 1947 von jüdischen KZ-Überlebenden bewohnt wurden, ein knappes Jahr später bezogen ehemalige ukrainische Zwangsarbeiter die Unterkünfte. Die Wohnhäuser der Werksiedlung wurden zum Teil ebenfalls von Displaced Persons bewohnt, zum Teil aber auch von Sozialdemokraten aus dem Sudetenland, die sich als „Antifaschisten“ ihre Unterkunft hatten aussuchen dürfen. Kern: Waldkraiburg schaut zurück 141 (vgl. Anm. 11).

⁴⁰ Ebenda 131-134. – Erläuterungsbericht 6 (vgl. Anm. 34).

⁴¹ Die Holzbaracken waren vor ihrer Nutzung als Flüchtlingslager zum Kriegsgefangenenlager der US-Armee umfunktioniert worden. Kern: Waldkraiburg schaut zurück 132 f. (vgl. Anm. 11).

⁴² Die so genannten neuen Städte in Deutschland entstanden – eigentlich als Großwohnsiedlungen am Stadtrand – erst ab Mitte der 1950er Jahre. Siehe dazu Anm. 5.

⁴³ Göderitz, Johannes / Rainer, Roland / Hoffmann, Hubert: Die gegliederte und aufgelockerte

Die Autoren beschreiben eine gestaffelte Gliederung der Stadt in kleine Einheiten, die so genannten Nachbarschaften, die durch lokale Einrichtungen bis zu einem gewissen Grad für sich funktionieren und zugleich auf ein gemeinsames Zentrum bezogen sind. Die „Nachbarschaften“ sind dazu jeweils mit eigener Kirche, Kindergarten und Schule sowie Läden und Kleingewerbe ausgestattet und zusammen um die „City“ gruppiert, in der sich die Einrichtungen für das nächst größere Einzugsgebiet befinden (Abb. 3). Diese Staffelung ist auf mehrere Ebenen erweiterbar und lässt sich dadurch auf Städte beliebiger Größe anwenden. Vier „Nachbarschaften“ um ein Zentrum können entweder eine „Kreisstadt“ von etwa 16 000 Einwohnern bilden oder als „Stadtzellen“ zu wieder größeren Städten zusammengefügt werden, die ebenso einem gemeinsamen Zentrum zugeordnet sind.⁴⁴ Das Prinzip einer solchen gestaffelten Gliederung bildete in den 1950er Jahren das „unentbehrliche Rüstzeug jeglicher stadtstrukturbezogener Planung“, während die Konzepte verschiedener Planer lediglich in den Größenangaben und der architektonischen Ausführung variierten.⁴⁵

Ein weiterer zentraler Aspekt der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“ war die Trennung von Industrie und Wohnen bei gleichzeitiger Vermeidung langer Arbeitswege.⁴⁶ Die als Schema abgebildete Aufteilung erfolgte bei Göderitz, Rainer und Hoffmann durch die Verkehrswege (Bahn, Kanal, Straße). Da in diesem Schema nur die Ebene der Kreisstadt dargestellt war, wurde für größere Städte die Vervielfältigung des Moduls als lineare Bandstadt entlang der Verkehrsstraße vorgeschlagen, um auch hier die Arbeitswege kurz zu halten. Eine Alternative in anderen Publikationen der Zeit bildete die Aufgliederung der Industriegebiete in mehrere Einheiten.⁴⁷ Wie die Autoren weiter schrieben, sollten die natürlichen Gegebenheiten der Landschaft „als Gestaltungselement“ einbezogen werden, um „eine klare räumliche Trennung der Glieder“ zu erreichen. Die Stadt sollte durch Grünflächen „aufgelockert“ werden, die als Puffer zwischen den verschiedenen städtischen Nutzungsbereichen fungierten. Zudem sollte die weiträumige Parklandschaft für Sport- und Spielplätze genutzt werden.⁴⁸

Für die Bebauung wurde der Flachbau favorisiert, der idealerweise in Form von maximal zweigeschossigen Reiheneinfamilienhäusern verwirklicht werden sollte.

Stadt. Tübingen 1957. – *Albers*: Zur Entwicklung der Stadtplanung 210 (vgl. Anm. 3). – Siehe auch *Durth/Gutschow*: Träume in Trümmern (1993) 296 und 298 (vgl. Anm. 5).

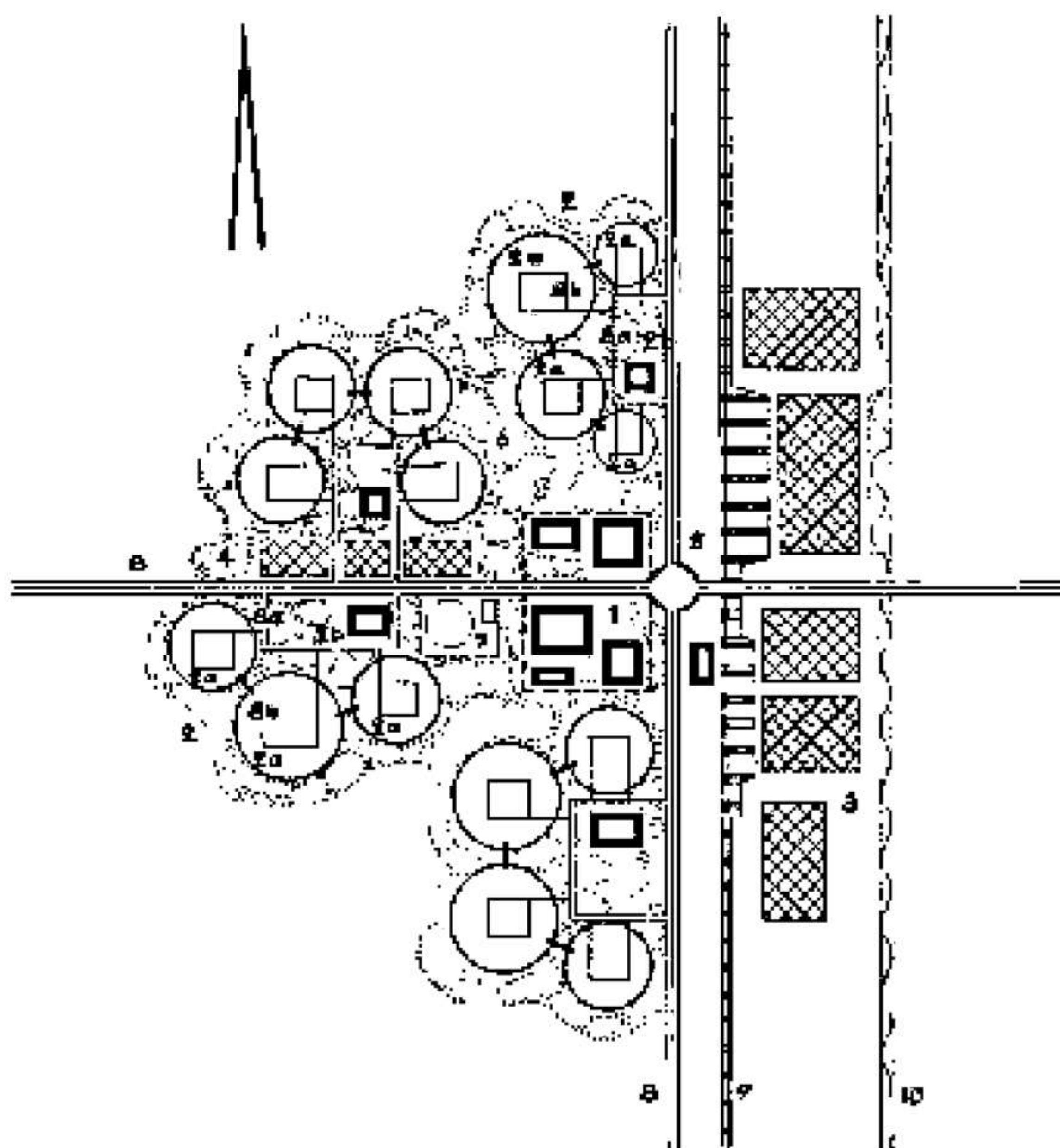
⁴⁴ *Göderitz/Rainer/Hoffmann*: Die gegliederte Stadt 24 f. und 39–41 (vgl. Anm. 43).

⁴⁵ *Albers*: Zur Entwicklung der Stadtplanung 293 (vgl. Anm. 3).

⁴⁶ „Besonders schwer wiegt aber die Tatsache, daß die dauernde Vermehrung der Wohnbaugebiete am Rande der Städte [...] die Wege zwischen Wohn- und Arbeitsstätten immer mehr verlängert. Mangels geeigneter gewerblicher Standorte wandern nämlich die Arbeitsstätten mit den ausgesiedelten Wohnstätten nur in den seltensten Fällen mit, so daß die Bewohner der Flachbaugebiete die verbesserten Wohnverhältnisse mit außerordentlich langen und zeitraubenden Fahrten erkaufen müssen.“ *Göderitz/Rainer/Hoffmann*: Die gegliederte Stadt 21 (vgl. Anm. 43).

⁴⁷ Hier schlägt der Autor vor, „vorhandene Ballungen von Industrie aufzulösen“, um so eine „günstige Koppelung von Wohn- und Arbeitsstätte“ zu erreichen. *Stein*, Christian Curt: Neue Städte in einem neuen Deutschland. Hamburg 1947, 41 (Schriftenreihe des Bundes deutscher Architekten der Hansestadt Hamburg 2).

⁴⁸ *Göderitz/Rainer/Hoffmann*: Die gegliederte Stadt 25 f. und 91 (vgl. Anm. 43).



1. City, Verwaltung, Geschäfte
2. Nachbarschaft, 2a Wohnbereich, 2b Geschäftsbereich
3. Industrie und Gewerbe
4. Kleingewerbe zwischen Nachbarschaft und Hauptverkehrsachsen
5. Hauptverkehrsachsen
6. Erholungsflächen und Grünverbindungen
7. Sportgebiet
8. Hauptverkehrsachsen, 8a Sammelstraßen, 8b Anliegerstraßen
9. Eisenbahn
10. Schiffahrtskanal

Abb. 3: Schema der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“ aus der gleichnamigen Publikation von 1957.

Mit ausführlichen Grafiken und Argumenten bemühen sich die Autoren, den Vorwurf der Platzverschwendung zu entkräften und die Vorteile dieser Konzeption zu unterstreichen.⁴⁹ In der Frage der baulichen Gestaltung fanden sich in der Nachkriegszeit zwar durchaus unterschiedliche Positionen, politisch gewollt und gefördert wurde jedoch generell eine flache und kleinteilige Bebauung, die in Form des Eigenheims zum symbolischen Schutzwall gegen sozialistisches Gedankengut stilisiert wurde. Dementsprechend legte man das Eigenheim in den ab 1950 erlassenen Wohnungsbaugesetzen als bevorzugte Förderungskategorie fest.⁵⁰

*Zwischen Adaption und Neuplanung:
Die 1949-1952 entstandene Planung für Waldkraiburg*

In der Stadtplanung für das ehemalige Werk Kraiburg fällt zuerst die klare Aufteilung des Geländes in Bereiche für Wohnen und Arbeiten auf. Mehrere Gewerbe-, Industrie- und Wohngebiete gruppieren sich um ein gemeinsames Zentrum und werden durch Waldstreifen voneinander getrennt (Abb. 4).⁵¹ Für die einzelnen Wohngebiete ist jeweils ein eigenes Zentrum vorgesehen, was im Plan als skizzierte Platzbebauung erscheint. Wie in der zeitgenössischen Planungstheorie für eine „gegliederte und aufgelockerte Stadt“ gefordert, sollte in Waldkraiburg eine strikte Aufteilung der Nutzungsgebiete realisiert werden. Dabei übernahm man diese zunächst so, wie sie für das Pulverwerk angelegt worden waren. Die Barackenlager und Einfamilienhaussiedlungen wurden zu einem Wohngebiet zusammengefasst und das so genannte Frauenlager als weiteres hinzugenommen. Auf dem eigentlichen Werks Gelände nordöstlich der Bahngleise wurden entsprechend die mit Bunkern bebauten und durch Betonstraßen und Werksgleise erschlossenen Bereiche als Gewerbe- und Industriegebiete verzeichnet.⁵² Im Erläuterungsbericht zur Planung hieß es dazu:

Die vorhandenen ehemaligen Produktionsstätten – Bunker – aus Eisenbeton sind zum Wohnen äußerst ungeeignet, wohl aber für die gewerbliche und industrielle Produktion nutzbar, deshalb sollen auch die vorhandenen Anlagen als Gewerbe- und Industriegebiete genutzt werden.⁵³

⁴⁹ *Ebenda* 42 f., 47 und 86. – Weniger ökonomisch als ideologisch argumentierend heißt es an anderer Stelle auch, dass sich so ein „Maximum privater Abgeschlossenheit bei gleichzeitiger deutlich fühlbarer Einordnung in die Gemeinschaft“ erzielen lasse. *Ebenda* 73 f.

⁵⁰ Dies geschah mit dem 1. Wohnungsbaugesetz von 1950 bzw. dessen Novelle von 1953 und besonders mit dem 2. Wohnungsbaugesetz von 1956. Vgl. *Rabeler*, Gerhard: Wiederaufbau und Expansion westdeutscher Städte 1945 bis 1960. Im Spannungsfeld von Reformideen und Wirklichkeit. Ein Überblick aus städtebaulicher Sicht in zwei Teilen. 2 Bde. Univ. Diss. Technische Universität München 1987, 79. – *Reinborn*, Dietmar: Städtebau im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart, Berlin, Köln 1996, 230.

⁵¹ In der Planungsversion von 1949 war auch das nahe gelegene Sprengstoffwerk Aschau nach dem gleichen Muster konzipiert. Es wurde jedoch letzten Endes nicht in das Gemeindegebiet einbezogen und bildete auch in der Version von 1952 keinen Teil der Planung mehr.

⁵² Deren Unterscheidung wurde damit begründet, dass „das ‚Industriegebiet‘ [...] für solche Betriebe vorgesehen [ist], die Bahnanschluss benötigen und die große Rauch- oder Geruchsbelästigungen erzeugen.“ Erläuterungsbericht 10 (vgl. Anm. 34).

⁵³ *Ebenda* 10.

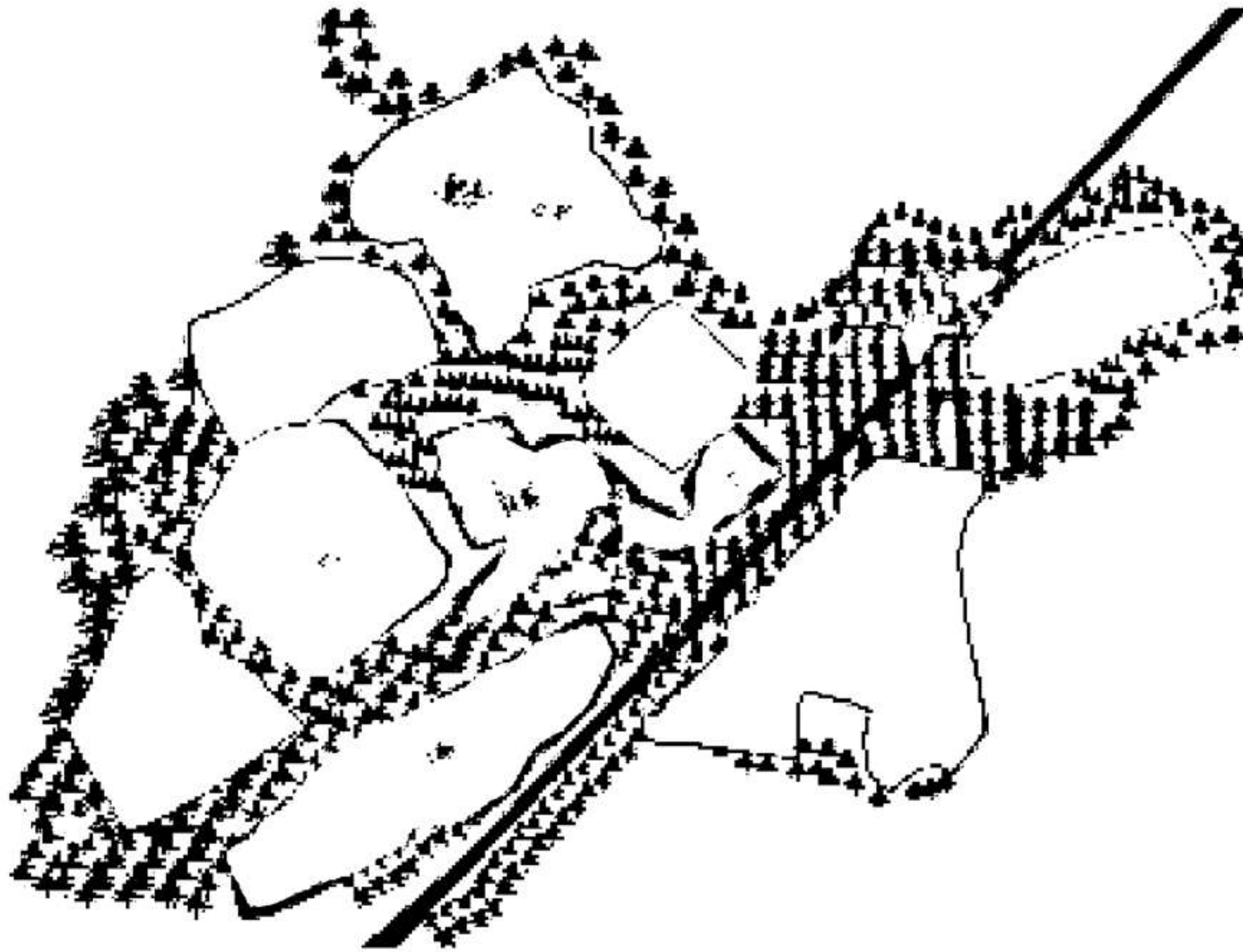


Abb. 4: Wirtschaftsplan für Waldkraiburg von 1949. Die mit Buchstaben und Ziffern markierten Nutzungsbereiche sind um das Stadtzentrum („M“) gruppiert. Die breite schwarze Linie markiert den Verlauf der Bahnstrecke.

Die Weiterführung der bisherigen Nutzungsaufteilung war demnach mit der Art der Bebauung begründet. Da zum Zeitpunkt der Planung schon rund 1000 Menschen auf dem Produktionsgelände wohnten, musste die zukünftige Einhaltung der Nutzungstrennung explizit gefordert werden, um die funktional getrennte Stadt als stadtplanerische Wunschvorstellung auch durchzusetzen. Für die Gewerbegebiete wurde sie jedoch, vermutlich aufgrund der bereits vorhandenen Wohnnutzungen, etwas aufgelockert.⁵⁴ Dazu wiederum der Erläuterungsbericht:

Im Gewerbegebiet sollen keine reinen Wohnbauten errichtet werden, wohl aber soll zugelassen werden, dass Betriebsangehörige dort wohnen. Es wird empfohlen, die vorhandenen „Bunker“ aufzustocken, der Eisenbetonunterbau soll gewerblich genutzt werden / Werkstätten / die Aufstockung zum Wohnen benutzt werden. [...] Im Industriegebiet sollen [...] keine Wohngebäude errichtet werden.⁵⁵

Für die Umwandlung des Rüstungswerkes zur Stadt war eine Ausweitung der Wohnbereiche nötig, die zuvor zum Großteil für Arbeiter ohne Familien als Massenunterkünfte konzipiert gewesen waren. Dafür waren auf dem Produktions-

⁵⁴ Franz (Red.): Waldkraiburg 25 und 27 (vgl. Anm. 11).

⁵⁵ Erläuterungsbericht 10 (vgl. Anm. 34).

gelände drei weitere Wohngebiete auf den verfügbaren freien Flächen vorgesehen. Der Produktionsbereich war im Werk dezentral und großzügig als Doppelstruktur angelegt worden, sodass das umzäunte Werk und spätere Gemeindegebiet ein weit größeres Areal als die bebauten Flächen umfasste, das den Stadtplanern so für zusätzliche Wohngebiete zur Verfügung stand (Abb. 2 und 4).

In die beschriebene Nutzungstrennung, die auf derjenigen des Rüstungswerkes aufbaute, implementierten die Stadtplaner das Konzept der „Nachbarschaftsgliederung“, das „unentbehrliche Rüstzeug“ der Zeit. Die Wohngebiete sollten dazu mit eigenen Versorgungseinrichtungen ausgestattet und um ein gemeinsames Zentrum herum angelegt werden. In den Planungstexten werden sie mit „dörflichen Siedlungen“ verglichen oder als „selbständige Siedlungsgemeinschaften“ bezeichnet, die „alles enthalten, was zur Lebensgemeinschaft notwendig ist“.⁵⁶ Diese Einrichtungen sollten in den Ortskernen um einen zentralen Platz gruppiert werden.⁵⁷ In der „Ortsmitte“ waren die zentralen Einrichtungen für Verwaltung, Kultur, Freizeit und Versorgung vorgesehen, die über die nötige Grundausstattung der „Lebensgemeinschaft“ hinausgingen.⁵⁸ Die beschriebene Planung entspricht damit der „Kreisstadt“ bei Göderitz, Rainer und Hoffmann, die mit zwei Gliederungsebenen den kleinsten Stadttypus bildet.

Die Ausführung der Wohngebiete als „Nachbarschaften“ ergab sich nicht zwangsläufig aus der Struktur des Rüstungswerkes und der übernommenen Nutzungstrennung, wurde aber durch sie nahe gelegt. Die günstigen Voraussetzungen für die Implementierung zeitgenössischer Konzepte wurden von den Planern jedoch nicht thematisiert:

Es wurde angestrebt, das benötigte Wohnraumgebiet in einzelne Teilgebiete zu zergliedern und zu dezentralisieren, um so einzelne Siedlungsgemeinschaften von 2500 bis 4000 Einwohnern zu bilden.⁵⁹

Während es hier klingt, als hätten die Planer auf einer Tabula rasa entworfen und als wären sie ausschließlich ihrem städtebaulichen Ideal gefolgt, ließ die Doppelstruktur des Produktionsgeländes de facto kaum eine andere Wahl, als die Wohngebiete auf die verbliebenen Freiflächen zu verteilen. Vielmehr bot das Rüstungswerk eine geradezu ideale Matrix, um das zeitgenössische Planungsideal darauf zu realisieren.⁶⁰

⁵⁶ Franz (Red.): Waldkraiburg 34 (vgl. Anm. 11).

⁵⁷ „Diesen Kern bildet ein Platz, an dem alle Betriebe und Einrichtungen untergebracht sind für den [...] täglichen Bedarf, [...] für die kulturelle Betreuung, [...] Einrichtungen für Freizeit und Unterhaltung.“ Zum täglichen Bedarf gehörten demnach „Bäcker, Fleischer, Schuster, Schneider, Lebensmittel, u. ä.“, als Kultureinrichtungen werden Kirche und Schule mit Sportanlage genannt und für Freizeit und Unterhaltung waren ein „Saalbau, Gasthof, Kino, Sportplatz und Turnhalle“ vorgesehen. Stadtarchiv Waldkraiburg, Industriegemeinschaft, Akt.-Nr. 21, 7. Programm für die Erstellung des Bebauungsplanes der Gemeinde Waldkraiburg, 1.2.1950.

⁵⁸ Dazu werden u. a. Polizei, Banken, Einzelhandel, Ärzte, Theater, Kino und weiterführende Schulen gezählt. *Ebenda* 2-4.

⁵⁹ Erläuterungsbericht 10 (vgl. Anm. 34).

⁶⁰ Bei der idealen Matrix ist hier vor allem die Struktur der Anlage gemeint. In anderer Hinsicht zeigten sich durchaus Schwierigkeiten bei der Adaption. So verursachte z. B. das

Die Bebauung der Wohngebiete sollte auch in Waldkraiburg mit ein- oder zweistöckigen Flachbauten in Form von Einzel-, Doppel- oder Reihenhäusern erfolgen. Neben der Planungsintention spiegelt dies die oben genannte Förderungssituation wider, da ein Großteil der Wohnhäuser mit staatlicher Unterstützung entstand.

Auch die für die „gegliederte Stadt“ geforderte Abgrenzung der Nutzungsbe-
reiche durch Grüngürtel traf auf günstige Voraussetzungen in den Gegebenheiten
des Rüstungswerks. Denn diese brauchten nicht eigens angelegt zu werden, vielmehr
mussten umgekehrt die Flächen der für die Stadt vorgesehenen Bebauung aus dem
Wald herausgeschält werden (Abb. 5). Die ursprüngliche Tarnungsfunktion deuteten
die Planer allerdings sogleich zum „Parkcharakter“ um, der für die Stadt im Grünen
beibehalten werden sollte:

Um diese Weiträumigkeit zu betonen und den Parkcharakter zu wahren, wurde angestrebt, die
verschiedenen Nutzungsflächen durch Grüngürtel zu trennen, um so die ganze Siedlung in den
Wald einzubetten.⁶²

An anderer Stelle im Erläuterungsbericht wird jedoch eingeräumt, dass es durch-
aus einer Transformierung des abschottenden und abweisenden Tarnungs-Waldes
bedurfte: „Vor allem ist eine Untermischung mit Laubgehölzen wünschenswert, um
das Starre und Strenge der Nadelholzbestände aufzulockern.“⁶³

Der zeitweilige Leiter der Ortsplanungsstelle Oberbayern, Otto Schütz, kritisier-
te noch in den späten 1960er Jahren den „Schirm tarnenden Waldes des früheren
Rüstungswerkes“, durch den „die Stadt nur vom Flugbild als Rodung zu erkennen“
sei.⁶⁴ Und auch heute ist sie, trotz ihrer Lage hoch über dem Innufer, für den von
Süden kommenden Besucher nicht zu sehen. Doch in den Planungstexten zu Wald-
kraiburg trägt der finstere Tarnungswald schon Züge einer romantischen Natur-
idylle.

Der Wald spielte für die Stadtplanung nicht nur als Komponente der „gegliederten
und aufgelockerten Stadt“ eine maßgebliche Rolle, sondern wurde auch als Identi-
fikationsfaktor bei der Namensgebung und dem neuen Stadtwappen herangezogen:
„Der Name ‚Waldkraiburg‘ verpflichtet, das Grün auch im Industrie- u. Gewerbe-
gebiet zu erhalten u. den guten Eindruck einer Gartenstadt, in unserem Falle einer
Garten-Industriestadt zu erreichen.“⁶⁵ Zum Stadtwappen heißt es in der Waldkrai-
burger Chronik: „Die Bäume sollten überdies auch eine Erinnerung an die Wälder
der alten Heimat sein.“ Allerdings knüpft der Name Waldkraiburg allein schon mit

Wasserversorgungsnetz zunächst Mehrkosten, da es für die anfängliche Stadtgröße über-
dimensioniert war und die feine Verzweigung zu einzelnen Haushalten fehlte. Telefon-
leitungen waren zwar vorhanden, verfügten jedoch nicht über einen Anschluss an das regu-
läre Postnetz, und auch die Betonstraßen mussten für die Stadt asphaltiert und verbreitert
werden. *Schuster*: Waldkraiburg 46-50 (vgl. Anm. 9).

⁶¹ Stadtarchiv Waldkraiburg, Bauakten, Akt.-Nr. 6.10.13-14, 1. Satzung des Vollzugs zum Bau-
linien-(Bebauungs-)plans für das Wohngebiet 2 (W2), 1.4.1954. – Programm für Bebau-
ungsplan 7 (vgl. Anm. 57).

⁶² Erläuterungsbericht 10, Hervorhebung durch die Autorin (vgl. Anm. 34).

⁶³ *Ebenda* 10.

⁶⁴ *Schütz*: Die neuen Städte 76 (vgl. Anm. 7).

⁶⁵ Programm Bebauungsplan 6 (vgl. Anm. 57).

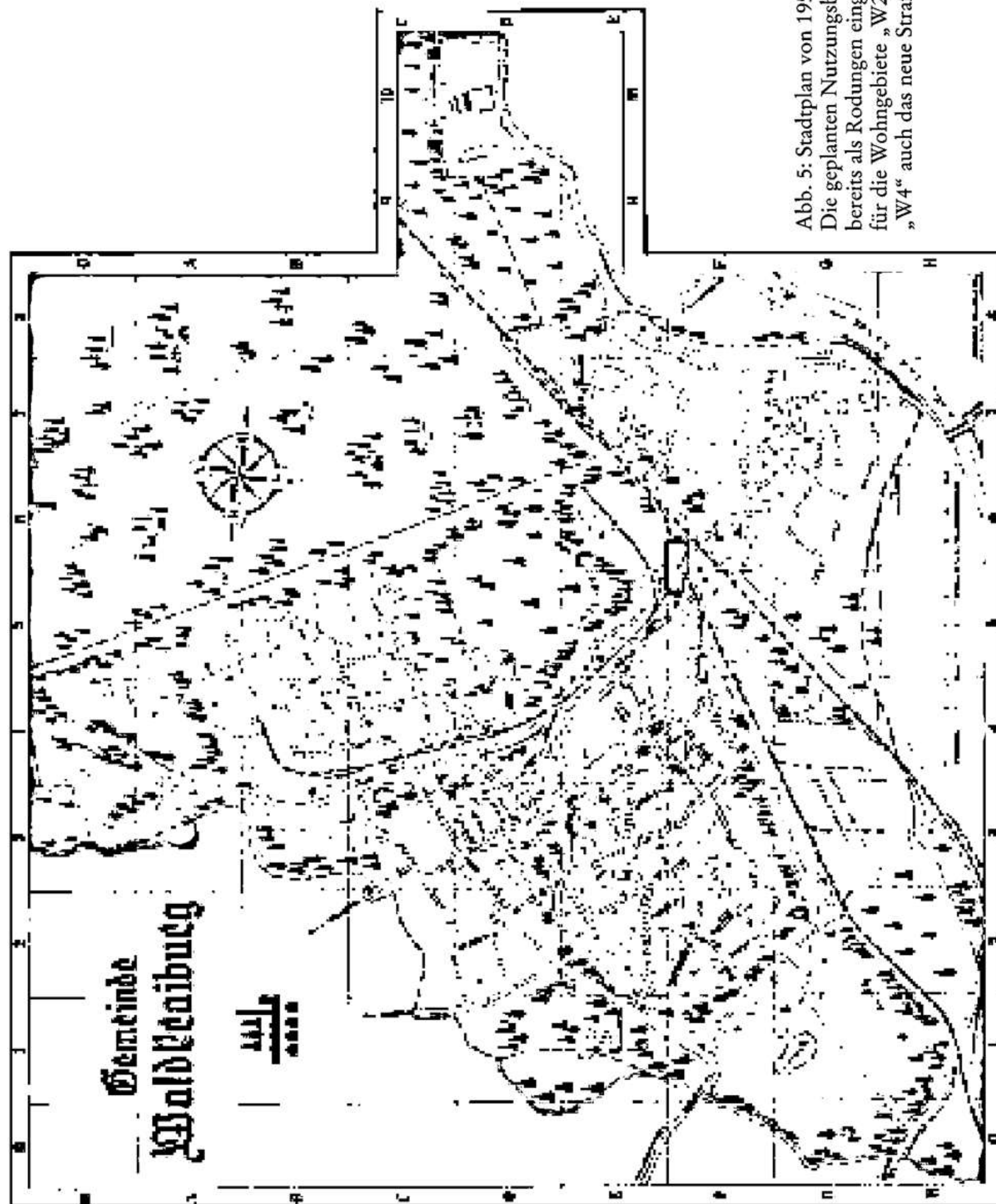


Abb. 5: Stadtplan von 1954.
Die geplanten Nutzungsbereiche sind bereits als Rodungen eingezeichnet – für die Wohngebiete „W2“ und „W4“ auch das neue Straßennetz.

seiner phonetischen Ähnlichkeit zu „Werk Kraiburg“ stärker an die Vorgeschichte des Ortes an als an die der Bewohner. Außerdem findet sich im ersten Stadt-wappenentwurf von Hubert Rösler die Idee der neuen „Garten-Industriestadt“ oder eher „Wald-Industriestadt“ fast wortwörtlich ins Bild übertragen. Das 1950 entstandene Emblem zeigt schematisch drei Bäume über einem lang gezogenen Fabrikgebäude mit hohem Schornstein, unter dem vier kleine Wohnhäuser platziert sind. Von oben nach unten gelesen ergibt sich so: Garten/Wald-Industrie-Stadt.⁶⁶

Indem man in Waldkraiburg die vorhandene Struktur weaternutzte, ausbaute und zum Teil umdeutete, konnte auf dem ehemaligen Rüstungswerk eine Stadt im Sinne zeitgenössischer urbanistischer Vorstellungen geplant werden. Gerade dazu gab es beim Wiederaufbau meist keine Möglichkeit. Obwohl die Kriegszerstörungen die Planer auf eine komplette Neustrukturierung der Städte hatten hoffen lassen, scheiterte eine übergeordnete Planung meist an privaten Eigentumsrechten. Auch frühe Neubauten hatten bereits vor größeren kommunalen Planungen einen Status quo geschaffen, der berücksichtigt werden musste. Forderungen nach einer Reform des Bau- und Bodenrechts verhallten in der Regel ungehört.⁶⁷ Gerade die Notlösung der Neubebauung ehemaliger Militäranlagen hat im Fall von Waldkraiburg dagegen die Entstehung einer „gegliederten und aufgelockerten Stadt“ ermöglicht.

Vorgeschichte und Verbreitung der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“

Auch wenn die Nachbarschaftsgliederung in der Nachkriegszeit hochaktuell war, war sie doch nicht neu. Die Autoren und Planer der 1950er Jahre verwiesen selbst häufig auf das Konzept der „neighborhood units“ von Clarence Arthur Perry, das dieser schon 1929 publiziert hatte, oder auch auf frühere Gliederungsmodelle wie zum Beispiel Ebenezer Howards Gartenstadt von 1898.⁶⁸ Aufgrund der ideologischen Aufladung des Modells im Nationalsozialismus verschwiegen die Autoren jedoch dessen Fortführung im eigenen Land, obwohl es ab dem Ende der 1930er Jahre immer mehr Verbreitung gefunden hatte.⁶⁹ In Waldkraiburg konnten die Planer dementsprechend auf ein bekanntes und in der Planungspraxis populäres Schema zurückgreifen.

Die Idee einer gestaffelten Gliederung des Stadtgebiets wie auch die der Durchgrünung und Funktionstrennung wurden zum Beispiel bei der Neugründung von Salzgitter aufgenommen, bei der sich der Planer Fritz Rechenberg intensiv mit der Frage der zahlenmäßigen Verteilung von Bewohnern und Versorgungseinrichtungen

⁶⁶ Kern: Waldkraiburg erzählt 314 f. (vgl. Anm. 11).

⁶⁷ Durth/Gutschow: Träume in Trümmern (1988). Bd. 1, 145 (vgl. Anm. 5). – Dies.: Träume in Trümmern (1993) 384-386 (vgl. Anm. 5). – Düwel/Gutschow: Städtebau in Deutschland 165 (vgl. Anm. 5).

⁶⁸ Durth/Gutschow: Träume in Trümmern (1993) 298 und 300 (vgl. Anm. 5). – Zu weiteren Vorläufern einer gegliederten Stadt ab dem Ende des 19. Jahrhunderts siehe Albers: Zur Entwicklung der Stadtplanung 290-295 (vgl. Anm. 3).

⁶⁹ Vgl. dazu v.a. Lammert, Peter: Die gegliederte und aufgelockerte Stadt vor und nach 1945. Eine Skizze zur Planungsgeschichte. In: Die alte Stadt. Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege 14 (1987) 352-366. – Durth/Gutschow: Träume in Trümmern (1993) 295-304 (vgl. Anm. 5).

beschäftigt hatte. Publiziert wurden seine Ergebnisse als Gesamtkonzept 1939 unter dem Titel „Die neue Stadt“⁷⁰ vom damaligen Professor für Landesplanung und Städtebau in Berlin, Gottfried Feder, als dessen Assistent Rechenberg zu dieser Zeit arbeitete.⁷¹ Die Arbeit, die auf Kleinstädte von 20000 Einwohnern zielte, die als ideale Stadtgröße angesehen wurden, hatte großen Einfluss auf nachfolgende Planungen in Deutschland und bildete in der Folge die strukturelle Grundlage für Verteilungsberechnungen.⁷²

Auch für die zahllosen Stadtplanungen, die nach dem Überfall auf Polen für die besetzten Gebiete in Ost- und Ostmitteleuropa entstanden, wurde das Schema der Nachbarschaftsgliederung und Funktionstrennung 1942 als „Richtlinien für die Planung und Gestaltung in den eingegliederten deutschen Ostgebieten“ zum Maßstab erhoben.⁷³ „Die gegliederte und aufgelockerte Stadt“ von Göderitz, Rainer und Hoffmann stellt einen Beleg für die planerische Kontinuität über 1945 hinweg dar. Die Arbeit daran war schon vor Kriegsende abgeschlossen gewesen, eine Überarbeitung vor der Drucklegung 1957 erfolgte nicht.⁷⁴ Sehr plastisch zeigt sich die bruchlose Fortführung der Planungsgedanken am Stadtschema der Publikation, das bis auf kleine gestalterische Änderungen der schematischen Darstellung einer Kreisstadt aus der Reihe „Siedlungsgestaltung aus Volk, Raum und Landschaft“ von 1943 entspricht.⁷⁵ Diese Schriftenreihe des Reichsheimstättenamtes wiederum diente als Planungshilfe für den Städtebau in den besetzten Gebieten Ost- und Ostmitteleuropas.⁷⁶

Etwa mit Kriegsbeginn begannen einige der Planer, die Nachbarschaftsgliederung mit der Parteistruktur zu verknüpfen. Bereits in „Die neue Stadt“ wurden im Schlussteil eines Beispielentwurfes die verschiedenen Ebenen der Stadt denjenigen der „Zelle“, „Ortsgruppe“ und dem „Kreis“ der NSDAP zugeordnet. Das Ergebnis der Parallelisierung von Stadt- und Parteigliederung begrüßte Feder im Begleittext als Realisierung einer „totale[n] Stadt“.⁷⁷ In dieser Version war das Konzept „der

⁷⁰ Feder, Gottfried: Die neue Stadt. Versuch der Begründung einer neuen Stadtplanungskunst aus der sozialen Struktur der Bevölkerung. Berlin 1939.

⁷¹ Rechenberg wird jedoch nicht als Mitautor genannt, obwohl der Großteil der Sachinformationen von ihm erarbeitet wurde. Nach seiner eigenen Aussage stammte „der eigentliche und wissenschaftliche Material-Teil“ von ihm selbst; er habe ihn bereits 1935 für seine Dissertation „Die günstigste Stadtgröße“ erarbeitet. Die Aussage wird von der Tatsache gestützt, dass sich Rechenberg – im Gegensatz zu Feder – schon in Salzgitter mit Verteilungsberechnungen beschäftigt hatte. Schneider, Christian: Stadtgründung im Dritten Reich. Wolfsburg und Salzgitter. Ideologie – Ressortpolitik – Repräsentation. München 1979, 63, 74 und 135 f. – Durth/Gutschow: Träume in Trümmern (1993) 233 f. (vgl. Anm. 5).

⁷² Münk, Dieter: Die Organisation des Raumes im Nationalsozialismus. Eine soziologische Untersuchung ideologisch fundierter Leitbilder in Architektur, Städtebau und Raumplanung des Dritten Reiches. Bonn 1993, 384.

⁷³ Durth/Gutschow: Träume in Trümmern (1988). Bd 1, 45-50 (vgl. Anm. 5).

⁷⁴ Göderitz/Rainer/Hoffmann: Die gegliederte Stadt 5 (vgl. Anm. 43).

⁷⁵ Ebenda 26. – Siedlungsgestaltung aus Volk, Raum und Landschaft. Die Gestaltung der Kreisstadt. Berlin 1943, Nr. 55, o. S. (Planungshefte des Reichsheimstättenamtes der Deutschen Arbeitsfront/Hauptabteilung Städtebau und Wohnungsplanung 9).

⁷⁶ Durth/Gutschow: Träume in Trümmern (1993) 252 (vgl. Anm. 5).

⁷⁷ Feder: Die neue Stadt 467 (vgl. Anm. 70). – Als wichtigste Rezipienten dieser Idee, die im

gegliederten und aufgelockerten Stadt“ auch in den „Richtlinien“ von 1942 vorgegeben und wurde im November 1944 von Albert Speer zur verbindlichen Methode des Wiederaufbaus in Deutschland erklärt.⁷⁸

Auch nach 1945 verlor „Die neue Stadt“ als Handbuch für die Stadtplanungspraxis nicht an Bedeutung, dass sie für Waldkraiburg herangezogen wurde, ist nicht unwahrscheinlich. Sie behielt „den Rang eines Standardwerks“⁷⁹ und wird noch in der neueren Literatur als „lange nach dem Krieg das einzige ernst zu nehmende Planungsbuch mit wissenschaftlichem Anspruch“⁸⁰ bezeichnet. Wegen seiner offensichtlichen nationalsozialistischen Ausrichtung wurde das Handbuch allerdings in öffentlichen Institutionen nicht mehr unverhohlen verwendet. Die positive Einschätzung des Werkes als Planungsgrundlage beruhte zum einen auf dem Mangel an Alternativen für Verteilungsberechnungen, der bis in die späten 1960er Jahre herrschte,⁸¹ zum anderen auf einer ideologischen und sachlichen Zweiteilung, die sich mit der Arbeitsteilung der Autoren Feder und Rechenberg deckt: Während der empirische Teil hauptsächlich von Fritz Rechenberg erarbeitet wurde, gehen Einleitung und Schluss, mit direkten Verknüpfungen von Stadtplanung und nationalsozialistischer Ideologie, auf den Herausgeber Gottfried Feder zurück. Dieser war nicht nur NSDAP-Mitglied der ersten Stunde, sondern hatte auch zahlreiche antisemitische und antikapitalistische Schriften verfasst.⁸²

In der Stadtplanung für Waldkraiburg deuten – neben der weiten Verbreitung der „neuen Stadt“ in Planungsämtern – die dort benutzten Größenangaben der Gliederungsberechnungen und infrastrukturellen Verteilung auf die Verwendung dieses Modells hin. Aus dem Einzugsgebiet einer Volksschule mit jeweils acht Klassen für Jungen und Mädchen leitete Rechenberg eine Nachbarschaftsgröße von 3500 Einwohnern für eine hier so genannte Siedlungszelle ab, in der sich neben der Schule „eine ganze Reihe von Läden und sonstigen Einrichtungen“ befinden sollte. In Waldkraiburg wurden die entsprechend ausgestatteten „Siedlungsgemeinschaften“ für 2500 bis 4000 Personen veranschlagt, wobei man sich später mit 3000 bis 4000 Personen pro Wohngebiet sogar noch mehr an die in „Die neue Stadt“ beschriebe-

Gegensatz zu Feder die parteipolitische Ausrichtung der Stadtplanung zum eigentlichen Ziel erklärten, sind Konstanty Gutschow als Stadtplaner in Hamburg, Hans Bernhard Reichow in Stettin, Wilhelm Wortmann in Bremen und Carl Culemann in Danzig zu nennen. *Münk*: Organisation des Raumes 383 und 390 (vgl. Anm. 72).

⁷⁸ *Lammert*: Die gegliederte und aufgelockerte Stadt 354 (vgl. Anm. 69). – Nach dem Krieg distanzierte man sich stillschweigend von den expansions- und parteipolitischen Kontexten, was umso leichter fiel, als das Konzept der Nachbarschaftsgliederung in ganz Westeuropa und den USA weiterhin bestimmend war und man in Deutschland schon während des Krieges auch Planungen im Ausland verfolgt hatte. Die Verweise auf englische oder amerikanische Autoren zusammen mit einer Entnazifizierung der Planungssprache machten es leicht, die NS-Tradition auszublenden. Sie wurde erst in den 1980er Jahren problematisiert. *Durth/Gutschow*: Träume in Trümmern (1993) 238, 261 und 298-302 (vgl. Anm. 5). – *Durth*, Werner: Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen 1900-1970. München 1992.

⁷⁹ *Durth/Gutschow*: Träume in Trümmern (1993) 234 (vgl. Anm. 5).

⁸⁰ *Lammert*: Die gegliederte und aufgelockerte Stadt 363 (vgl. Anm. 69).

⁸¹ *Reinborn*: Städtebau 150 (vgl. Anm. 50).

⁸² *Münk*: Organisation des Raumes 278-281 (vgl. Anm. 72).

nen Idealgrößen annäherte. Auch die für Waldkraiburg vorgesehene Gesamteinwohnerzahl entsprach mit 20 000 Personen der von Rechenberg propagierten Idealgröße einer Kleinstadt. Im Vergleich dazu sah Perry 4800 Bewohner pro Nachbarschaft vor, während Göderitz, Rainer und Hoffman mit Verweis auf Perry 4000 bis 6000 Personen vorschlugen.⁸⁴

Es kann davon ausgegangen werden, dass die Konzepte der „neuen Stadt“, die auf direktem oder indirektem Weg in die Planung für Waldkraiburg eingeflossen sind, durch die beratende Tätigkeit der oberbayerischen Ortsplanungsstelle eingebracht wurden. Hubert Rösler war durch seine vorherige Arbeit als Architekt kaum mit Stadtplanung vertraut und auch die frühere Planungszusammenarbeit mit Fritz Noppes zeigt keine Absichten, eine Nachbarschaftsgliederung anzuregen. Somit darf man sich eher die Planungsbehörde, die möglicherweise mit einer Ausgabe der „neuen Stadt“ ausgestattet war, als Initiatorin dieser ganz im Zeitgeist liegenden Stadtstruktur vorstellen.⁸⁵

Luftschutz und Heimatschutz – Die Wechselwirkung von Rüstungs- und Stadtplanung

Für die Stadtplanung in Waldkraiburg ist die Vorgeschichte der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“ vor allem deshalb wichtig, weil der Bau des Pulverwerkes zwischen 1939 und 1941 genau in die Zeit der Popularisierung dieses Konzeptes fiel, in der sich zugleich auch eine Annäherung von militärischen und zivilen Planungsgrundsätzen feststellen lässt. Durch Diskussionen über den Luftschutz im Städtebau wurde die Entwicklung einer aufgelockerten Stadt schon vor dem Zweiten Weltkrieg im internationalen Maßstab als urbanistisches Ideal befördert. Auch in Deutschland prägte das Thema Luftschutz ab 1938 die städtebaulichen Debatten und wurde als wichtiges militärisches Argument für die „gegliederte und aufgelockerte Stadt“ angeführt. Neben der Weiträumigkeit wurden vor allem die unabhängig funktionierenden Nachbarschaften als Vorteil genannt.⁸⁶ Endgültig zum Durchbruch verhalfen dem Konzept paradoxerweise die flächendeckenden Bombenschäden in den deutschen Städten ab 1942, die die Umgestaltung der Städte nach den Prinzipien der Durchgrünung und Auflockerung erst ermöglichten.⁸⁷ Als die „aufgelockerte Stadt“

⁸³ Erläuterungsbericht 10 und 12 (vgl. Anm. 34). – Franz (Red.): Waldkraiburg 31–34 (vgl. Anm. 11). – Feder: Die neue Stadt 2 und 19 (vgl. Anm. 70).

⁸⁴ Durth/Gutschow: Träume in Trümmern (1993) 298 und 300 (vgl. Anm. 5).

⁸⁵ Zur früheren Planung vgl. auch Anm. 24. – Zu den damaligen Mitarbeitern der Ortsplanungsstelle liegen bisher keine Informationen vor.

⁸⁶ Kautt, Dietrich: Stadtentwicklung in der Polarität städtebaulicher Leitbilder. Das Beispiel Wolfsburg. In: Die alte Stadt 15 (1988) 163. – Lammert: Die gegliederte und aufgelockerte Stadt 364 (vgl. Anm. 69). – Auch Konstanty Gutschow warb Ende 1940 für sein Konzept der Hamburger Stadtlandschaft als „luftangriffssichere Gliederung größerer Siedlungsgebilde“. Durth/Gutschow: Träume in Trümmern (1993) 239 (vgl. Anm. 5).

⁸⁷ Durth, Werner/Gutschow, Niels: Vom Architekturraum zur Stadtlandschaft. Wandlungen städtebaulicher Leitbilder unter dem Eindruck des Luftkrieges 1942–1945. In: Schildt, Axel (Hg.): Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg. Frankfurt/Main, New York 1988, 326–359.

im November 1944 daraufhin zur verbindlichen Richtlinie erhoben wurde, verschwanden die axialen Anlagen und Monumentalbauten aus den Wiederaufbauplänen. Die Zerstörungen boten die Möglichkeit für die Anlage breiter Verkehrsschneisen und großzügiger Grünanlagen, die zugleich weitere Schäden begrenzen sollten.⁸⁸ Auch lange nach 1945 blieb der Luftschutz ein städtebauliches Argument für aufgelockerte Städte.⁸⁹

Bei den Planungsvorgaben für die besetzten Gebiete in Ost- und Ostmitteleuropa wurde zusätzlich die Aufgliederung von Industriegebieten gefordert, um größere Schäden bei Luftangriffen zu vermeiden:

Die *Industrie- und Gewerbegebiete* sind [...] untereinander abzusetzen, [...] um den Erfordernissen des Luftschutzes Rechnung zu tragen. Auch für Industriegebiete ist daher in größeren Städten die Aufgliederung in mehrere Zellen notwendig.⁹⁰

Die Richtlinien lesen sich hier wie ein Bauprogramm für das Pulverwerk. Denn genau diese Aufgliederung wurde aus den gleichen Gründen beim Kraiburger Werk umgesetzt und ermöglichte später die „kurzen Wege“ zu den neu eingefügten Wohngebieten. Daneben entspricht die Funktionstrennung im Werk durch die Bahngleise dem städtebaulichen Planungsschema bei Göderitz, Rainer und Hoffmann, und so auch dem Modell von 1943 (Abb. 2 und 3). Die Rüstungswerke orientierten sich damit an städtebaulichen Prinzipien, die wiederum zu dieser Zeit (auch) militärisch begründet wurden. Zusätzlich weist das Werk Kraiburg mit seinen separaten Unterkunftsgebieten für Deutsche einerseits und ausländische Zwangsarbeiter andererseits eine pervertierte Parallele zum städtischen Nachbarschaftsgedanken auf.

Die Aufgliederung des Produktionsareals und der Quartiere sowie die großzügige Einbettung der Anlage in das Waldgebiet lieferten in Ansätzen schon die Hauptmerkmale der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“. An der Einbeziehung des Luftkriegs in die urbanistischen Überlegungen seit dem Ende der 1930er Jahre zeigte sich eine Angleichung der Vorgaben für militärische und zivile Planungen, die auch erklären, warum die Umnutzung des Rüstungswerks Kraiburg zur gegliederten Stadt Waldkraiburg relativ einfach war.

In den Wohngebieten für Waldkraiburg spiegeln sich in gestalterischer Hinsicht sowohl diese Annäherung als auch bauliche Kontinuitäten über das Kriegsende hinweg wider. Die ersten Bebauungspläne wurden 1950 und 1951 für das Gelände der Barackenlager und der Werkssiedlung sowie für das zwischen den beiden Produk-

⁸⁸ Durth, Werner: Stadtplanung 1930-1950. Zwischen Kontinuität und Bruch. In: Ders./Nerdinger, Winfried (Red.): Architektur und Städtebau der 30er/40er Jahre. Ergebnisse der Fachtagung in München 1993. Bonn 1994, 33-35 (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz 48). – Durth: Deutsche Architekten 243-245 (vgl. Anm. 78).

⁸⁹ Nunmehr wurden vor dem Hintergrund des Kalten Krieges die gleichen Argumente angeführt. Höhns, Ulrich: „Neuaufbau“ als Hoffnung, „Wiederaufbau“ als Festschreibung der Misere. Marshallplan und Wohnungsbau in der Bundesrepublik nach dem Kriege. In: Schulz, Bernhard (Hg.): Grauzonen – Farbwelten. Kunst- und Zeitbilder 1945-1955. Berlin, Wien 1983, 85-104, hier 98 f.

⁹⁰ Zitiert nach Durth/Gutschow: Träume in Trümmern (1988). Bd. 1, 48 f. (vgl. Anm. 5). Hervorhebung im Original.

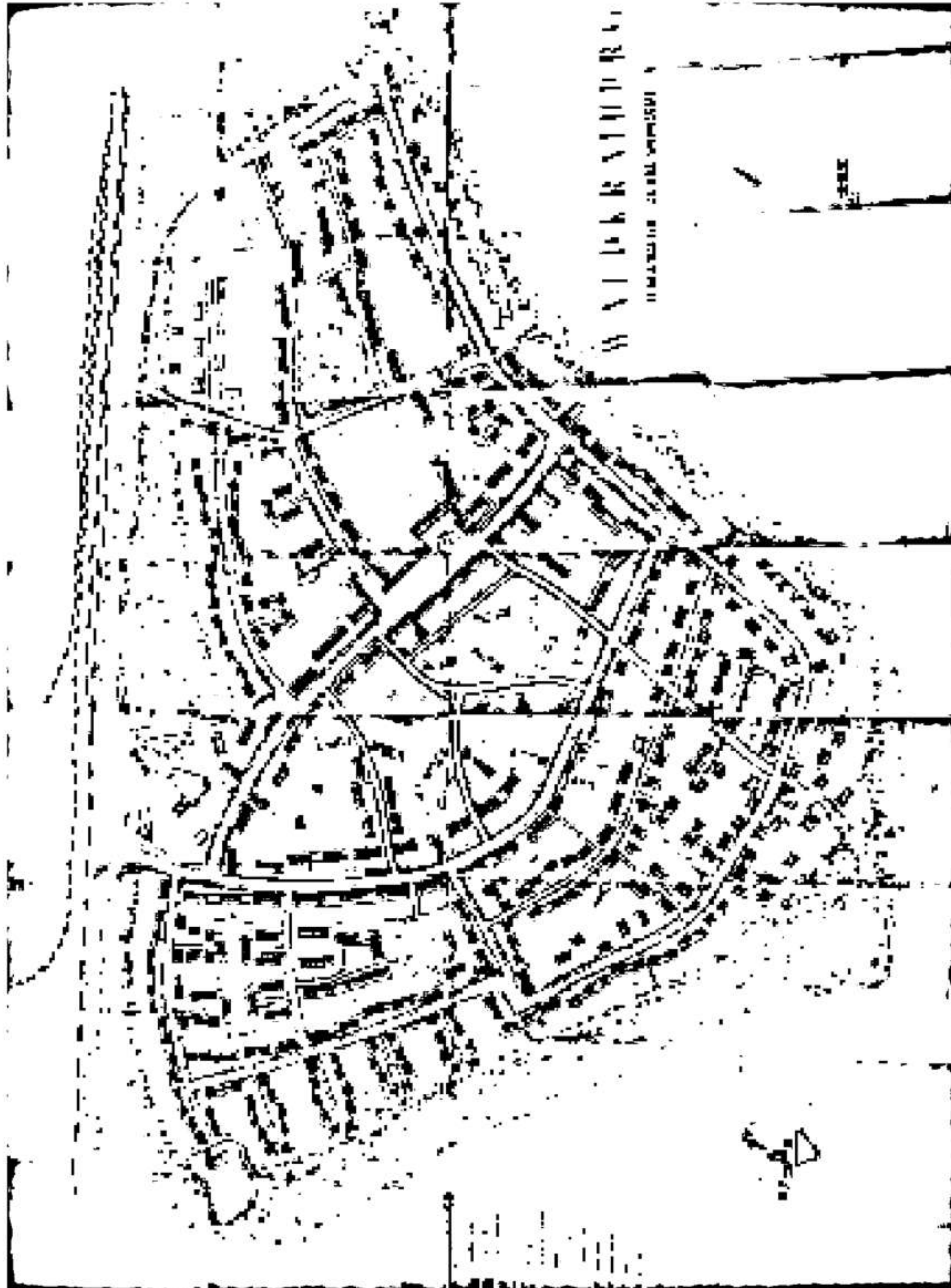


Abb. 6: Bebauungsplan für das Wohngebiet 4 von 1952. In der Mitte der zentrale Platz mit der Kirche im Südosten. Auf der nordöstlich anschließenden Freifläche ist ein Sportplatz für die dort geplante Schule verzeichnet.

tionsarealen gelegene Gebiet erstellt (Abb. 5). In den Plänen sieht man parallel oder senkrecht zum Straßenverlauf gesetzte Hausgrundflächen in unregelmäßigem Baulinienverlauf (Abb. 6). Im Zentrum der Wohngebiete verbreitert sich die Hauptstraße zu einem angerartigen Platz, an dem Kirche und Läden für die jeweiligen „Siedlungsgemeinschaften“ vorgesehen sind. Durch die Zentrumsgestaltung zusammen mit der kleinteiligen und asymmetrisch angelegten Bebauung ergibt sich ein fast dörfliches Bild, wie es auch im Erläuterungsbericht für den Wirtschaftsplan beschrieben wird.⁹¹

Die Bebauungspläne der Wohngebiete knüpften an schon zuvor anerkannte Formen der Siedlungsgestaltung an. Für neue Siedlungsprojekte war bis 1945 das Reichsheimstättenamt zuständig gewesen, das 1934 Richtlinien für deren bauliche Gestaltung erlassen hatte. Diese orientierten sich an den Anfang des Jahrhunderts entstandenen Gartenstadtsiedlungen und den Ideen der Heimatschutzbewegung. Deren Grundsätze wurden wiederum über die Stuttgarter Schule und vor allem den Stuttgarter Professor Heinz Wetzel zu einem Grundstein der gestalterischen Richtlinien des Reichsheimstättenamtes. Wetzel forderte ein „organisches“ Einfügen der Siedlung in die Geländeform, wobei er mittelalterliche Städte als Vorbilder angab. An Stichstraßen zu Gruppen zusammengefasste Gebäude nannte auch Wetzel Nachbarschaften, meinte damit aber ein räumlich-soziales Gliederungsprinzip und keine Verteilungsstruktur gewerblicher, kultureller und sozialer Einrichtungen.⁹²

Die Grundsätze der Stuttgarter Schule wurden auch in Waldkraiburg angewendet, wobei das Einfügen in die Geländeform durch eine bloße Übernahme geschwungener Wege ohne deren topografische Notwendigkeit ersetzt wurde. Auch die Wetzelschen Nachbarschaften um kleine Stichstraßen finden sich in den Wohngebieten. Einen direkten Bezug stellt das verwendete Planungsvokabular der „selbständigen Dörfer“ oder „dörflichen Siedlungen“ dar,⁹³ die man in Waldkraiburg anstrebte. In den Publikationen des Reichsheimstättenamtes war entsprechend der „dörfliche Charakter der kleinen Gemeinden mit Eigenleben“ für neue Siedlungen gefordert worden.⁹⁴

Ab 1936 hatten die Grundsätze der Stuttgarter Schule vom Reichsheimstättenamt vor allem den so genannten Vierjahresplansiedlungen – das heißt den neuen Industriestandorten in Vorbereitung der Aufrüstung –, als Grundlage gedient, zu denen auch das Werk Kraiburg zählte.⁹⁵ Damit wurden die Gestaltungsrichtlinien für zivile Bauaufgaben in der gleichen Form auf die Wohnbereiche militärischer Bauprojekte angewendet. Doch auch für das Produktionsgelände lassen sich am Beispiel von Waldkraiburg Parallelen zum Siedlungsbau feststellen. Die Straßen der Wohngebiete ähneln in ihrer Unregelmäßigkeit und geschwungenen Führung den Betonstraßen

⁹¹ Stadtarchiv Waldkraiburg, Bauakten, Akt.-Nr. 6.10.13-14 und Akt.-Nr. 6.10.15-16. Bebauungspläne für die Wohngebiete 2 und 4.

⁹² *Schneider*: Stadtgründungen im Dritten Reich 117-120 (vgl. Anm. 71). – *Münk*: Organisation des Raumes 213 (vgl. Anm. 72).

⁹³ Programm für Bebauungsplan 7 (vgl. Anm. 57). – *Franz* (Red.): Waldkraiburg 34 (vgl. Anm. 11).

⁹⁴ Zitiert nach *Münk*: Organisation des Raumes 212 (vgl. Anm. 72).

⁹⁵ Zu den Vierjahresplansiedlungen vgl. *ebenda* 190-202.

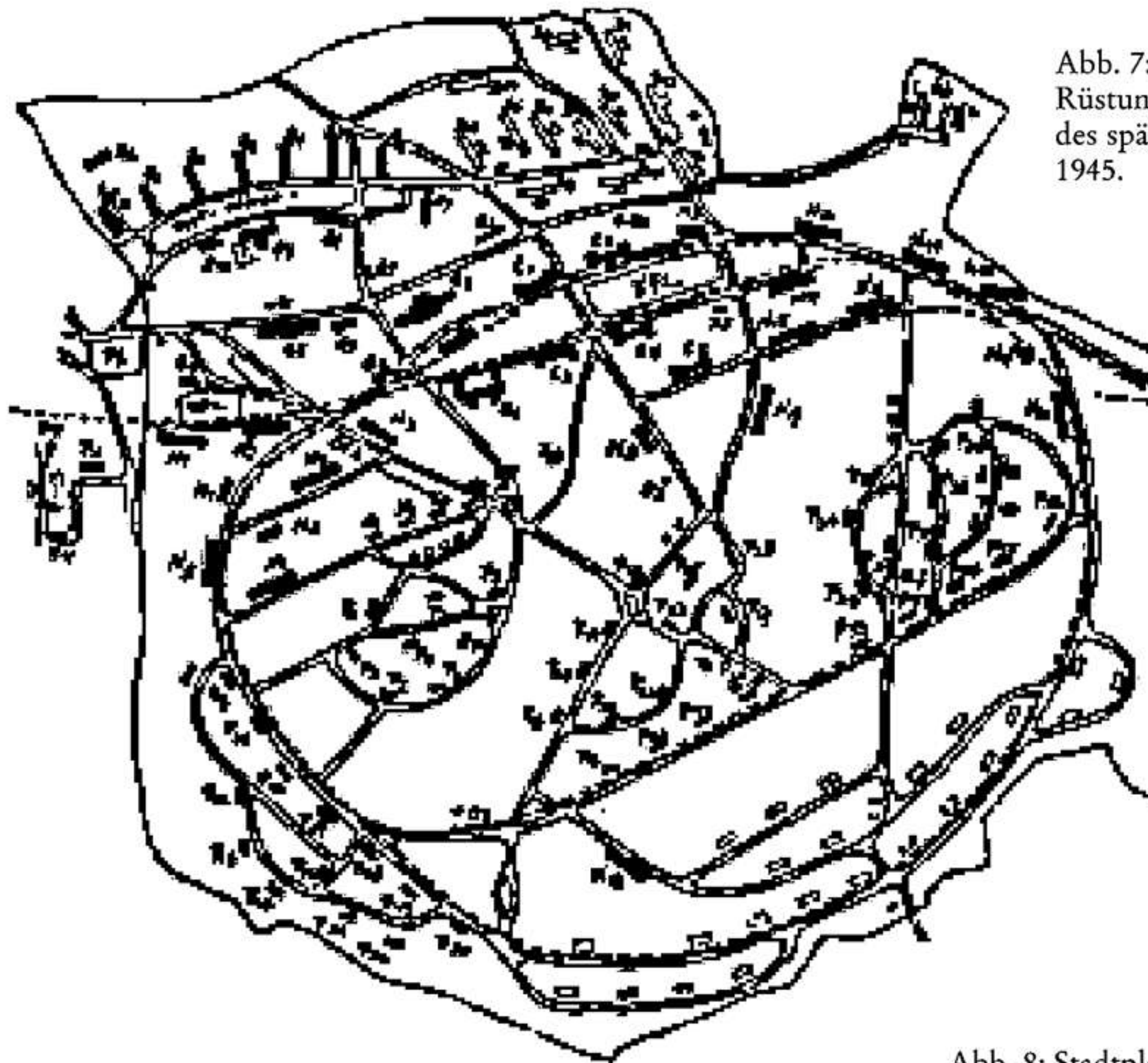


Abb. 7:
Rüstungswerks-
gelände
des späteren Traunreut,
1945.

Abb. 8: Stadtplanungsmodell
für Traunreut, 1954.





Abb. 9: Wohnhaus für Angestellte des Rüstungswerks.
Fassadenzeichnung von 1941.



Abb. 10: Wohnhaus der „Bayerlandsiedlung“ für Waldkraiburg.
Fassadenzeichnung von 1950.

des Rüstungswerkes und setzen diese formal fort, sodass bei der Anlage des Rüstungswerkes die gleichen „organischen“ Straßenverläufe entstanden, wie sie Heinz Wetzel für den Siedlungsbau vorsah. Wie im Städtebau führten zum einen Luftschutzargumente, zum anderen solche für ein gesundes und ästhetisches Wohnen zum gleichen Ergebnis. Zwar wurde die Straßenführung im Falle der Vertriebenenstädte erst nachträglich für Wohngebiete verwendet, doch ist die geschwungene Wegführung nahezu identisch mit der der Stuttgarter Schule. Das gleiche Phänomen lässt sich auch für Traunreut nachweisen, wo die Wohnhäuser in das ehemalige Werksgelände eingesetzt wurden und sich so fast „organische Siedlungen“ im Wetzelschen Sinne ergaben (Abb. 7 und 8).

Die eingangs konstatierte Kontinuität im Siedlungsbau lässt sich auch an der Architektur der Wohnhäuser feststellen. Die erste größere Siedlung von Einfamilienhäusern wurde in Waldkraiburg 1950 in dem Wohngebiet gebaut, in dem sich auch die Werksquartiere mit der Meister- und Plutokratensiedlung für die leitenden Angestellten und Facharbeiter befanden. Die Wohnhäuser von 1939 und diejenigen der „Bayerlandsiedlung“ von 1950 gleichen sich trotz der dazwischen liegenden elf Jahre und des Systemwechsels in Dachneigung, Zwerchgiebel, Fensterverteilung und Anbauten auf geradezu minutiöse Weise (Abb. 9 und 10). Man bediente sich für die Einfamilien- und Doppelhäuser eines typisierten Heimatstils, der ebenfalls zu den Vorgaben für den Siedlungsbau des Reichsheimstättenamtes gehörte. Dass auch nach 1945 das architektonische Vokabular der Stuttgarter Schule verwendet wurde, ist jedoch keineswegs ein Sonderfall in Waldkraiburg, sondern traf in der Nachkriegszeit besonders auf Neubausiedlungen in Klein- und Mittelstädten in der ganzen Bundesrepublik zu.⁹⁶

Wie einerseits ab dem Ende der 1930er Jahre der Städtebau an Luftschutzprinzipien ausgerichtet wurde, flossen andererseits auch Aspekte der zivilen Siedlungsplanung in militärische Bauprojekte ein. Als dörflich, traditionell und idyllisch konnotierte Hausformen, Straßen- und Platzanlagen wurden den Rüstungsproduktionsstätten angegliedert. Indem man in Waldkraiburg die gängige Gestaltung von Neubausiedlungen verwendete, knüpfte man zugleich an die Wohnbebauung des Rüstungswerkes an.

Sudetendeutsche Dächer oder Sudetendeutsche Straße? – Die Außendarstellung als Vertriebenenstadt

Dieses Anknüpfen an die Bebauung des Rüstungswerkes wurde im Nachhinein als Rekurs auf die gewohnten Bauformen der sudetendeutschen Neubürger gedeutet. So hieß es in den „Waldkraiburger Nachrichten“ 2001 über die Einfamilienhäuser der Bayerlandsiedlung: „Charakteristisch – direkt an den im Sudetenland vorherrschenden Baustil angelehnt – ihre äußerst spitzen Dächer.“⁹⁷ In der zeitgenössischen

⁹⁶ Frank, Hartmut: Trümmer. Traditionelle und moderne Architekturen im Nachkriegsdeutschland. In: Schulz (Hg.): Grauzonen – Farbwelten 43–83, hier 55 (vgl. Anm. 89).

⁹⁷ kha [Klaus Hallmann]: Das erste neue Haus. Bauingenieur Anton Antosch erstellte Pläne. In: Waldkraiburger Nachrichten vom 8. Mai 2001, 15.

Literatur war dagegen gerade die fehlende regionale Spezifik der Architektur als Merkmal der Vertriebenenstädte hervorgehoben worden, zu der unter anderen Elisabeth Pfeil schrieb: „Die Hausformen lassen die Herkunft der Bewohner nicht erkennen.“⁹⁸ Darin zeigt sich die semantische Offenheit des typisierten Heimatstils, wie er besonders für Einfamilienhäuser in Waldkraiburg und generell in der Nachkriegszeit verwendet wurde. Ohne tatsächliche Regionalspezifität entsprach er Vorstellungen eines dörflichen Grundschemas und konnte – wie die Zitate zeigen – als Werksiedlung oder erste Neubauten der Stadt ebenso gut wie als Erinnerung an die Heimat gelesen werden.

Generell nutzten die Bewohner anstelle einer architektonischen Selbstverortung jedoch die Straßennamen, wie Graslitzer oder Reichenberger Straße, um die eigene Identität oder auch die Spezifik der Siedlung zu vermitteln. Auch Bauplastiken, wie in Waldkraiburg ein Rübezahlsbrunnen oder ein Glasbläserpaar als Portalschmuck, dienten diesem Zweck. Inzwischen spielt zudem das Pulverwerk selbst als geschichtliche Referenz eine wichtige Rolle. So werden in Waldkraiburg und anderen Städten zum Beispiel seit einigen Jahren Faltblätter zum „Weg der Geschichte“ herausgegeben, die es Interessierten ermöglichen, die baulichen Reste des Pulverwerks räumlich zu erfahren. Wie die zitierte Lesart der Bayerlandsiedlung zeigt, kann die Referenz zum Rüstungswerk auch mit nachträglichen architektonischen Bezügen zu den Herkunftsgebieten der ersten Bewohner ineinanderfließen.

Fazit

Obwohl viel zu den Vertriebenenstädten publiziert wurde, sind grundlegende Aspekte bisher unzureichend berücksichtigt worden. Zur Beantwortung der Frage, wie und warum es zur Gründung der Städte auf den Rüstungswerken kam, wurde auf die verschiedenen Akteursgruppen und Motive bisher zu wenig eingegangen. Das Zusammenspiel von sudetendeutscher Eigeninitiative, bayrischen Ansiedlungsbestrebungen und amerikanischen Konzessionen bei Entmilitarisierungsarbeiten ist, wenn überhaupt, nur verstreut zu finden und wurde hier am Beispiel von Waldkraiburg exemplarisch aufgezeigt. Doch auch als geplante Städte und Umnutzungen militärischer Anlagen wurden die Neugründungen bisher nicht ernst genommen, weshalb auch die bau- und architekturgeschichtlichen Aspekte dieser Synthese unbeachtet blieben.

Mit Waldkraiburg sollte eine Stadt entstehen, die genau den Ansprüchen der zeitgenössischen Planungsdebatten entsprach: eine von viel Grün durchzogene, nach Wohngebieten und Industrie getrennte und in selbstständige „Nachbarschaften“ gegliederte Stadt. Dabei sollten die Wohngebiete über eine eigene Kirche, Schule, Gasthaus und Läden verfügen und darüber hinausgehende Einrichtungen im gemeinsamen Stadtzentrum zu finden sein. Während sonst im Wiederaufbau das Ideal der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“ nur in Stadtrandsiedlungen realisiert werden konnte, wurde hier eine neue Stadt nach den Wunschvorstellungen der Zeit gebaut.

⁹⁸ Pfeil: Städtische Neugründungen 511 (vgl. Anm. 10).

Um diese neue Stadt zu bauen, wurden die Grundstrukturen des Rüstungswerkes übernommen und lediglich um weitere Wohnviertel ergänzt. Die dezentrale Doppelstruktur des Produktionsgeländes machte es notwendig und zugleich möglich, die verbleibenden Freiflächen als weitere Nachbarschaften auszulegen und die Industrie- und Gewerbegebiete ebenfalls zu untergliedern. Auch die Lage in einem geschlossenen Waldgebiet legte die Abgrenzung der Funktionsbereiche durch Parkstreifen und damit eine großzügige Durchgrünung der Stadt nahe.

Das Ineinandergreifen von Rüstungswerk und städtebaulichem Nachkriegsideal in Waldkraiburg erklärt sich aus der Annäherung von militärischer und ziviler Planung ab dem Ende der 1930er Jahre. Dieses Idealbild der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“, dessen Nachbarschaftsgedanke schon in den 1920er Jahren in den USA entwickelt worden war, bestimmte in Deutschland ab diesem Zeitpunkt die Planungskonzepte. Seine Verbreitung fand es vor allem in Form des 1939 erschienenen Handbuchs „Die neue Stadt“, das bis in die 1960er Jahre für Verteilungsberechnungen in Kleinstädten als Hauptnachschatzwerk diente und auch in Waldkraiburg herangezogen worden sein könnte. Ein Grund für den zeitgenössischen Erfolg des Konzepts war das Argument der erhöhten Sicherheit im Falle eines Luftkrieges wegen der weiträumigen Anlage und Unabhängigkeit der einzelnen Wohnviertel. In der Folge der Durchsetzung des militärischen Denkens im Städtebau wurden Argumente wie zum Beispiel die Aufgliederung der Industriegebiete, die bis dahin nur für ein explosionsgefährdetes Rüstungswerk gegolten hatten, auch für Städte relevant.

Zugleich finden sich auch im Pulverwerk Kraiburg Anleihen und formale Parallelen zu zivilen Planungstheorien der Zeit. Die allgemeinverbindlichen Siedlungsgrundsätze des Stuttgarter Professors Heinz Wetzels orientierten sich in Haus-, Straßen- und Platzformen an mittelalterlichen und dörflichen Vorbildern – und wurden für Stadtrandsiedlungen genauso verwendet wie für die militär-industriellen Bauprojekte. Die Aufgliederung der Quartiersbereiche im Kraiburger Werk mit jeweils eigenen Versorgungseinrichtungen ähnelt außerdem dem Nachbarschaftskonzept im Städtebau und konnte in Waldkraiburg für diesen adaptiert werden. Auch die geschwungene Straßenführung im Werksgelände, die Tarnung und Luftschutz diente, gleicht formal der unregelmäßigen Straßenführung bei Heinz Wetzels, was sich besonders bei deren tatsächlicher Umnutzung für Wohngebiete im Fall von Traunreuth zeigt.

Die Analyse der Stadtplanung für Waldkraiburg legt dar, wie aus der zunächst widersprüchlich erscheinenden Fusion von militärischem Bau und ziviler Planung eine ideale Stadt der 1950er Jahre entstehen konnte, da zum einen in den 1930er bis 1950er Jahren im Städtebau militärisch argumentiert wurde und man zum anderen beim Bau des Rüstungswerkes urbanistische Konzepte einbezogen hatte. Waldkraiburg stellt als Vertriebenstadt einen Sonderfall der Integrationsgeschichte dar, an dem sich jedoch grundlegende Interessenlagen der beteiligten Akteure kristallisieren, und als Planung einer neuen eigenständigen Stadt einen Sonderfall des Wiederaufbaus, der gerade durch die Umnutzung eines Rüstungswerkes die städtebaulichen Vorstellungen der Zeit praktisch illustriert.

Abbildungsnachweise:

- Abb. 1: Luftbild der Stadt Waldkraiburg. Stadtarchiv Waldkraiburg (o. Sig.).
- Abb. 2: Plan Werk Kraiburg. Stadtarchiv Waldkraiburg, A/LageP 76.
- Abb. 3: Stadtschema. Aus: *Göderitz/Rainer/Hoffmann: Die gegliederte und aufgelockerte Stadt* 26 (vgl. Anm. 43)
- Abb. 4: Wirtschaftsplan: Stadtarchiv Waldkraiburg, Altregistratur Stadtbauamt, Akte 610.2. Bearbeitung Jörg Dederich, Berlin.
- Abb. 5: Stadtplan Waldkraiburg. Im Besitz der Autorin.
- Abb. 6: Plan des Wohngebiets 4. Stadtarchiv Waldkraiburg, Altregistratur Stadtbauamt, 610.15/16.
- Abb. 7: Rüstungswerk Traunreut. Stadtarchiv Traunreut (o. Sig.).
- Abb. 8: Rüstungswerk Traunreut. Planungsmodell. Stadtarchiv Traunreut (o. Sig.).
- Abb. 9: Wohnhaus 1941. Stadtarchiv Waldkraiburg, A/PRü 220.
- Abb. 10: Wohnhaus 1950. Stadtbauamt Waldkraiburg, Baugenehmigungsstelle, Peter-Parler-Straße.

Christian Kättlitz

„... MAN BRAUCHT ALSO NICHT NUR AUF DEM
BALKAN ZU SUCHEN.“ ODER: WIE SLAWISCH DARF
DRACULA SEIN?

Lewin, Glatz und die Entslawisierung eines böhmischen Vampirs –
ein Beispiel für modernen Mythen transfer und seine Motive

In Überblickswerken zur Geschichte des Vampirismus ist häufig zu lesen, dass sich die einstmals hauptsächlich auf Ost- und Südosteuropa begrenzte Folklore um den untoten Blutsauger Ende des 20. Jahrhunderts zu einer „globalisierten“ Fiktion verselbstständigt habe.¹ Der „slawische Spezialfall des Wiedergängers“² wurde von einem zwar variantenreichen, aber letztlich nur lokal verwurzelten Sagengeschöpf zu einer der am weitesten verbreiteten Horrorgestalten im fiktionalen Kanon; und war die Figur des Vampirs auch nie auf eine einzige gültige Deutung festlegbar, so konnte sie sich doch bis heute als universale Metapher für ein zwar parasitäres, aber romantisch konnotiertes und dadurch oft attraktives Nachleben im kollektiven Gedächtnis etablieren.

Angesichts des reizvollen „Pop-Vampirs“ der Gegenwart scheinen dessen ganz und gar glanzlose bäuerliche Ursprünge weitgehend in Vergessenheit geraten. Erst jüngst bestätigte sich in den Planungen für einen rumänischen „Draculapark“ einmal mehr der vermarktungsrelevante Stellenwert, den die Figur des Vampirs inzwischen besitzt.³ Zwar dient der literarisch-cineastische Untote, wo er nicht gänzlich selbstreferenziell auftritt,⁴ auch heute noch als beliebtes Vehikel für alle denkbaren Inhalte,

¹ Vgl. u. a. *Bertschik, Julia/Tuczay, Christa*: Poetische Wiedergänger. Einleitung. In: *Dies.* (Hgg.): Poetische Wiedergänger. Deutschsprachige Vampirismus-Diskurse vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Tübingen 2005, 7-10, hier 7. – *Rickels, Laurence*: Warum Vampirismus? Die Darstellung oder Bestattung des Anderen vom Phantasma zum Film. In: *Iwasaki, Eijirō* (Hg.): Begegnung mit dem Fremden. Grenzen – Traditionen – Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses Tokio 1990. Bd. 2, Sektion 1. München 1991, 157-166, hier 158.

² Vgl. *Kreuter, Peter Mario*: Der Vampirglaube in Südosteuropa. Studien zur Genese, Bedeutung und Funktion. Rumänien und der Balkanraum. Berlin 2001, 29 (Romanica. Berliner Schriften zur romanischen Kultur- und Literaturgeschichte 9).

³ Vgl. u. a. *Hockl, Helmfried*: Dracula bis zum Überdruß. In: Südostdeutsche Jahresblätter 51 (2002) 188-190. – *Kaps, Carola*: Rumänien setzt auf seinen Grafen Dracula – Freizeitpark bei Bukarest soll Touristen und Geld ins Land holen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 32 vom 7. Februar 2003, 24. – *Bako, Arpad*: „Dracula-Park“ bei Schäßburg? In: Siebenbürger Zeitung, Folge 5 vom 31. März 2002, 4. http://www.siebenbuerger.de/zeitung/artikel/alteartikel/899-dracula_park-bei-schaessburg.html (letzter Zugriff 29.01.2010). Zitiert nach *Bohn, Thomas*: Der Dracula-Mythos. Osteuropäischer Volksglaube und westeuropäische Klischees. In: Historische Anthropologie 14 (2006) H. 3, 391-409, hier 392.

⁴ Z. B. in direkten Adaptionen und Parodien des „Dracula“-Romans, im Merchandising, der Werbung o. ä. Dem stehen fiktionale Werke gegenüber, die ihre eigene Vampirästhetik und/

seine naive Ernsthaftigkeit und seine mythologisch-theologischen Wurzeln hat er jedoch längst verloren. Nicht länger ist der Vampir nur ein Wesen, auf das eine lokale Epidemie, erschreckte Kühe oder sauer gewordene Milch zurückgeführt werden; er wurde vielmehr zu einer globalen Kulturkonstante, die tiefergehende Einblicke in individuelle und gesellschaftliche Prozesse zulässt, als es die Volkstumsforschung allein leisten kann.

Dieser erweiterten Rezeption des Vampirismus lag ein Transformationsprozess zugrunde, der mangels realen Gehalts seines Gegenstandes vor allem ein imaginärer war, denn er beruhte auf fiktionalen Quellen. Als Initialzündung dieses Prozesses kann zweifellos das Erscheinen und die Verbreitung von Abraham (Bram) Stokers „Dracula“-Roman ab 1897 gelten. Der zu jener Zeit einsetzende und bis heute anhaltende Erfolg des erst von Stoker und einigen Zeitgenossen verbindlich definierten Vampirgenres holte die bis dato als südosteuropäische Randerscheinung geltende Wiedergängergestalt aus den Tiefen der Volkstumsforschung hervor und bescherte ihr die Beachtung einer weiteren Öffentlichkeit. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde der aristokratische Blutsauger zu einem Markenzeichen, was sich auch auf die bis dahin gültigen gesellschaftlichen Lesarten des Mythos auswirken musste.

Dieser Beitrag widmet sich den Auswirkungen jener populären Wende speziell auf die deutsche Vampirismusforschung, ausgehend von einem Aufsatz des Breslauer Historikers Ernst Boehlich, erschienen Anfang 1928 in den „Glatzer Heimatblättern“.⁵ Dieser befasste sich mit einem der zu jener Zeit am häufigsten kolportierten Vampirfälle, der „Hexe“ von Lewin. Geht man davon aus, dass sich die abschätzige Sicht auf den Folklorevampir in deutschen Gelehrtenkreisen des 18. und 19. Jahrhunderts vor allem aus dessen Verwurzelung im slawischen Volksglauben ergab, so besitzt dieser Text exemplarischen Charakter. Boehlich ging es darin nämlich explizit auch darum, die geografische Lage Lewins und damit die Heimat des dortigen Vampirs auf deutschem und eben nicht auf böhmischem Gebiet zu betonen. Nur wenige Jahrzehnte, nachdem es bei west- und mitteleuropäischen „Vampirologen“ noch Usus gewesen war, das „primitive Hirngespinnst“ des wiedergehenden Blutsaugers möglichst weit in den europäischen Osten und Südosten zu verbannen,⁶

oder Mythologien und Genealogien erschaffen und denen eine Ironisierung des Grundstoffs häufig fremd ist.

⁵ Boehlich, Ernst: Die Hexe von Lewin (1345). Ein Beitrag zur Geschichte des Vampirismus. In: Glatzer Heimatblätter 14 (1928) H. 1, 1-16.

⁶ Dass man sich als Autor auch einige Jahrzehnte und zwei Systemwechsel später immer noch gut auf derartige Klischees berufen konnte, zeigt u. a. die Konstellation westeuropäische Aufklärung vs. slawischer Aberglaube in Steiner, Otto: Vampirleichen. Vampirprozesse in Preußen. Hamburg 1959, 36-42. Zitiert nach Bohn, Thomas: Vampirismus in Österreich und Preußen. Von der Entdeckung einer Seuche zum Narrativ der Gegenkolonisation. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 56 (2008) H. 2, 161-177. – Auch die Beschreibung des osteuropäischen Vampirs in Anne Rices „Interview with the Vampire“ (1976) ist wohl stark slavophoben Klischeevorstellungen entlehnt. Die dortigen Blutsauger erscheinen im Kontrast zu ihren verwestlichten Verwandten als debile, schmutzige „Untervampire“, von denen keine „Antworten und Wahrheiten“ irgendeiner Art zu erhalten sind. Immerhin besitzt Rice wohl Kenntnisse des folkloristischen Ursprungsmythos. Vielleicht liegt aber in der Rätselhaftigkeit ihrer papiergewordenen Urvampire gerade eine

bemühte sich nun ein deutscher Historiker ausdrücklich darum, den vielleicht frühesten überlieferten „germanischen“ Fall wissenschaftlich auf schlesischem Gebiet zu verorten und ihn damit nicht kampflos der böhmischen Historiografie zu überlassen. Es scheint, dass der Vampirglaube hier nicht wie zuvor nur als Beleg slawischer Zurückgebliebenheit fungierte, sondern auch als inhärenter Aspekt der deutschen Sagenlandschaft betrachtet wurde. Hinzu kam eine politische Zielstellung: Die Glatzer Deutschen, zu denen Boehlich gehörte, sahen sich nach dem Ersten Weltkrieg mit Annexionsabsichten der jungen Tschechoslowakei konfrontiert und spannten nun offenbar selbst alte Vampirlegenden vor den Karren ihrer nationalen Opposition.

Ausgehend von Boehlichs geografischer Argumentation verfolgt vorliegender Beitrag am Beispiel der „Hexe“ von Lewin die Umwertung der älteren Vampirfigur in der deutschen volkskundlichen Literatur. Der Fokus der Untersuchung liegt dabei auf dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Welche Deutungs- und Wertungstendenzen waren in diesem Zeitraum erkennbar und worin lagen sie begründet? Kam es im Zuge der neuen Popularisierung des Vampirs – zumindest im Lewiner Fall – zu einer bewussten „Entslawisierung“ des alten Mythos in der deutschen Vampirismuskforschung? Wurde eine ideologische „mental map“ durch eine populäre überlagert? Diese Leitfragen sollen im Folgenden diskutiert werden.

Die Lewiner Hexensage – Inhalt und Überlieferung

Dem modernen Leser stellt sich zunächst die Frage, warum überhaupt von einer Hexe die Rede ist, wenn es sich doch angeblich um einen Vampir handelt? Um sich nicht unnötig lange mit der Definition mythologischer Begrifflichkeiten aufzuhalten, hier zunächst die Fakten, in diesem Fall die Fabel:

Im Jahre des Herrn 1344. Ein Weib in Lewin war gestorben und begraben. Nach dem Begräbnis aber stand sie auf, würgte viele und sprang allenthalben den Menschen nach. Als sie gepfählt wurde, floß das Blut wie von einem Lebenden. Sie hatte den Schleier aber die Hälfte verschlungen, und als er herausgezogen wurde, war er ganz blutig. Und da sie verbrannt werden sollte, konnten nach dem Gutachten einiger alter Weiber keine anderen Hölzer zum Brande verwendet werden als von den Dachsparren der Kirche. Als sie gepfählt war, erhob sie sich immer noch; als sie aber verbrannt war, hörte alles Unheil auf.⁷

Dies ist die erste bekannte und wohl auch die ursprüngliche Fassung der Sage, niedergeschrieben von dem Opatovicer Klosterabt Jan Neplach (1322–~1371) in seinem um 1370 abgeschlossenen Hauptwerk, der „Summula chronicae tam romanae quam bohemicae“.⁸ In stark abgewandelter Form, zeitlich um ein Jahr verschoben, mit Personennamen und Details ausgeschmückt und auf die dreifache Länge gestreckt, fand sie gut anderthalb Jahrhunderte später Eingang in die „Kronyka

gewisse Satire auf den aufgefücherten Forschungsdiskurs. Vgl. Rice, Anne: *Die Schule der Vampire*. Düsseldorf 1978, 207, 212.

⁷ Vgl. *Chronicon Bohemiae Auctore Neplachone Abbate Opatovicense*. Nach der Ausgabe Pez, Hieronymus: *Scriptores rerum Austriacarum* [...]. Bd. 2. Leipzig 1723, 1040. Deutsche Übersetzung bei Boehlich: *Die Hexe von Lewin* 2 (vgl. Anm. 5).

⁸ Vgl. *ebenda* 2. Deutsche Übersetzung von hier übernommen.

Czeská“ (Tschechische Chronik) des Václav Hájek z Libočan († 1533), von der auch fortan zumeist abgeschrieben wurde. Neplachs ursprüngliche Überlieferung geriet hingegen nahezu in Vergessenheit.⁹ Für die Bezeichnung der Sagengestalt als „Hexe“ sollte Hájeks Schilderung eine bleibende Wirkung entfalten. Aus dem an sich begriffsneutralen „Weib in Lewin“ war bei ihm ein Töpferweib „voll teuffelischer Zauberey“ geworden, das beim Umgang mit den von ihm zusammengerufenen Geistern den Tod gefunden hatte.¹⁰ Des Weiteren wurde sie zunächst auf einem Scheideweg begraben, einem Ort, der üblicherweise Selbstmördern oder ähnlich „unchristlich“ Gestorbenen vorbehalten war.

Derartige im 16. Jahrhundert hinzugefügte Details stehen in einem Zusammenhang mit der katholischen Hexenverfolgung, die sich nach Erlass der so genannten Hexenbulle durch Papst Innozenz VIII. (1484) und der Herausgabe des „Hexenhammers“ (1486) auf ihrem ersten Höhepunkt befand und wohl auch die Chronistik des Kirchenmannes Hájek beeinflusste. Zwar deutet Boehlich die Verbrennung auch schon bei Neplach als Ausdruck inquisitorischen Gedankenguts, das jener bei seinen Studien in Italien übernommen haben könnte,¹¹ doch wurde die Hexensymbolik erst durch Hájek explizit in die Überlieferung eingeschrieben und hat sich wohl deshalb als Bezeichnung für ihre Hauptperson eingebürgert.

Doch nicht nur die Bezeichnung der Frau von Lewin als Hexe bedarf der Erläuterung, sondern auch die Frage, was sie eigentlich als Vampir qualifiziert. Eine Antwort darauf zu finden, ist ungleich schwieriger, da die Bestimmung des Konstruktes „Vampir“ nach mythologischen, geografischen und etymologischen Gesichtspunkten schon seit einem guten Jahrhundert zum Pflichtprogramm eines jeden Vampirologen und Autors der Belletristik gehört und sich dementsprechend variantenreich präsentiert. Während vor allem in der Frage der Wortherkunft bis heute keine Einigkeit herrscht, hat man sich bei anderen umstrittenen Aspekten, nämlich den Eigenschaften des Blutsaugers, schon früh auf einen kleinsten gemeinsamen Nenner verständigt. Demzufolge bezeichnet der Begriff „Vampir“ generell einen physisch wiederkehrenden Toten, der den Lebenden auf eine nicht näher definierte Art Blut („Lebenssaft“) entzieht oder sich an deren Besitz vergreift.¹² In der folkloristischen oder auch literarischen Überlieferung bleibt die Figur dennoch offen für verschie-

⁹ Hájek selbst gibt, ohne nähere Erläuterungen, in der Quellenübersicht der „Kronyka Czeská“ (Kronika Česká) die Chronik des Klosters Opatowitz als Vorlage für die Lewiner Geschichte an. Eine von Boehlich genannte, schon früher daraus abgeleitete Hypothese eines möglichen Überlieferungsproblems findet sich bei *Grohmann*, Josef V.: Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. Bd. 1, Prag 1864, 191. Dort wird die Überlegung jedoch nicht weiterverfolgt. Zitiert nach *Boehlich*: Die Hexe von Lewin 11 (vgl. Anm. 5).

¹⁰ Vgl. Wenceslaus Hagecius' Böhmisches Chronika. [Deutsche Ausgabe]. o. O. 1596, 163. Zit. *ebenda* 9.

¹¹ Vgl. *ebenda* 6.

¹² Die Definition folgt im wesentlichen *Kreuter*: Der Vampirglaube in Südosteuropa 17, 164–174 (vgl. Anm. 2). – Schon bei *Klapper*, Josef: Die schlesischen Geschichten von den schädigenden Toten. In: Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 11 (1909) 58–93, hier 58 f., wird eine ähnliche Unterscheidung vorgenommen und der Vampir in die Obergruppierung so genannter schädigender Toter eingeordnet.

dene Ausdeutungen, so dass der Vampir nicht immer eindeutig von anderen Folklorekonstrukten wie dem Wiedergänger, dem Nachzehrer, den Alpgeistern oder gar dem Werwolf zu trennen ist.¹³ Die meisten „eindeutigen“ Charakteristika von Sagengestalten bleiben angesichts der ausufernden Erzähl- und Überlieferungsformen ohnehin nur graue Theorie.¹⁴ In seiner „reinen Form“ tritt der Vampir selbst in Südosteuropa (wo er zumindest etymologisch recht sicher beheimatet ist) nur selten auf,¹⁵ und so ist es auch im Fall von Neplachs Überlieferung, wobei er bei Hájek auch gleich noch zur Hexe mutiert.

In der ursprünglichen Opatovicer Niederschrift, die wohl aufgrund der zeitlichen Nähe zum geschilderten Geschehen noch mithilfe von Augenzeugen oder zeitgenössischen Dokumenten entstanden ist, kristallisieren sich neben dem vampirischen Einschlag vor allem Elemente des Nachzehrer Glaubens und des Alpgeistes heraus. In diesem Zusammenhang ist zu fragen, was die „Hexe“ von Lewin von einem gewöhnlichen Wiedergänger unterschied: Sie war kein Wiedergänger, da sie ihren Opfern, wie bei der Exhumierung ersichtlich, Blut entzog und im Gegensatz zu den oft harmlosen Grabesflüchtlingsen einzig auf Schaden aus war; sie war auch kein Alp, da sie, obwohl des Nachts würgend, eine physisch real existierende Person war; kein Nachzehrer, da sie zwar an ihrem Leichentuch zehrte, jedoch ihr Grab verließ und ihr zudem die sympathetische Bindung zu ihren Opfern fehlte. Im Umkehrschluss würden streng genommen all diese Eigenschaften auch der Klassifikation als Vampir widersprechen, wäre da nicht die Definition des kleinsten gemeinsamen Nenners, welche sich auch auf die Lewiner Untote anwenden lässt.¹⁶ Für Boehlich war es vor allem der Blutgenuss, der sie als Vampir entlarvte, selbst wenn nicht geklärt ist, wie denn das Blut eigentlich auf ihr Leichentuch gelangt war.¹⁷ Hier mag die Blutmetaphorik, die eine der herausragenden Stilmittel in dem 1928 sicherlich weithin bekannten „Dracula“-Roman ist, schon ihre Wirkung gezeitigt haben.

¹³ Vgl. *Frenschkowski*, Marco: Keine spitzen Zähne. Von der interkulturellen Vergleichbarkeit mythologischer Konzepte: Das Beispiel des Vampirs. In: *Bertschik/Tuczay* (Hgg.): Poetische Wiedergänger. Deutschsprachige Vampirismus-Diskurse 43-59, hier 53 f. (vgl. Anm. 1). – *Kreuter*: Der Vampirglaube in Südosteuropa 17-73 (vgl. Anm. 2).

¹⁴ Vgl. u. a. *Klapper*: Schädigende Tote 64-67 (vgl. Anm. 12). – *Lecouteux*, Claude: Die Geschichte der Vampire. Metamorphose eines Mythos. Düsseldorf, Zürich 2001, 102-116, 204 f. Schon diese beiden Werke verfolgen Charakteristika des Vampirs bis in die europäische Antike oder gar ins chinesische Altertum zurück. Vor diesem Hintergrund bleiben m. E. auch alle Aussagen zur Vermischung generell als germanisch oder slawisch angesehener Mythen in Schlesien grundsätzlich diskutabel.

¹⁵ Vgl. u. a. *Krauss*, Friedrich Salomo: Volkserzählungen der Südslaven. Märchen und Sagen, Schwänke, Schnurren und erbauliche Geschichten. Hg. von Raymond L. Burt/Walter Puchner. Wien, Köln, Weimar 2002, 178-180, 251-260. – Russische Volksmärchen. Übersetzt und eingeleitet von August von Löwis of Menar. Jena 1914, 301-307.

¹⁶ Insbesondere bei der Definition des Wiedergängers folge ich *Kreuter*: Der Vampirglaube in Südosteuropa 20, 23-26, 29 (vgl. Anm. 2). – Da der „Wiedergänger“ dennoch ein sehr weit gefasster und nur mühsam einzugrenzender Begriff bleibt, bezeichnet Kreuter den Vampir als Spezialfall dieses Typus. – Vgl. auch *Klapper*: Schädigende Tote 58-67 (vgl. Anm. 12).

¹⁷ Vgl. *Boehlich*: Die Hexe von Lewin 4 (vgl. Anm. 5). – *Kreuter*: Der Vampirglaube in Südosteuropa 164-174 (vgl. Anm. 2).

Das Glatzer Land im tschechisch-deutschen Nationalitätenkonflikt

Am Schluss seines Aufsatzes über die Hexe von Lewin in den „Glatzer Heimatblättern“ wandte sich Ernst Boehlich noch einmal ausdrücklich der geografischen Frage zu:

Noch bleibt die eingangs berührte Frage zu erledigen, ob sich der Bericht über das Jahr 1344 auf das Lewin der Grafschaft [Glatz, C. K.] oder des Bezirkes Leitmeritz [heute Litoměřice, C. K.] beziehe. Seit Aelurius¹⁸ nehmen alle reichsdeutschen Autoren das glätzische in Anspruch, während die böhmisch-mährischen Schriftsteller mit derselben Unbekümmertheit an die nahe bei Liebeschütz in Böhmen liegende Ortschaft denken. [...] Für das böhmische Lewin könnte wohl allein in die Waagschale fallen, daß es nicht unfern jenem Blow liegt, in dem wenige Jahre vor 1344 der Hirte [zweite Wiedergängersage bei Neplach, auf 1336 datiert, C. K.] sein Unwesen getrieben; aber für jenes Lewin war noch im 15. Jahrhundert die Bezeichnung Leben gängig, und es ist nicht von vornherein anzunehmen, daß Neplach den deutschen Namen tschechisiert hätte. Dies scheint mir, wenn es auch keine unbedingte Sicherheit gibt, doch für das Lewin der Grafschaft, dessen Namensform ja alt ist, zu sprechen, und man wird demgemäß – bis sich etwa ein Beweis des Gegenteils einstellt, – bei der auf preußischer Seite bisher gültigen Annahme zu verbleiben haben.¹⁹

Der Breslauer Boehlich suchte den Ort Lewin aus der Sage also auf der schlesischen, sprich der deutschen Seite. Damit verfolgte er mehrere Absichten, allerdings ging es ihm nicht in erster Linie um die Klärung der ethnischen Provenienz des mitteleuropäischen Vampirs, wie man es in Anbetracht der zeitgenössischen politischen Atmosphäre vielleicht vermuten könnte. Diese Frage war für Boehlich vermutlich schon längst beantwortet. So war die seiner Meinung nach auf deutschem Gebiet wiedergegangene Hexe ohnehin nicht das früheste Exemplar des mitteleuropäischen Blutsaugers, auch wenn er dies zu einem früheren Zeitpunkt noch angenommen hatte.²⁰ Die Rolle des „Prototyps“ kam seines Erachtens vielmehr dem untoten Hirten aus dem Dorf Blow bei Kaaden (Kadaň) zu, der Neplach zufolge acht Jahre vor der Hexe aufgetreten sein soll. Ungeachtet der Tatsache, dass jenes in Böhmen liegende Kaaden 1918 Teil der Tschechoslowakei wurde, kann man davon ausgehen, dass dieses von Sudetendeutschen besiedelte Gebiet von Boehlich und dessen Zeitgenossen als unzweifelhaft deutsch angesehen wurde. Der früheste mitteleuropäische Vampir, sei es nun die Hexe oder der Hirte, sei also auf jeden Fall ein „Germane“ gewesen. In Boehlichs Argumentation ging es stattdessen vordringlich darum, einerseits den deutschen Charakter der Grafschaft Glatz zu betonen, andererseits die historische Kompetenz der „böhmisch-mährischen Schriftsteller“ offen in Frage zu stellen.

Die Hexe von Lewin wurde also vor allem in einem lokal begrenzten antitschechischen Kontext zum Politikum. Begründet lag dieser Konflikt in der Situation akuter territorialer Bedrohung, der sich die Glatzer und schlesischen Deutschen nach dem Ende des Ersten Weltkriegs ausgesetzt sahen.

¹⁸ Vgl. *Glaciographia, oder Glätzische Chronica*. Das ist: Gründliche historische Beschreibung der berühmten und vornemen Stadt, ja gantzen Graffschafft Glatz, auch des Münsterbergischen Fürstenthumbs in Schlesien. Leipzig 1625.

¹⁹ Vgl. *Boehlich*: Die Hexe von Lewin 13 f. (vgl. Anm. 5).

²⁰ *Ebenda* 14, Anm. 1. Dort räumt Boehlich ein, aufgrund einer falschen Angabe in der ihm vorliegenden Literatur die Hexe ursprünglich vor dem ebenfalls bei Neplach verzeichneten Hirten von Blow angesetzt zu haben.

Das ehemalige Glatzer Land bildet heute den Powiat Kłodzki (Landkreis Glatz) in der polnischen Województwo Dolnośląskie (Woiwodschaft Niederschlesien), die Gemeinde Lewin Kłodzki liegt in dessen Südwesten, nur knapp zwei Kilometer von der tschechischen Grenze entfernt. Während des ganzen Mittelalters war das anfangs nur dünn besiedelte, 1459 von Kaiser Friedrich III. zur Grafschaft erhobene Gebiet böhmisches Kronland. Als Pfand oder Lehen wechselten Glatz und Umland allerdings mehrfach den Herren, zeitweise war die Grafschaft schlesisch, mährisch oder piastisch. Im 13. Jahrhundert setzte, vorangetrieben von König Ottokar (Otakar) II. Přemysl, eine massive deutsche Kolonisation ein.²¹ Diese vielfältigen Wechsel der Herrschaft und Besiedlung mögen eine Vermischung regionaler Volksmythen befördert haben. 1567 schließlich wurde die Grafschaft unmittelbares Eigentum des Habsburgers Maximilian II., 1763 fiel sie an Preußen. Zu diesem Zeitpunkt war das Gebiet aufgrund vorangegangener Siedlungsbewegungen bereits weitgehend germanisiert, seit dem 16. Jahrhundert war neben dem Lateinischen Deutsch in nahezu allen Gemeinden die alleinige Kirchensprache.²² Eine Besonderheit bildete lange Zeit die Region nordwestlich von Lewin, der so genannte Böhmisches Winkel. Dieser wurde erst Ende des 14. Jahrhunderts mit dem übrigen Glatzer Gebiet vereinigt und erst 1558 dem Glatzer Kirchendekanat unterstellt. Bis ins 20. Jahrhundert hinein lebte dort die größte tschechische Minderheit in der Grafschaft. Die tschechische Prägung dieser Region wird selbst in der 1919 erschienenen deutschnationalen Broschüre „Die Tschechengefahr für die Grafschaft Glatz“ eingeräumt.²³

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs war es dann auch jener Böhmisches Winkel, der in den Mittelpunkt der Prager Gebietsansprüche rücken sollte. Da es sich schnell erwies, dass die Maximalforderung, die die tschechoslowakische Regierung in ihrem Memorandum im Dezember 1918 an die Siegermächte formuliert hatte, nicht durchsetzbar sein würde, wurde der Anspruch auf Anschluss der gesamten Region fallengelassen und auf die Abtretung des Böhmisches Winkels und sonstiger Gebiete im Westen der Grafschaft reduziert.²⁴ Gestützt waren die tschechoslowakischen Forderungen auf historische Ansprüche der böhmischen Krone ebenso wie auf die im Glatzer Land lebende tschechischsprachige Minderheit, die aber 1919 tatsächlich kaum drei Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachte.²⁵ Nach diesen offiziellen Vorstößen und unter dem Eindruck der Geschehnisse in den benachbarten, ehemals polnischen Gebieten formierte sich bald der Widerstand der deutschen Grafschafter, die in den ersten Nachkriegswochen politisch wohl zunächst weitgehend passiv geblieben waren.²⁶

²¹ Vgl. Herzig, Arno/Ruchniewicz, Małgorzata: Geschichte des Glatzer Landes. Hamburg, Wrocław 2006, 9, 27, 66, 71.

²² Vgl. ebenda 29-32. – Magnis, Ferdinand Graf von: Das Glatzer Land in seiner Beziehung zu Böhmen und Schlesien. Freudenberg-Rauenberg 1990, 47.

²³ Vgl. Graebisch, Friedrich: „Der böhmische Winkel“ der Grafschaft Glatz. In: Boese, Robert (Hg.): Die Tschechengefahr für die Grafschaft Glatz. Habelschwerdt 1919, 11-14, hier 12. – Maetschke, Ernst: Wie die Grafschaft deutsch wurde. In: Ebenda 4-9, hier 4, 9.

²⁴ Vgl. Herzig/Ruchniewicz: Geschichte des Glatzer Landes 258 (vgl. Anm. 21).

²⁵ Ebenda 255 f.

²⁶ Ebenda 253 f.

Die Hauptrolle bei der Organisation der Protestbewegung spielten die Mitglieder des Glatzer Heimatvereins, der 1917 ursprünglich gegründet worden war, um sich, wie viele gleichartige Gruppierungen, der lokalen Heimatkunde zu widmen.²⁷ Später sollte dieser Verein die „Glatzer Heimatblätter“ herausgeben, in denen auch Boehlich seinen Artikel veröffentlichte. Die erste Publikation des Vereins war jedoch der schmale Sammelband „Die Tschechengefahr für die Grafschaft Glatz“, der im Januar 1919 erschien und mit dem sich der Verein als Vorreiter im Kampf gegen tschechoslowakische Gebietsforderungen exponierte. Dessen führende Köpfe, der Glatzer Jurist Robert Boese, der Regionalhistoriker und Pfarrer Max Tschitschke sowie der pensionierte Staatsrat Paul von Hintze, beriefen außerdem im Dezember 1918 und Januar 1919 an verschiedenen Orten Volksversammlungen ein, auf denen eine formelle Protestdeklaration für die Friedensverhandlungen in Versailles verabschiedet wurde, in der eine unparteiische Überprüfung der ethnischen Verhältnisse gefordert wurde. Gleichzeitig wurde, wohl unter dem Einfluss des polnischen Aufstands in der Provinz Posen, mit der Aufstellung bewaffneter Grenzschutzeinheiten aus repatriierten Soldaten begonnen.²⁸

Ob es nun wirklich der Eingabe der Glatzer Regionalhistoriker zu verdanken war, ist fraglich, jedenfalls erschienen im Juni 1919 drei britische Offiziere im Böhmisches Winkel, die nach einer Befragung der Bewohner und wohl auch der Sichtung der betreffenden Amtsunterlagen mit dem Eindruck zurückkehrten, dass selbst die tschechischsprachigen Bewohner der Region keinen besonderen Drang verspürten, ihre Staatszugehörigkeit zu ändern.²⁹ Das Gebiet verblieb daraufhin bei Deutschland.

Als 1921 in der tschechoslowakischen Presse Berichte über Benachteiligungen der tschechischsprachigen Minderheit kursierten, kam es noch einmal zu einem patriotischen Aufstand. Der „Verein für Glatzer Heimatkunde“, zwischenzeitlich halb-offiziell unter dem Titel „Glatzer Heimatdienst“ firmierend, meldete sich erneut mit einem Sammelband zu Wort, in dem seine Mitglieder erklärten, „noch immer an der Vorfront des Kampfes gegen tschechische Chauvinisten“ zu stehen.³⁰ In mehr als einem Dutzend Essays wurde dargelegt, weshalb die Grafschaft nicht einfach deutsch, sondern schon immer „urdeutsch“ gewesen sei.³¹ Kulturelle Zugeständnisse wurden abgelehnt. Vor diesem Hintergrund konnte selbst ein Vampir als Gegenstand der Heimatforschung nicht mehr slawisch bleiben. Aber war er dies ohnehin überhaupt noch?

²⁷ Vgl. Weiser, Max: Die Vereinigung für Glatzer Heimatkunde. In: Boese (Hg.): Die Tschechengefahr 3 (vgl. Anm. 23).

²⁸ Vgl. Herzig/Ruchniewicz: Geschichte des Glatzer Landes 259 (vgl. Anm. 21).

²⁹ Vgl. Dinter, Carl/Nowotny, Richard: Bad Reinerz. Ein Buch der Geschichte und Erinnerung. Lippstadt 1953, 87 f. – Herzig/Ruchniewicz: Geschichte des Glatzer Landes 257 f. (vgl. Anm. 21). – Klíma, Jan: Kladsko po první světové válce a v období výmarské republiky (1918-1933) [Glatz nach dem Ersten Weltkrieg und in der Zeit der Weimarer Republik (1918-1933)]. In: Kladský sborník 3 (1999) 115-136, hier 117. – Musil, František/Pregiel, Piotr: Chrestomatie k dějinám Kladska [Chrestomathie zur Geschichte von Glatz]. Hradec Králové 2002, 191-193 (Kladský sborník. Supplementum 3).

³⁰ Vgl. Franz, Albert: Geleitwort. In: Ders. (Hg.): Die Grafschaft Glatz kein Tschechenland. Stettin 1921, 3 (Glatzer Heimatschriften 7).

³¹ Vgl. Herzig/Ruchniewicz: Geschichte des Glatzer Landes 259 f. (vgl. Anm. 21).

Vom Gottesacker auf die Weltbühne – der Aufstieg des slawischen Blutsaugers

Bis zum Ende der 1920er Jahre, als Ernst Boehlich den exklusiv slawischen Ursprung der Lewiner Untoten in Frage stellte, hatte sich ein merklicher Wandel in der öffentlichen Rezeption der Vampirfigur vollzogen. Der Kontrast wird deutlich beim Vergleich der gelehrten Vampirdebatten des 18. Jahrhunderts mit dem literarischen Repertoire des 19. und frühen 20. Jahrhunderts.

Als im 18. Jahrhundert die ersten Berichte der österreichischen Militäradministration über die Vampire auf den neu erworbenen Territorien in die Presse und damit an die breite Öffentlichkeit gelangten, entstand in west- und mitteleuropäischen Gelehrtenstuben eine Flut von Veröffentlichungen zu diesem Phänomen.³² Während sich viele ihrer Verfasser um eine wissenschaftliche Klärung bemühten, tauchten im Geiste kirchlicher und weltlicher Aberglaubenskritik auch zahlreiche, mitunter scharfe Polemiken auf. Die meisten Autoren, auch wenn sie medizinisch-psychologischen Erklärungsansätzen anhingen, hegten jedoch keinen Zweifel am Ursprung des Vampirglaubens: Aberglaube, Dummheit oder gar eine unterstellte grundsätzliche Unterlegenheit bestimmter nationaler oder religiöser Gruppen bildeten die Basis allgemeiner Beurteilung. So hieß es in einem 1732 in Leipzig veröffentlichten Traktat des Mediziners und Mathematikers Johann Christoph Meinig im Bezug auf die Herkunft des Aberglaubens:

[...] bei denen Rätzen [griech. orthod. Serben, C. K.], das ist bey einer solchen Art Menschen [...], bey welchen nebst der grossen Unwissenheit von natürlichen Dingen, zugleich auch der allergrösste Aberglaube herrschet, mithin bei solchen Subjectis, welche sich die närrischsten Dinge einzubilden fähig, und ihre Popen ihnen weiß machen können, was sie nur wollen.³³

Ähnlich despektierlich, zusätzlich noch mit turkophoben Untertönen, äußerte sich 1754 der Braunschweiger Philosoph Johann Friedrich Weitenkampf, der die Erscheinung von Vampiren in dem serbischen Dorf Medwegya als eine tödliche Epidemie bezeichnete und damit ein Beispiel für die Verknüpfung von Klischees mit einem wissenschaftlichem Ansatz lieferte:

Wir werden natürliche Ursachen annehmen müssen, um die Sache ins Licht zu setzen. Ich behaupte eine Meinung, welche mir am vernünftigsten und natürlichsten scheint. Ich behaupte nämlich, daß in dem Dorf eine gewisse Art von einer ansteckenden Krankheit gewesen [...]. Jedermann wird mir zugeben, daß in keinem Lande mehr ansteckende Krankheiten und Seuchen graßieren, als in der Turkey. Servien aber liegt an den Türkischen Grenzen.³⁴

Schuldig war für Weitenkampf augenscheinlich eine inhärente Seuchen- und Krankheitsanfälligkeit des osmanischen Balkans. Fast harmlos scheint es dagegen, wenn in anderen Traktaten vom „abergläubischen Pöbel“, „den simplen Gemütern

³² Vgl. *Hamberger*, Klaus: *Mortuus non mordet. Kommentierte Dokumentation zum Vampirismus 1689-1791*. Wien 1992.

³³ Vgl. *Meinig*, Johann Christoph [Putoneus]: *Besondere Nachricht von denen Vampyren oder so genannten Blut-Saugern* [...]. Leipzig 1732. Zitiert nach *Hamberger*: *Mortuus non mordet* 119 (vgl. Anm. 32).

³⁴ Vgl. *Weitenkampf*, Johann Friedrich: *Gedanken über wichtige Wahrheiten aus der Vernunft und Religion*. Bd. 2. Braunschweig 1754. Zitiert nach *Hamberger*: *Mortuus non mordet* 143 (vgl. Anm. 32).

der Heiden“ oder einfach den „unwissenden Bauern“ die Rede ist.³⁵ Ähnliche Deutungen finden sich in vielen dieser gelehrten Werke. „Balkanische Zustände“, Anti-orientalismus, Standesdünkel – der Vampir und derjenige, der an ihn glaubte, ja oft auch selbst jener, der sich nur mit ihm befasste, kamen in den frühesten Debatten nicht gut weg. Aus diesem Grund und auch weil das Vampirphänomen nicht endgültig aufgeklärt werden konnte, schief das wissenschaftliche Interesse im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts weitgehend ein; bei Voltaire wurde es dann schon polemisch persifliert.³⁶

Es sollte die schöne Literatur sein, die das breite Interesse am Blutsauger wiederbelebte. Die vieldeutige Figur des Wiedergängers, der sich durch die Auszehrung seiner Opfer selbst am Leben erhielt, faszinierte die Schriftsteller schon früh. In der Belletristik legte der Vampir seinen plebejisch-bäuerlichen Charakter ab und verließ den Dunstkreis von Aberglauben, Schmutz und Einfalt, was sich zu Recht als Paradigmenwechsel bezeichnen lässt. Literarisch war er nun zumeist in aristokratischen Sphären angesiedelt. Das war kein Zufall, sondern entsprach durchaus dem Geist der Romantik, der sich noch stark am poetischen Diktat der Ständeklausel orientierte und auch einfachen literarischen Marktmechanismen folgte, die teilweise noch heute wirksam sind. Einfach ausgedrückt: Während die Leserinnen und Leser der niederen und mittleren Schichten auf diese Weise dem tristen Alltag zu entfliehen vermochten, bewegten sich die höheren Kreise in vertrauter Umgebung. Selbst das im 18. Jahrhundert noch stark kritisierte bürgerliche Drama verließ inhaltlich selten das gehobene Milieu. Zudem beförderte der sich im späten 18. Jahrhundert etablierende Markt für phantastische Unterhaltungsliteratur die Verarbeitung auch marginalisierter Stoffe wie eben z. B. des Vampirs.³⁷

Als 1819 John William Polidoris Kurzgeschichte „The Vampyre“ erschien, entsprach ihr Protagonist Lord Ruthven dann auch ganz dem noblen Typus. Ein verführerischer Edelmann, weitgereist und polyglott, die Geschichte angesiedelt teils in der renommierten Londoner upperclass, teils in Griechenland, dem „Mekka“ der klassischen Romantiker.³⁸ Wenig erinnert in dieser Atmosphäre modernen Weltbürgertums und antiker Größe an die „simplen Gemüter der Heiden“ oder die „unwissenden Rätzen“. Polidoris Geschichte, gemeinhin als die erste moderne Vampirprosa angesehen, erlangte europaweit große Popularität. Der französische Dramatiker Charles Nodier benutzte sie als Vorlage für sein bereits ein Jahr nach ihrem Erscheinen uraufgeführtes Melodram „Le Vampire“, das im Laufe des Jahrhunderts zu den vielgespielten Stücken auf französischen Bühnen gehörte und nicht zuletzt auch die 1828 in Leipzig uraufgeführte und ähnlich erfolgreiche Oper „Der

³⁵ Vgl. Ranfft, Michael: De masticatione mortuorum in tumulis. Leipzig 1732. – Davanzati, Giuseppe: Dissertazione sopra i vampiri. Napoli 1774. Beide zitiert nach Hamberger: Mortuus non mordet 233 (vgl. Anm. 32).

³⁶ Vgl. Hamberger: Mortuus non mordet 40, 263–267 (vgl. Anm. 32).

³⁷ Vgl. Ruthner, Clemens: Sexualität Macht Tod/t. Prolegomena zu einer Literaturgeschichte des Vampirismus. In: Kakanien Revisited vom 13. April 2002, 1–16, hier 7. <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/CRuthner1.pdf> (letzter Zugriff 29.01.2010).

³⁸ Vgl. Polidori, John: The Vampyre and other Tales of the Macabre. Hg. von Robert Morrison und Chris Baldick. Oxford, New York 1998.

Vampyr“ von Heinrich Marschner inspirierte. 1924 folgte eine Neuinszenierung durch Hans Pfitzner, was sicherlich auch dem Erfolg von Stokers „Dracula“-Roman geschuldet war.³⁹ Einen ähnlichen Erfolg wie Polidori erzielte Joseph Sheridan Le Fanu mit seiner Novelle „Carmilla“, die 1872 erschien.

Die ersten literarischen Vampire waren zwar schon im 18. Jahrhundert aufgetaucht, folgten also den „realen“ Blutsaugern auf dem Fuße, allerdings waren diese Dichtungen immer nur prosaische oder lyrische Kurztexte.⁴⁰ Dass es zunächst hauptsächlich deutsche Autoren waren, die sich des Themas annahmen, und es erst über diese literarische Vermittlung nach England und Frankreich gelangte, zeugt im Übrigen vom bemerkenswerten Ost-West-Transfer des ursprünglichen Vampirmythos.⁴¹ Dessen eigentlicher Durchbruch hierzulande erfolgte allerdings erst wieder in die Gegenrichtung, da die deutschen „Konsekrationsinstanzen“, allen voran Goethe, den Vampir bald nach dessen belletristischen Erstauftreten wieder ins Reich des Trivialen verbannten.⁴² Der Stoff verkaufte sich dennoch und gerade dieser Erfolg in der Masse der Leserschaft, welche eben jene verpönte Trivilliteratur konsumierte, sorgte dafür, dass der Vampir im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer populären literarischen Figur wurde. Daran, dass die „Vossische Zeitung“ im Zusammenhang mit Wiedergängererscheinungen in Schlesien schon 1755 ganz unbekümmert von „Vampyren“ schrieb, lässt sich die Adaption und rasche Durchsetzung des Terminus „Vampir“ in der deutschen Medienöffentlichkeit ablesen.⁴³

Als Bram Stokers Roman 1908 erstmalig auf Deutsch erschien, passte er sich perfekt in eine neuerliche Konjunktur fantastischer und häufig auch vampirthematischer Literatur im deutschsprachigen Raum ein.⁴⁴ Allein zwischen 1910 und 1929 kamen zehn Vampirromane im Original oder in Übersetzung, vor allem aus dem Französischen, auf den deutschen Markt, daneben zahlreiche Anthologien, Ge-

³⁹ Vgl. *Lecouteux*: Die Geschichte der Vampire 19 (vgl. Anm. 14). – *Lichtblau*, Karin: „Und der Verdammte bist du allein!“ Vampire in der deutschen Oper. In: *Bertschik/Tuczay* (Hgg.): Poetische Wiedergänger. Deutschsprachige Vampirismus-Diskurse 147-161, hier 151-158 (vgl. Anm. 1).

⁴⁰ Bspw. im deutschsprachigen Raum: „Mein liebes Mägdchen glaubet“ von Heinrich August Ossenfelder (1748, gleichzeitig die erste bekannte Vampirdichtung überhaupt); „Lenore“ von Gottfried August Bürger (1773), „Die Braut von Korinth“ von Johann Wolfgang Goethe (1797).

⁴¹ Vgl. *Ruthner*: Sexualität Macht Tod/t 7 f. (vgl. Anm. 37).

⁴² *Ebenda* 8.

⁴³ Vgl. *Vossische Zeitung* Nr. 40, Berlin 1755. Zitiert nach *Buchner*, Eberhard: Medien, Hexen und Geisterseher. Kulturhistorisch interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen und Zeitschriften (16. bis 18. Jahrhundert). München 1926, 312. – Diese „Verwässerung“ geschah im Übrigen sehr zum Unbehagen der Vampirismusforscher, wie sich gut belegen lässt bei *Klapper*: Schädigende Tote 59 f. (vgl. Anm. 12).

⁴⁴ Vgl. *Ruthner*, Clemens: Unheimliche Wiederkehr. Interpretationen zu den gespenstischen Romanfiguren bei Ewers, Meyrink, Soyka, Spunda und Strobl. Meitingen 1993, 20 f. – *Ders.*: Süd/Osteuropäer als Vampire. Draculas Karriere vom blutrünstigen Tyrannen zum mythischen Blutsauger. Prolegomena zu einer Literaturgeschichte des Vampirismus II. In: *Germanistische Mitteilungen* (Brüssel) 52 (2000) 135-148. Überarbeitete und erweiterte Fassung in: *Kakanien Revisited* vom 25. Februar 2003, 1-10, hier 1. <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/CRuthner3.pdf> (letzter Zugriff 29.01.2010).

schichtensammlungen und mehr als ein Dutzend Kurzgeschichten bekannter Autoren wie E.T.A. Hoffmann oder Carl Hans Strobl. Zwischen 1910 und 1930 hatte sich die Zahl deutschsprachiger Abhandlungen zur Vampirismus- und Sagenforschung im Vergleich zu den letzten beiden Jahrzehnten des vorangegangenen Jahrhunderts beinahe verdoppelt.⁴⁵ 1922 wurde Friedrich Murnaus Stoker-Adaption „Nosferatu“ im deutschen Kino gezeigt, womit sich der vormals exotische süd-slawische Blutsauger ganz neue mediale Vermittlungsmöglichkeiten eroberte. 1928 veröffentlichte der britische Okkultist Montague Summers seine Abhandlung „The Vampire. His Kith and Kin“ und präsentierte damit eine der – trotz aller fachlichen Kritik – einflussreichsten und bekanntesten vampiristischen Darstellungen.⁴⁶ 1931 folgte mit dem gleichnamigen Film mit Bela Lugosi aus den Universal Studios schon die zweite „Dracula“-Verfilmung. Selbst zum Vorbild für Serienmörder avancierte der Blutsauger: Als „Vampir von Düsseldorf“ wurde in der Presse Peter Kürten bekannt, der im Laufe des Jahres 1929 eine Reihe von Morden beging und anschließend seinen Opfern das Blut aus den Venen saugte.⁴⁷ Im weltweiten Boom des frühen 20. Jahrhunderts wurde die Figur des Vampirs zu einem Verkaufsschlager. Die Entwicklung des vampirischen Paradigmas vom Kultgegenstand eines kleinen eingeweihten Kreises hin zur massenmedialen Figur, die im 19. Jahrhundert begonnen hatte, erreichte zu dieser Zeit ihren Höhepunkt.

In dieser Atmosphäre veröffentlichte Ernst Boehlich seinen Aufsatz über die Hexe von Lewin. Es ist wenig erstaunlich, dass auch dieser Vampirologe die ursprünglich slawische Herkunft des Blutsaugers, die einhundert Jahre zuvor noch eines der beliebteren Elemente bei der Diffamierung des „Hirngespinstes Vampyr“ gewesen war, nicht mehr besonders hervorhob. Im Vordergrund von Boehlichs Ausführungen zur Herkunft des Vampirmythos standen eher die bäuerlich-folkloristischen Elemente, wie sie auch zu Beginn des Vampirdiskurses im 18. Jahrhundert betont wurden. Nur vor diesem wertneutraleren Hintergrund war es jetzt auch möglich, den Vampir zu einem Streitobjekt in der Glatzer Frage zu machen, denn andernfalls hätte man beim dortigen Heimatverein den „stupiden Aberglauben“ des blut-saugenden Wiedergängers sicher gern den ungeliebten Tschechen überlassen.

Die Hexe von Lewin und die deutschen Vampirologen

Die Rezeption der Sage von Lewin in die vorgestellten Entwicklungslinien einzuordnen, fällt leicht, denn aufgrund ihres frühen Entstehungsdatums, das ihr eine Art Präzedenzcharakter verlieh, gehörte sie zu den am häufigsten in der Literatur kol-

⁴⁵ Hayes, Melinda K.: *Vampiri Europeana, or, A Bibliography of Non-English European Resources on Vampires in Literature, Folklore, and Popular Culture*. <http://www-lib.usc.edu/~melindah/eurovamp/vampeuro.html> (letzter Zugriff: 29.1.2010). Diese Bibliografie erfasst leider nicht das breite Angebot an Groschenromanen und fantastischen Heftreihen, in dem das Vampirgenre sicherlich bedeutender war als in den so genannten belles lettres, die für den untersuchten Zeitraum vorwiegend ausgewertet wurden.

⁴⁶ Vgl. *Frenschkowski*: Keine spitzen Zähne 44 (vgl. Anm. 13).

⁴⁷ Vgl. *Lenk, Elisabeth/Kaefer, Katharina*: Peter Kürten, genannt der Vampir von Düsseldorf. Frankfurt/M. 1997.

portierten Vampirsagen. Die Verschiebung des vampirischen Paradigmas vom pejorativen Klischee östlicher Zurückgebliebenheit zu einem populären Bestandteil westlicher Kultur ist im slavophob vorbelasteten deutschen Schrifttum besser nachvollziehbar als im tschechisch-böhmischen Kontext, wo man sich mit dem ethnischen oder kulturellen Aspekt der Erzählung nie in ähnlicher Weise auseinandersetzen musste. Seine besondere Stellung erhält der Lewiner Fall ohne Zweifel auch durch das Fehlen einer eindeutigen geografischen Lokalisierung. Die Verortung der Kerngebiete des Vampirglaubens aufgrund rassistisch-völkischer Stereotype, das heißt der Verurteilung des Balkans oder des slawischen Siedlungsraums im Allgemeinen als Hort von Primitivität, wie dies von den deutschen Autoren des 18. und 19. Jahrhunderts häufig praktiziert wurde, konnte hier schon allein deshalb nicht greifen, weil mit Böhmen und Schlesien traditionell deutsch geprägte Kulturräume tangiert wurden. Für welche Verortung sie sich auch entschieden, in jedem Fall sahen sich die deutschen Volkskundler in der „Hexe“ mit dem „germanischen“ Element des Vampirglaubens konfrontiert und verhielten sich dazu je nach Zeitgeist auf verschiedene Art und Weise.

Von den Theorien der Spätaufklärer und Theologen des 18. Jahrhunderts zu Ursprung und Charakter des Vampirglaubens war bereits die Rede. Ihnen folgten jene Romantiker, die auf die fortschreitende Verwissenschaftlichung des Alltags mit der Rückbesinnung auf traditionelle Weltentwürfe reagierten, die Vergangenheit oft sentimental verklärten, aber auch erforschten und sich dabei auf neue empirische Methoden stützten. Die Volkstumsforschung als Wissenschaftsdisziplin war entstanden und sollte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts zur Reife entwickeln. Erst mit ihr begann eine großangelegte Sammlung älterer Überlieferungen und – noch viel wichtiger – auch deren ausgiebige Kommentierung. Auch wenn die Zahl der Laienforscher weiterhin groß war und die Systematiken oft fragwürdig, so kann doch ab dieser Zeit von einer ernsthaften kulturwissenschaftlichen Aufarbeitung des Vampirismus gesprochen werden.⁴⁸

Überhaupt begann die Forschung erst im 19. Jahrhundert, die Lewiner „Hexe“ als Vampir aufzufassen, wohl aus dem simplen Grund, dass Begriff und Charakteristika des wiedergehenden Blutsaugers im deutschen Sprachraum zuvor weitgehend unbekannt gewesen oder – wie im Falle der Vampirdebatten des 18. Jahrhunderts – nicht auf „eigene“ Mythenvorstellungen übertragen worden waren. Deshalb sucht man in den frühesten Darstellungen der Hexe, die ohnehin zumeist bloße Wiedergaben des Sagenstoffs darstellten, auch vergeblich nach explizit antislawischen Konnotationen. So findet sich bei Jan Neplach oder Václav Hájek nichts Derartiges. Dort bildete, wie

⁴⁸ Vgl. Stute, Martin: Hauptzüge wissenschaftlicher Erforschung des Aberglaubens und seiner populärwissenschaftlichen Darstellungen der Zeit von 1800 bis in die Gegenwart. Frankfurt/M. u. a. 1997, 102 (Europäische Hochschulschriften, Reihe XIX: Volkskunde/Ethnologie 45). – Freytag, Nils: Aberglauben im 19. Jahrhundert. Preußen und seine Rheinprovinz zwischen Tradition und Moderne (1815–1918). Berlin 2003, 21–29 (Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte 22). – Zur Volkstumsforschung im Allgemeinen vgl. u. a. Weber-Kellermann, Ingeborg/Bimmer, Andreas C./Becker, Siegfried: Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. Eine Wissenschaftsgeschichte. 3. Aufl. Stuttgart, Weimar 2003 (Sammlung Metzler 79).

schon eingangs beschrieben, die Kritik der Kirche am „heidnischen“ Aberglauben das „fabula docet“. Die geografische Verortung Lewins allerdings war von Anfang an ungenau. So baute Neplach die Überlieferung zwar in seine „Böhmische Chronik“ ein, jedoch gab er, ganz im Gegensatz beispielsweise zur Geschichte des Hirten von Blow, keine nähere Ortsbestimmung als „in Lewin“. ⁴⁹ Bei Hájek hieß es dann, wahrscheinlich nur verbessernd, „in Böhmen in einem Städtlein Levin“, ⁵⁰ jedoch legte auch er sich nicht genauer fest. Als 1625, etwa 80 Jahre nach Hájek, der in Glatz wirkende lutherische Geistliche Georg Katscher (Aelurius) seine „Glaciographia, oder Glätzische Chronica“ verfasste, verlegte er den Ort der Sage in die nunmehr habsburgische Grafschaft. Dahinter muss keine politische Botschaft gestanden haben, schließlich hatte das glätzische Lewin im 14. Jahrhundert wie die ganze Grafschaft zum böhmischen Kronland gehört. Es ist jedoch eine Tatsache, auf die auch Ernst Boehlich hinwies, dass die Überlieferung der Hexensage seit dieser Zeit in eine reichsdeutsche und eine böhmische Tradition aufgesplittert war. ⁵¹ Sofern sich der jeweilige Autor überhaupt näher festlegte, lag Lewin fortan entweder in Nordwestböhmen oder aber in der schlesischen Grafschaft. ⁵²

Als der slawische Gehalt des Vampirmythos mit der Volkstumsforschung des 19. Jahrhunderts zum Thema wurde, wandelte sich die Figur auch endgültig zum blutsaugenden Wiedergänger. Der bekannte Volkskundler Wilhelm Mannhardt übernahm 1859 die Legende in seinen Aufsatz „Über Vampirismus“ und legte damit die künftige Lesart fest, wenn er auch die Hexe selbst noch nicht als Vampir bezeichnete. ⁵³ Zur Ortsbestimmung äußerte er sich nicht, allerdings war er einer der ersten Volkstumsforscher, die die betont antislawische Lesart in den Vampirmythos einführten. Zwar bewegte er sich damit grob in der Traditionslehre jener Gelehrter, die sich so rege an den Vampirdebatten des 18. Jahrhunderts beteiligt hatten, allerdings standen für jene eher urban-agrarische, christlich-heidnische oder allgemeine zivilisatorische Gegensätze im Vordergrund. Mannhardt hingegen beschränkt den völkischen Weg: So stellte er fest, dass sich der Vampirglaube „am stärksten unter den westpreußischen Kaschuben“ erhalten habe, des Weiteren sei er „unter allen übrigen Slawen verbreitet“, und wenn er in Deutschland auftrete, dann „zumeist in Gegenden ehemals slawischer Bevölkerung“. ⁵⁴ In einer späteren Veröffentlichung wie-

⁴⁹ Vgl. *Chronicon Bohemiae Auctore Neplachone* (vgl. Anm. 7).

⁵⁰ Vgl. Wenceslaus Hagecius' *Böhmische Chronika* (vgl. Anm. 10).

⁵¹ Vgl. *Boehlich*: Die Hexe von Lewin 13 f. (vgl. Anm. 5).

⁵² Als Beispiel für eine neutrale Darstellungsweise sei an dieser Stelle der „Höllische Proteus“ genannt, eine erstmals 1690 in Nürnberg veröffentlichte Geschichtensammlung von Erasmus Finx [Francisci], die auch Boehlich benutzte. Der „Höllische Proteus“ war eine der meistgelesenen mythologischen Sammlungen des 18. Jahrhunderts. Darin heißt es „Böhmisches Städtlein Lewin“. Ansonsten betont Francisci das Hexenelement, obwohl er die Hexe unter dem Gliederungspunkt „Schmatzende Tote“ einordnet. Vgl. *Finx*, Erasmus [Erasmus Francisci]: *Der höllische Proteus oder tausendkünstige Versteller / vermitteltst Erzählung der vielfältigen Bildverwechslungen Erscheinender Gespenster / werffender und polternder Geister [...]*. Nürnberg 1725, 257-259. – Weiter dazu *Dünnhaupt*, Gerhard: Erasmus Francisci. In: *Philobiblon* 19 (1975) 272-303.

⁵³ Vgl. *Mannhardt*, Wilhelm: Über Vampirismus. In: *Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde* 4 (1859) 259-282.

⁵⁴ *Ebenda* 259, 264, 274.

derholte er seine These vom „ganz allgemein slawischen Aberglauben“.⁵⁵ Zwar gestand er eine vereinzelte Verbreitung des Vampirmythos im deutschsprachigen Raum ein, den slawischen Volksglauben und die von ihm beeinflussten Deutschen siedelte er – als einer der einflussreichsten Volkstumsforscher seiner Zeit – allerdings auf einer niedrigen kulturellen Entwicklungsstufe an:

Aus rohen Anfängen ringt sich seit Jahrtausenden die Menschheit auf steilem Pfade zur Gesittung empor; in mühevoller Kampfe verfolgt sie dabei das Ziel, sich immermehr von der Obmacht der Natur zu befreien und die letztere der Herrschaft des Geistes zu unterwerfen. Unser Volk darf mit Recht beanspruchen, unter denjenigen genannt zu werden, welche auf diesem Wege am weitesten vorgedrungen sind. [...] Aber auch ihm ist es nicht erspart worden, in seiner Mitte zahlreiche Individuen, ja ganze Bevölkerungsgruppen mitzuführen, welche mit einem großen Theile ihrer geistigen Habe tief unter dem Kulturstandpunkte ihres Volkes stehen geblieben und dadurch ein schwerwiegendes Hemmnis des weiteren sittlichen und intellektuellen Fortschrittes geworden sind.⁵⁶

Für Mannhardt war der Vampirglaube ein „endemisches Übel“.⁵⁷ Der weltbürgerliche aristokratische Vampir eines William Polidori, den der Danziger Germanist wohl gekannt haben dürfte, beeindruckte ihn wenig. Möglicherweise schon 1859, sicher aber 1878 ist Mannhardts Feststellung, dass sich ein derartiger Aberglaube am stärksten oder sogar ausschließlich im slawischen Kulturkreis generiert habe, auf antipolnische Tendenzen seiner Zeit zurückzuführen.⁵⁸ Nach einer anfänglichen „Polenbegeisterung“ infolge des Novemberaufstandes von 1830/31 wuchsen die Spannungen zwischen polnischen und deutschen Nationalisten, insbesondere in den ehemals polnischen Gebieten Preußens. Das Verhältnis der Deutschen zu ihren östlichen Nachbarn war seit dieser Zeit nachhaltig gestört. Obwohl diese Spannungen eigentlich politisch begründet waren, wurde die „Hexe“ von Lewin bei Mannhardt zu einem Exempel für den schädigenden Einfluss slawischen Volksglaubens auf die deutsche Kultur stilisiert. Hier wurde eine politische Krise in den Bereich regionaler Erzähltraditionen projiziert.

Mannhardts Einstellung gegenüber dem Vampirglauben überlebte sich jedoch mit der zunehmenden Verwurzelung des aristokratischen Blutsaugers in der westlichen Kultur. 1900 war Stefan Hock einer der letzten Vampirologen, die die blutgierigen Wiedergänger ausdrücklich als slawischen Folklore-Import bezeichneten. Unter Verweis auf die Hexe von Lewin und den Hirten von Blow verortet er gar die „Heimat der Vampire“ in Böhmen, nahm aber nicht dazu Stellung, ob es sich dabei tatsächlich um das böhmische Lewin handelte.⁵⁹

Die schleichende „Entslawung“ des Vampirs in der Fachliteratur begann mit einem Aufsatz des schlesischen Sagenforschers und Historikers Josef Klapper von 1909, ein Jahr nachdem die erste Übersetzung von Stokers „Dracula“-Roman auf

⁵⁵ Vgl. *ders.*: Die praktischen Folgen des Aberglaubens, mit besonderer Berücksichtigung der Provinz Preußen. Berlin 1878.

⁵⁶ *Ebenda* 3.

⁵⁷ *Ebenda* 19.

⁵⁸ Vgl. *Bohn*: Vampirismus in Österreich und Preußen 11-13 (vgl. Anm. 6).

⁵⁹ Vgl. *Hock*, Stefan: Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Litteratur. Berlin 1900, 30 f., 34.

dem deutschen Markt erschienen war. Klapper beschreibt darin den Vampirglauben, im Gegensatz zu Mannhardt oder Hock, als ein charakteristisches „einheimisches Konstrukt aller indogermanischen Völker“, sowohl in „katholischen als auch in protestantischen Gegenden verbreitet“, das man „nicht nur auf dem Balkan zu suchen habe“.⁶⁰ Gegenüber der bisherigen „völkischen“ Lesart musste dies geradezu als Affront anmuten. Allerdings waren seit Mannhardts letztem Beitrag mehr als drei Jahrzehnte vergangen, der radikale Antislawismus war vorübergehend abgeebbt und auch die Rezeption des Vampirglaubens hatte sich sichtbar gewandelt. Zudem war um die Jahrhundertwende in der Volkstumsforschung die Bereitschaft gewachsen, allgemeine folkloristische Phänomene nicht in allzu engen nationalen oder ethnischen Grenzen zu bewerten; gleichzeitig trennte sich der wertneutrale Begriff des Volks- dauerhaft von dem des Aberglaubens.⁶¹ Auch Klapper ging in seinen Ausführungen auf die Hexe von Lewin ein und verortete sie ohne weitere Diskussion in der Grafschaft Glatz. Er erkannte die Prägung der schlesischen Sagenwelt durch benachbarte kulturelle Traditionen an, wertete diese aber in keiner Weise negativ.⁶²

Unter „Vampirsagen aus der Grafschaft Glatz“ konnte man die Hexe wenig später auch in Richard Kühnau Sammlung schlesischer Sagen finden, laut Angabe des Autors das erste wissenschaftlich ausgewertete Kompendium dieser Art für die Provinz.⁶³ Auch für Kühnau waren Vampire auf deutschem Boden kein Fremdkörper⁶⁴ und als Erster diskutierte er die Frage, wo der Ort Lewin lag. Zwar erwähnte er die böhmische Ortschaft nicht, allerdings begründete er seine Vermutung, dass es sich bei dem Schauplatz um das glätzische Lewin gehandelt habe, mit der Gründungsgeschichte der dortigen Kapelle St. Johann, in der von der Verbrennung einer Schaden anrichtenden Hexe mit anschließendem Spuk die Rede sei. Dies stellte ihm zufolge eine Umdeutung der ursprünglichen Legende dar.⁶⁵ Weiterhin betonte Kühnau die Bedeutung der Lewiner Sage für die Hexenprozessforschung (obwohl er diese „Hexe“ den Vampiren zuordnete) sowie deren weite Verbreitung in der Forschungsliteratur.⁶⁶

Es ist unverkennbar, dass Boehlichs Argumentation auf dem Boden aufbaute, der ihm von Klapper und Kühnau bereitet worden war; so erwähnt er beide ausdrücklich, wenn er auch die von Letzterem gezogene Verbindung zur Gründungssage der

⁶⁰ Vgl. Klapper: Schädigende Tote 70 f., 90 (vgl. Anm. 12).

⁶¹ Vgl. Schindler, Heinrich Bruno: Der Aberglaube des Mittelalters. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Breslau 1858, VII. – Meyer, Carl: Der Aberglaube des Mittelalters und der nächstfolgenden Jahrhunderte. Basel 1884, 3, 116. Zitiert nach Stute: Hauptzüge 126 f. (vgl. Anm. 48).

⁶² Vgl. Klapper: Schädigende Tote 71, 74 (vgl. Anm. 12).

⁶³ Vgl. Kühnau, Richard: Schlesische Sagen. Bd. 1. Spuk- und Gespenstersagen. Leipzig 1910, 2 (Schlesiens volkstümliche Überlieferungen. Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 3). – Zu den Desideraten bei Quelleneditionen in Schlesien vgl. auch Klapper: Schädigende Tote 71 (vgl. Anm. 12).

⁶⁴ Ebenda XXXII f.

⁶⁵ Ebenda 196–198. – Kühnau zitiert die Kapellensage aus: Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatkunde der Grafschaft Glatz 5 (1885/86) 88.

⁶⁶ Klapper: Schädigende Tote 199 (vgl. Anm. 12).

Kapelle St. Johann als zu allgemein ablehnt.⁶⁷ Boehlich widmete sich in seiner Arbeit vordergründig der Überlieferungsgeschichte der Lewiner Legende, sein Bemühen um eine Verortung der selbigen in Schlesien wurde bereits geschildert. Ein offener Antislawismus tauchte bei ihm zwar nicht mehr auf, ideologisch allzu weit davon entfernt war die antitschechische Haltung, die sich in der Zwischenkriegszeit in Deutschland verbreitete und die in Boehlichs Text spürbar wird, allerdings auch nicht.

Fazit

Die Rezeption des Vampirs stand stets im Zusammenhang mit theologischen, politischen oder ideologischen Entwicklungen. Deutlich lässt sich erkennen, wann es christliche, aufklärerische, nationalistische oder volkskundliche Einflüsse waren, welche die Interpreten des Mythos beeinflussten. Es lässt sich aber ebenso feststellen, dass die oftmals unbeachtet parallel existierende Populärkultur derartige Einflüsse abschwächen oder gar negieren konnte.

Während das „Weib in Lewin“ anfangs vor allem als Folie christlicher Aberglaubensbewältigung diente, erfuhr es bald darauf eine Neudefinition im Zusammenhang mit der Hexenverfolgung. Es folgte eine Eingliederung in den Sagenkreis der Untoten und mit der beginnenden Popularisierung der südosteuropäischen Vampirgestalt eine Spezifizierung als ebensolche. Obwohl die Lewiner Untote ihre nominale Bezeichnung als Hexe beibehielt, firmierte sie seit den ersten europaweiten Erfolgen von Polidori als Vampir, erst recht nach Stokers Buch. Je mehr im Deutschland des 19. Jahrhunderts nationale und ethnische Kategorien an Bedeutung gewannen, desto wichtiger wurde zudem die Frage nach dem geografischen und kulturellen Ursprungsort der Lewiner Sage. Der ungeklärte Schauplatz – Böhmen oder Schlesien – machte die dazugehörige Diskussion zum idealtypischen Bestandteil antislawischer bzw. antitschechischer Polemik. Was jene Gestalt, die in dem Dorf Lewin des Jahres 1344 die Lebenden geplagt hatte, eigentlich über die örtliche Mythenkultur verriet oder welchem kreatürlichen Typus ihre Protagonistin zuzurechnen sei, trat in den Hintergrund. An der Sage entzündeten sich Diskussionen, die gänzlich von ihrem Inhalt losgelöst waren.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist in der Bewertung des Vampirglaubens durch deutsche Volkstumsforscher ein Wandel zu beobachten. Die Frage, welchen Anteil die Belletristik daran trägt, ist freilich nicht mit letzter Gültigkeit zu beantworten, denn sowohl die Gesetze der literarischen Marktentwicklung als auch der wissenschaftlichen Themenfindung sind zu undurchsichtig und zu wenig festen Schemata unterworfen. Die Koinzidenz allerdings, mit der gerade nach 1897 der „Durchbruch“ des Vampirs in der internationalen literarischen Öffentlichkeit mit dessen Entslawisierung im deutschen wissenschaftlichen und laienwissenschaftlichen Schrifttum zusammenfiel, ist auffällig. Boehlich, Kühnau oder auch Klapper bewerteten den Lewiner Vampir nicht mehr negativ. In ihren Werken ist der antislawische, antiplebejische Symbolgehalt des 18. und 19. Jahrhunderts weitgehend verschwun-

⁶⁷ Boehlich: *Die Hexe von Lewin* 1, 13 f. (vgl. Anm. 5).

den, der Vampir war stattdessen als Gestalt auch des westlichen Sagenkanons akzeptiert. Ohne die popularisierenden Werke eines Stoker, Polidori, Sheridan le Fanu, Nodier, Murnau oder Marschner wäre dies unmöglich gewesen. Auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren antislawische Vorurteile im Deutschen Reich noch zu verbreitet, um einen vormals eindeutig slawischen Mythos als schlesisches Kulturgut zu titulieren beziehungsweise stillschweigend als solches vorauszusetzen.

Im Fall der Hexe von Lewin formte eher der literarische Markt als der wissenschaftliche Diskurs die inhaltliche Rezeption. Überspitzt formuliert „rettete“ Stokers *Dracula* den böhmischen Vampir – lange bevor auch andere Osteuropa-Klischees revidiert wurden – aus dem Sumpf völkischer Vorurteile. Inwieweit jedoch die neuen Attribute, die fortan dem alten Volksglauben angedichtet wurden, ihre Rechtfertigung in der folkloristischen Forschung finden, steht auf einem anderen Blatt. Die Unbekümmertheit, mit der der fiktionale Vampir auch heute noch neue Bedeutungsebenen erschließt und sich neue Paradigmen aneignet, macht schließlich eindrucksvoll deutlich, dass er trotz aller globalen Expansion doch immer eine Sagengestalt im Wandel geblieben ist. Was etwa von den eingangs zitierten Literaturwissenschaftlern als „ästhetische Autonomie“ bezeichnet wurde, ist im Grunde nichts anderes als der alte Drang des Interpreten, den Vampir zur Metapher für die Widrigkeiten des Alltagslebens zu machen, nur eben diesmal in einem internationalen, „aufgeklärteren“ Gewand. Es mögen andere Widrigkeiten sein als zu Zeiten der mündlichen slawischen Überlieferung, aber die Einschreibung von Chiffren in den untoten Blutsauger ist erhalten geblieben.

Die Globalisierung oder – eingeschränkter – die Verwestlichung des Vampirs führte dazu, seine Attraktivität und Akzeptanz zu steigern und somit die in der Vampirismusforschung des 18. und 19. Jahrhunderts vorherrschenden Klischees abzumildern. Allerdings, und das hat die Instrumentalisierung der Hexe von Lewin durch Ernst Boehlich gezeigt, kann ein altes Klischee noch so abgelegt scheinen, vor einer Wiederbelebung seines Trägers für andere Zwecke schützt das nur bedingt.

Michal Chvojka

BUCHHÄNDLER UND BÜCHERSCHMUGGEL AUSLÄNDISCHE DRUCKSCHRIFTEN ALS POLITIKUM IM ÖSTERREICHISCHEN VORMÄRZ

Das Phänomen Schmuggel existiert wahrscheinlich ebenso lange, wie es Staaten, Grenzen und Zölle gibt. In der Neuzeit wurden Luxusgüter wie Tee, Tabak, Gewürze und Seide oder die großen neapolitanischen Kaltblutpferde und spanische Araber aus Neapel und Andalusien illegal nach England gebracht. Im Frankreich des 18. Jahrhunderts war der Schmuggel ein Weg, das Tabakmonopol und die extrem hohe Salzsteuer zu umgehen; in den englischen Kolonien Nordamerikas unterlief man auf diese Weise Produktionsverbote, englische Privilegien und Sondersteuern, wie sie z.B. auf Zucker und Stempel erhoben wurden. Manche dieser Konflikte um die staatliche Kontrolle von Ein- und Ausfuhr eskalierten: So mündeten die Versuche der chinesischen Regierung, den Opiumhandel zu unterbinden, in den 1840er Jahren im so genannten Opiumkrieg.¹

Das beliebte Brockhaussche Konversationslexikon von 1898 definierte Schmuggel als gesetzwidrigen, die Zoll- und Verbrauchsabgaben umgehenden Warenverkehr und nannte als volksmündliche Bezeichnungen auch Schleichhandel, Schmuggelhandel, Paschhandel oder Schwärzerei (frz. *contrebande*). Zu seiner Bekämpfung wurden eine gute Organisation der Grenzbewachung, bei zerrissenen Zollgrenzen die Arrondierung des Zollgebiets, die Beaufsichtigung von verdächtigen Personen und nicht zuletzt eine angemessene Besoldung der Zollwächter empfohlen. Als politische Gegenmaßnahme legte der Brockhaus Allianzen mit zollverbündeten Nachbarn nahe.² Solche Zollkartelle, wie sie z.B. zwischen Österreich und Deutschland bestanden, gestatteten es den Zollaufsehern, Schmuggler über die Grenze hinweg zu verfolgen, und sicherten ihnen bei ihrer Arbeit die Unterstützung der Behörden im Nachbarland.

In der Habsburgermonarchie erstreckte sich die Einfuhrkontrolle keineswegs nur auf materielle Werte. In Folge der rigorosen Zensur seit dem Ende des 18. Jahrhunderts war auch das „Einschmuggeln“ von Gedankengut, also von Ideen verboten. Bücher, Zeitungen und Theaterstücke mussten ein präventives Zensurverfahren durchlaufen, in dem sie in vier Zensurstufen eingeteilt und entsprechend behandelt

¹ Braudel, Fernand: Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts. Bd. 1: Der Alltag. München 1985, 375 f. – Adams, Willi Paul: Die USA vor 1900. München 2009, 33 f. – McClellan, William Smith: Smuggling in the American Colonies at the Outbreak of the Revolution, with Special Reference to the West Indies Trade. New York 1912, 79-93. – „Smuggling“. In: Encyclopædia Britannica 2007 Ultimate Reference Suite. Chicago 2010. <http://www.britannica.com/EBchecked/topic/550187/smuggling> (letzter Zugriff 29.10.2010). – Siehe auch: An Alphabetical Abridgement of the Laws for the Prevention of Smuggling. London 1816.

² Brockhaus' Konversations-Lexikon. Bd. 14. Wien, Berlin, Leipzig 1898, 486.

wurden. Die erste Stufe „Admittiur“ bezeichnete die uneingeschränkte Erlaubnis, die zweite – „Transeat“ – enthielt die Einschränkung, dass die Publikation nicht in der Presse angekündigt oder beworben werden durfte. Druckschriften, die mit „Erga schedam“, der Stufe drei, belegt wurden, waren streng verboten, durften allerdings von den Landesgubernien oder der Wiener Polizei- und Zensurhofstelle an ausgewählte Personen zu wissenschaftlichen Zwecken ausgehändigt werden. „Damnatur“ schließlich bedeutete ein absolutes Verbot der begutachteten Publikation.³ Diese strengen Zensurvorschriften machten indessen nicht an der Grenze der Monarchie halt; es war ausdrücklich nicht gestattet, „Ankündigungen von ausländischen Werken, die noch nicht erschienen sind, und folglich von der inländischen Bücherzensur noch nicht die unbeschränkte Zulassung erhalten haben, zu verbreiten“.⁴ Davon ausgehend, bemühte sich der Wiener Polizeipräsident Joseph Graf Sedlnitzky im April 1820, die Versuche ausländischer, meist französischer Buchhandlungen zu unterbinden, Ankündigungen für neu erschienene Werke wie die „Mémoires historiques & secrets de l'Impératrice Joséphine“ von Mlle Le Normand als Drucksache per Post oder zusammen mit Zeitungen in die Länder der Monarchie zu senden.⁵

Sedlnitzkys Kampf gegen ausländische oppositionelle Presseerzeugnisse zog sich über Jahrzehnte hin und glich oftmals einem Wettlauf zwischen Hase und Igel. Die Verlage begegneten der Verschärfung der staatlichen Sanktionen mit immer originelleren Schmuggelmethoden, und auch innerhalb der österreichischen Staatsverwaltung herrschte nicht immer Einigkeit darüber, wie dem Phänomen beizukommen sei. Sedlnitzky gehörte hier mit Sicherheit zu den Hardlinern und auf lange Sicht sollte er in seiner Einschätzung des subversiven Potenzials des Bücherschmuggels Recht behalten: Tatsächlich trug die Verbreitung oppositionellen Schriftguts zur

³ Ab den 1830er Jahren „erwachsen“ aus der Zensurpraxis noch zwei weitere Substufen von Damnatur, und zwar „Damnatur nec erga schedam“ für Bücher, deren Lektüre allein der Kaiser besonders loyalen Personen gestatten konnte, sowie „Damnatur et confiscatur“, auch „Damnatur mit Beschlagnahme“ genannt. – Zur österreichischen Zensur im Vormärz liegt umfangreiche Forschungsliteratur vor. Vgl. z.B. die Arbeiten von Julius Marx, v.a.: Marx, Julius: Die österreichische Zensur im Vormärz. Wien 1959. – Ders.: Österreichs Kampf gegen die liberalen, radikalen und kommunistischen Schriften 1835-1848. Beschlagnahme, Schedenverbot, Debitenzug. Wien 1969 (Archiv für österreichische Geschichte 128/1). – Weyrich, Isabel: Die Zensur als Mittel der Unterdrückung von liberalen Bestrebungen im österreichischen Vormärz. Wien 1975. – Griesinger, Gerda: Das Salzburger Zensurwesen im Vormärz. Wien 1969. – Obermaier, Walter: Zensur im Vormärz und im Jahr 1848. In: Weinzierl, Erika/Ardelt, Rudolf G. (Hgg.): Symposion Zensur in Österreich 1780 bis 1989. Am 24. und 25. Oktober 1989. Wien, Salzburg 1991 (Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte und Gesellschaft. Justiz und Zeitgeschichte 8). – Als Quelle: Wiesner, Adolph: Denkwürdigkeiten der österreichischen Zensur vom Zeitalter der Reformation bis auf die Gegenwart. Stuttgart 1847. – Houben, Heinrich H.: Verbotene Literatur von der klassischen Zeit bis zur Gegenwart. 2 Bde. Berlin 1924-1928. – Ders.: Der gefesselte Biedermeier. Leipzig 1924. – Ziegler, Edda: Literarische Zensur in Deutschland 1819-1848. Wien 1983. – Breuer, Dieter: Geschichte der literarischen Zensur in Deutschland. Heidelberg 1982.

⁴ Moravský zemský archiv Brno [Mährisches Landesarchiv Brno, MZA Brno], Moravskoslezské gubernium-prezidium [Mährisch-schlesisches Gubernium-Präsidium, MSGP], Ktn. 836, Sedlnitzky an Mittrowsky, 8. 4. 1820.

⁵ Ebenda.

Untergrabung der obrigkeitlichen Autorität bei und ermöglichte darüber hinaus die Entstehung und den Ausbau grenzüberschreitender europäischer Netzwerke oppositioneller Kräfte. Dass für die Verleger nicht nur ihre politische Überzeugung, sondern auch handfeste ökonomische Argumente eine Rolle dafür spielten, ihre illegalen Vertriebswege aufrechtzuerhalten und immer weiter zu verfeinern, zieht sich durch die Geschichte des habsburgischen Zensurwesens. Nicht zuletzt gehörte zur Motivation auch die Freude daran, den k. k. Behörden ein Schnippchen zu schlagen.

Literarische Opposition in Österreich und im Deutschen Bund

Nach der revolutionären Welle in Europa zu Beginn der 1830er Jahre⁶ und insbesondere nach dem Tod von Kaiser Franz I. im März 1835 begann in der absolutistischen Habsburgermonarchie allmählich ein Liberalisierungsprozess. In der Folge intensivierten sich auch oppositionelle Tätigkeiten, sei es in Geheimbünden, Vereinen, Versammlungen oder in der Presse und Literatur.⁷ Im Deutschen Bund wirkte die Pariser Julirevolution als Katalysator für nationale und liberale Forderungen, was sich auch in der Literatur widerspiegelte. Insbesondere die Lyrik nahm nun eine politische Färbung an. Schriftsteller wie Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolph Wienbarg oder Theodor Mundt bildeten eine radikale Strömung, das „Junge Deutschland“, welches zum Sprachrohr oppositioneller Forderungen wurde und bald Kritik an den herrschenden sozialen und politischen Zuständen sowie an den aus ihrer Sicht überkommenen Traditionen übte.

⁶ Zur einschlägigen Literatur siehe z.B. Müller, Harald: Im Widerstreit von Interventionsstrategie und Anpassung. Die Außenpolitik Österreichs und Preußens zwischen dem Wiener Kongress 1814/15 und der Februarrevolution 1848. Bd. 2. Berlin 1990, 211 f. – Ders.: Die Krise des Interventionsprinzips der Heiligen Allianz. In: Jahrbuch für Geschichte 14 (1976), 9-56. – Holzapfel, Kurt: Die Julirevolution in Frankreich 1830. Meinungen und Kontroversen. In: Kossok, Manfred (Hg.): Revolutionen der Neuzeit 1500-1917. Berlin 1982, 229-253. – Ders.: Der Einfluß der Julirevolution von 1830/32 auf Deutschland. In: Reinalter, Helmut (Hg.): Demokratische und soziale Protestbewegungen in Europa in Mitteleuropa 1815-1848/49. Frankfurt/M. u. a. 1986, 105-140. – Štaif, Jiří: Obezřetná elita. Česká společnost mezi tradicí a revolucí 1830-1851 [Vorsichtige Elite. Die böhmische Gesellschaft zwischen Tradition und Revolution 1830-1851]. Praha 2005, 15 f. – Bock, Helmut: Die Illusion der Freiheit. Deutsche Klassenkämpfe zur Zeit der französischen Julirevolution 1830 bis 1831. Berlin 1980. – Richter, Franz: Das europäische Problem der preußischen Staatspolitik und die revolutionäre Krise von 1830-1832. Leipzig 1933.

⁷ In den 1830er Jahren entstanden die geheimen Gesellschaften „La giovine Italia“, „Junges Polen“, „Junge Schweiz“ etc., die das „Junge Europa“ bildeten. Aber nicht allein diese revolutionären Bewegungen, sondern auch die liberale bürgerliche Opposition sowohl im Deutschen Bund als auch im Kaisertum Österreich wendete beträchtliche Mittel für publizistische Zwecke auf, um ihre Grundsätze zu verbreiten. So finden sich neben maßvoll gehaltenen, nicht selten doktrinen Abhandlungen Pamphlete mit beleidigendem Charakter, ruppige Satiren auf das Gottesgnadentum der Fürsten und schwülstige Brandschriften, die zur offenen Empörung aufriefen. Ihr Inhalt bezog sich anfänglich größtenteils auf die Forderung politischer Freiheiten, während sozialistische und kommunistische Flugschriften erst ab den 1840er Jahren dominierten. Vgl. Glossy, Karl: Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz. Wien 1912, LXXXV f.

In der Habsburgermonarchie entstand eine vergleichbare Strömung, als einige junge Dichter⁸ sich ebenfalls politischen Themen zuwandten und das „Junge Österreich“ gründeten.⁹ Im Gegensatz zum deutschen Kreis beschränkte sich diese Gruppe auf Kritik an den heimischen Verhältnissen; sie griff das „System Metternich“ und die Zensur an, ließ jedoch keinen Zweifel an ihrer Vaterlandsliebe und Kaiserstreue aufkommen.¹⁰ Trotzdem mussten ihre Mitglieder – um der strengen österreichischen Zensur zu entgehen – ihre Werke im Ausland (meistens in Hamburg oder Leipzig) anonym oder unter Pseudonym veröffentlichen,¹¹ womit sie gleichsam automatisch das Misstrauen der habsburgischen Polizei auf sich zogen.

Die „Demonstration der oppositionellen Kräfte“ auf dem Hambacher Fest im Mai 1832 und vor allem der Frankfurter Wachensturm im April 1833¹² führten den Hütern der „alten Ordnung“ in Österreich, Preußen und den übrigen Staaten des

⁸ Die Veröffentlichung der „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ von Anastasius Grün (Pseudonym für Graf Alexander von Auersperg) 1831 markiert den Beginn der politischen Lyrik in Österreich. Andere Dichter mit oppositionellen Tendenzen in Österreich waren etwa Nikolaus Lenau oder Joseph Christian von Zedlitz. Viele andere sahen sich gezwungen, ihre Tätigkeit im Exil, insbesondere im liberalen Leipzig, fortzuführen. So hielten sich dort in den 1840er Jahren u. a. die Schriftsteller Karl Beck, Moritz Hartmann, Alfred Meißner, Isidor Heller, Uffo Horn, Josef Rank, Hermann Rollett, Johannes Nordmann, Eduard Mautner, Hieronymus Lorm, Jakob Kaufmann, Graf Ferdinand Leopold Schirnding, Julius Wiesner, Julius Seidlitz und Moritz G. Saphir über kürzere oder längere Zeit auf. – Vgl. Nagl, Johann W./Zeidler, Jakob/Castle, Eduard (Hgg.): *Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn*. Bd. 2: 1750-1848. Wien o. J. [1914], 899 f. – Weyrich: *Die Zensur als Mittel der Unterdrückung* 121 f. (vgl. Anm. 3).

⁹ Neben den einschlägigen Monografien sind zu diesem Themenfeld besonders folgende Quelleneditionen zu beachten: *Reinalter*, Helmut/*Pelinka*, Anton (Hgg.): *Die Anfänge der demokratischen Bewegung in Österreich von der Spätaufklärung bis zur Revolution 1848/49. Eine kommentierte Quellenauswahl*. Frankfurt/M. 1999, 205 f. – *Rietra*, Madeleine (Hg.): *Jung Österreich. Dokumente und Materialien zur liberalen österreichischen Opposition 1835-1848*. Amsterdam 1980.

¹⁰ Weyrich: *Die Zensur als Mittel der Unterdrückung* 93 f., 122 (vgl. Anm. 3).

¹¹ Die erwähnten „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ von Anastasius Grün erschienen 1831 in Hamburg. Nachdem dieser wiederholt seine in religiöser und politischer Hinsicht „schädlichen“ Gedichte in ausländischen Almanachen (z.B. im Leipziger „Deutschen Musenalmanach für das Jahr 1836“) veröffentlicht hatte, leitete Sedlnitzky eine Untersuchung zur Feststellung seiner Identität ein, wodurch der Autor als Anton Alexander Graf von Auersperg aus der österreichischen Provinz Krain identifiziert werden konnte. Vgl. Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Staatskanzlei, Noten von der Polizeihofstelle (HHStA Wien, StK, NvP), Ktn. 44, Noten vom 25.2. und 6.6.1836. – Ebenso große Energie setzte der Polizeipräsident daran, die Identität des Autors zu lüften, der unter dem Pseudonym Nikolaus Lenau schrieb. Es handelte sich um den Österreicher Nikolaus Niembsch, Edler von Strehlenau. HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 44, Note vom 6.6.1836. – Aus der Perspektive der Polizei war es entscheidend, ob es sich um österreichische Untertanen handelte. Da ein k. k. Untertan im Ausland nichts drucken lassen durfte, was nicht von der k. k. Zensurbehörde bewilligt worden war, konnte er bei Zuwiderhandlung wegen Zensurvergehens zur Verantwortung gezogen werden.

¹² Vgl. z.B. *Faber*, Karl-Georg: *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Restauration und Revolution von 1815 bis 1851*. Wiesbaden 1979, 149 f. (Handbuch der Deutschen Geschichte 3,1,b).

Deutschen Bundes die Stärke des revolutionären Potenzials unmissverständlich vor Augen. Solche Ereignisse wollten sie künftig bereits im Keim ersticken, daher wurde die Zensur verschärft, eine Bundeszentralbehörde zur politischen Überwachung geschaffen und die akademischen Freiheiten sowie die Kompetenzen der Landtage wurden eingeschränkt.¹³ Am 10. Dezember 1835 fasste die Bundesversammlung in Frankfurt am Main den Beschluss, gegen die Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter der Schriften des „Jungen Deutschland“ mit der ganzen Härte des Gesetzes vorzugehen, um die weitere Verbreitung ihrer Werke zu verhindern. Während den „Jungdeutschen“ Angriffe auf die christliche Religion, Kritik an den bestehenden sozialen Verhältnissen und Zerstörung der Sittlichkeit vorgeworfen wurden, erhielten die Buchhändler und namentlich Hoffmann & Campe in Hamburg wegen des Drucks und Vertriebs unliebsamer Schriften Verwarnungen.¹⁴ Diese Vorsicht war durchaus nicht unbegründet: Die österreichische Polizei sah sich durch eine ständig wachsende Zahl „revolutionärer“ Schriften und Broschüren, in denen Sedlnitzky ein höchst gefährliches Mittel „zur verderblichen Einflussnahme der Ruhestörer auf den Volksgeist“ erkannte,¹⁵ herausgefordert.

Buchhändler und Bücherschmuggel

Zu Beginn und im Laufe der 1840er Jahre verstärkte sich die Schmuggelaktivität abermals. Dabei wurden auch die angewandten Methoden immer raffinierter: So versahen ausländische und mitunter auch österreichische Buchhandlungen die von ihnen bestellten Werke revolutionärer Tendenz bereits im Ausland mit einem unbedenklichen Titelblatt und einer unverfänglichen Verlagsadresse,¹⁶ deklarierten Bücher als Makulatur¹⁷ oder ließen diese sogar in die Leinwand (Emballage) der Bücherballen einnähen,¹⁸ um sie unbemerkt über die österreichische Grenze zu bringen.

¹³ Breuer, Dieter: Geschichte der literarischen Zensur in Deutschland. Heidelberg 1982, 155 f. – Zu dem so genannten Mainzer Zentralinformationsbüro siehe v. a. Hoefer, Frank T.: Pressepolitik und Polizeistaat Metternichs. Die Überwachung von Presse und politischer Öffentlichkeit in Deutschland und den Nachbarstaaten durch das Mainzer Informationsbüro (1833-1848). München u. a. 1983, 72 f. (Dortmunder Beiträge zur Zeitforschung 37).

¹⁴ Vgl. MZA Brno, Mährische Statthalterei (MS), Ktn. 4399, No. 2289/240 ex 1836. Samt Abschrift des Bundesbeschlusses vom 10.12.1835. – Siehe auch Breuer: Geschichte der literarischen Zensur 156 f. (vgl. Anm. 13).

¹⁵ Vgl. MZA Brno, MSGP, Ktn. 870, No. 512/g, Sedlnitzky an Ugarte, 6.7.1835. – So traf man z. B. Vorkehrungen gegen Einschmuggelungen aus Straßburg, die die dortigen Buchhandlungen Schmidt, Schuler oder Silbermann betrieben haben sollen.

¹⁶ HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 46, Note vom 9.4.1840. – HHStA Wien, StK, Noten an die Polizeihofstelle (NaP), Ktn. 17, Note vom 22.6.1840. – Im Jahre 1845 versuchten die Leipziger Buchhändler Otto Wigand und Gustav Mayer, eine große Anzahl von Exemplaren des mit Damnatur eingestuften Romans „Der ewige Jude“ von Eugène Sue und die mit Erga Schedam belegte Druckschrift „Das hiesige Rockalbum“ nach Österreich einzuschmuggeln, indem sie sie mit Titelblättern von Sues bewilligtem Roman „Mathilde“ und der unbedenklichen Druckschrift „Landwirtschaft für Frauen“ versahen. HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 48, Note vom 19.5.1845. – HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 19, Note vom 19.7.1845.

¹⁷ HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 48, Note vom 7.7.1845.

¹⁸ Ebenda, Noten vom 5.10.1845 sowie Ktn. 50, Note vom 24.2.1848.

Die reguläre Einfuhr literarischer Erzeugnisse in die Habsburgermonarchie und ihr Vertrieb im Inland waren indessen an strenge Zoll- und Zensurvorschriften gebunden. Die Druckschriften mussten zuerst dem Bücherrevisionsamt derjenigen Provinz, für die sie bestimmt waren, vorgelegt werden, erst wenn sie diese Hürde genommen und die Zensur erfolgreich passiert hatten, durften sie vertrieben werden.¹⁹ Anders als einheimische Schriften konnten Werke aus dem Ausland keiner Vorzensur unterzogen werden, sie wurden direkt in die jeweiligen Zensurgrade eingestuft. Es war also nicht möglich, den Text noch einmal abzuändern, um dann einen günstigeren Zensurgrad zu erhalten. Diese Vorgehensweise hatte zur Folge, dass sich mit der Zunahme polemischer und antiösterreichischer Schriften auch die Schmuggelversuche häuften. Deshalb ordnete Sedlnitzky für alle Grenz- und Aufsichtsbehörden verstärkte Aufmerksamkeit sowie die strengste Kontrolle aller Bücherballen an. Zudem forderte er Staatskanzler Klemens Lothar Fürst von Metternich auf, im Fall der deutschen Bücherballen diplomatisch aktiv zu werden und Beschwerde bei den betreffenden Regierungen des Deutschen Bundes einzulegen.²⁰

In den 1840er Jahren schwoll die Anzahl politischer Schriften an, die, wie der Kenner des österreichischen Zensurwesens Julius Marx betont, immer stärker die Habsburgermonarchie aufs Korn nahmen.²¹ Einige Buchhändler, allen voran Hoffmann & Campe in Hamburg, witterten hier eine attraktive Einnahmequelle.²² Als im Mai 1843 eine der schärfsten und verbreitetsten vormärzlichen Flugschriften, „Österreich und dessen Zukunft“, dort innerhalb kurzer Zeit in zweiter Auflage erschienen war und eine andere Flugschrift, „Deutsche Worte eines Österreicher“, bereits ausgeliefert wurde, beschwerte sich Sedlnitzky in einer Note an Staatskanzler Metternich, dass die besagte Buchhandlung es sich „zum System und Geschäft gemacht zu haben scheint, Flugschriften und Broschüren voll grober Invektiven und Ausfälle gegen die österreichische Regierung aus ihrem Verlage auszusenden“.²³

Sedlnitzky ließ die erste Flugschrift beschlagnahmen, die zweite mit Damnatur belegen und empfahl Staatskanzler Metternich, damit zu drohen, sämtliche Verlagsartikel der Buchhandlung in Österreich zu verbieten, also den so genannten Debitentzug bzw. ein Debitsverbot zu verhängen. Der Buchhändler Julius Campe ließ sich von solchen Drohgebärden jedoch keineswegs einschüchtern. Er versprach sich von dem Konflikt ganz im Gegenteil sogar eine Absatzsteigerung. Auch Metternich hielt diesen Effekt für nicht unwahrscheinlich, weshalb er es vorzog,

¹⁹ HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 47, Note vom 13.2.1842. – Einem Beschluss der Allgemeinen Hofkammer zufolge musste der Eingangszoll, der für Bücher und Kunstwerke aus dem Ausland noch vor deren Übergabe an das k. k. Bücherrevisionsamt erhoben wurde, für die Bücher, die von der Zensur abgelehnt wurden, den Buchhändlern zurückerstattet werden. Vgl. MZA Brno, MGP, Ktn. 696, No. 797/4, Sedlnitzky an Ugarte, 9.2.1841.

²⁰ HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 46, Note vom 9.4.1840 und Ktn. 47, Note vom 4.8.1841. – HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 17, Note vom 22.6.1840.

²¹ Marx: Österreichs Kampf 16 (vgl. Anm. 3).

²² Ziegler: Literarische Zensur 146 f. (vgl. Anm. 3). – Ueding, Gert: Hoffmann und Campe. Ein deutscher Verlag. Hamburg 1981, 271 f. – Eine populärwissenschaftlich-belletristische Skizze über den Verleger Campe liefert Brinitzer, Carl: Das streitbare Leben des Verlegers Julius Campe. Hamburg 1962.

²³ HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 48, Note vom 12.5.1843.

[...] der Buchhandlung des Campe durch möglichste Erschwerung ihres Debites auch bei erlaubten Artikeln die Hand der Regierung fühlen zu lassen, ohne andererseits sich dem Aufsehen und den Folgen möglicher Wirkungslosigkeit einer förmlichen Verbotsmaßregel auszusetzen.²⁴

Obwohl die Zensurbehörden nach Kräften versuchten, den Bücherschmuggel zu unterbinden, gelang es den Verlagen, ihre verbotenen Schriften zum größten Teil nach Österreich einzuführen. Der k. k. Generalkonsul in Leipzig, Alexander Graf von Hübner, machte u. a. ihre Strategie dafür verantwortlich, solche Flugschriften überhaupt erst dann im Ausland anzukündigen und zu verkaufen, wenn der größere Teil der Auflage bereits nach Österreich eingeschmuggelt worden war.²⁵ Metternich wies lediglich auf die offenkundige Unzulänglichkeit der bisherigen Präventivmaßnahmen hin und überließ es dem Polizeipräsidenten, härter durchzugreifen, ohne jedoch den rechtmäßigen Buchhandel zu beeinträchtigen. Sedlnitzky wiederum setzte bei der Ausschaltung unliebsamer Presseprodukte auf die Zusammenarbeit mit Preußen. So wurden z. B. Heinrich Heines bei Hoffmann & Campe veröffentlichte Werke „Neue Gedichte“ und „Deutschland. Ein Wintermärchen“ sowie Ferdinand Freiligraths bei Viktor v. Zubern in Mainz gedruckte Schrift „Ein Glaubensbekenntnis. Zeitgedichte von Freiligrath“ auf Gesuch des preußischen Gesandten in Wien, Freiherrn Karl von Canitz, verboten und beschlagnahmt. Zugleich forderte Sedlnitzky den Staatskanzler dazu auf, auf ein reziprokes Verfahren in Preußen zu drängen, um Schriften, die die Habsburgermonarchie verunglimpften, dort ebenfalls zu unterdrücken.²⁶

Der österreichische Polizeipräsident vertrat die Meinung, dass die verfügte Konfiskation von verbotenen Druckschriften nur durch deren vollständige Beseitigung möglich sei, was auf Metternichs uneingeschränkte Zustimmung traf. Dieser regte an, alle Buchhändler in den k. k. Staaten von einer solchen Anordnung zu unterrichten, diese sollten dann ihre ausländischen Geschäftspartner warnen und über die aktuelle Gesetzeslage in Kenntnis setzen.²⁷ Keine dieser Maßnahmen führte indessen zum erwünschten Ziel: Zwar stieg nach 1845 die Zahl der Beschlagnahmungen an, da die Verlage den Schmuggel jedoch meist unentdeckt fortsetzten, hatten die Erfolge der Polizei keinen großen Effekt.

Neben Hoffmann & Campe vertrieben die Leipziger Verleger Philipp Reclam jun. und Otto Wigand liberale Broschüren und Flugschriften. Gegen diese gelang der österreichischen Polizei Ende 1844 ein Coup, als sie die Autorschaft der meisten bei Reclam erschienenen Pamphlete gegen Österreich identifizieren konnte. Sie fand

²⁴ HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 18, Note vom 22.5.1843 sowie Konzept der Note an Sedlnitzky vom Juni 1843. – Siehe auch *Marx*: Österreichs Kampf 17 (vgl. Anm. 3). – *Weyrich*: Zensur als Mittel der Unterdrückung 117 f. (vgl. Anm. 3). – *Glossy*: Literarische Geheimberichte CIII (vgl. Anm. 7).

²⁵ HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 19, Note vom 21.2.1844.

²⁶ HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 48, Noten vom 2.11. und 26.11.1844. – HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 19, Note vom 19.10. und 1.11.1844. – Vgl. auch *Marx*: Österreichs Kampf 26 (vgl. Anm. 3).

²⁷ HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 48, Note vom 10.12.1844. – HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 19, Note vom 16.12.1844.

heraus, dass der in Prag lebende Ferdinand Graf Schirnding teils allein, teils gemeinsam mit anderen Prager Literaten diese Schriften verfasst und an Reclam gesandt hatte.²⁸ Nachdem erneut Schmuggelversuche der Leipziger Buchhändler Otto Wigand und Gustav Mayer aufgefliegen waren, verschärfte Sedlnitzky im Mai 1845 die Maßnahmen nochmals. Belangt werden sollten künftig auch diejenigen inländischen Buchhändler, die der Mitschuld am Schmuggel überführt werden konnten. In Zukunft sollten nicht nur alle Exemplare der eingeschmuggelten Druckschriften samt Einbänden und Umschlagbögen beschlagnahmt, sondern auch sämtliche den Bücherrevisionsämtern vorliegende Druckschriften der erwähnten Leipziger Buchhandlungen in strenge Verwahrung genommen werden. Unbeeindruckt von der entstehenden Verzögerung müsse jedes einzelne Exemplar einer genauen Prüfung unterzogen werden. Erst wenn die gesamte Sendung in Admittiur oder Transeat eingestuft werden könne, dürften diese freigegeben werden. Metternich wiederum forderte die sächsische Regierung auf, die Schuldigen dieses „Bücherbetrugs“ zur Verantwortung zu ziehen und geeignete Präventionsmaßnahmen zu treffen.²⁹ Wenn die österreichische Seite erwartet hatte, dass die Leipziger Buchhändler nun pressepolizeilich verfolgt und wegen Betrugs strafrechtlich belangt werden würden, wurde sie schwer enttäuscht: Die sächsische Regierung ließ die beiden mit einer Polizeistrafe von nur 10 Talern davonkommen. Metternich war darüber äußerst empört und schlussfolgerte, „dass die auswärtigen Regierungen sich in einem Zustande völliger Rechtlosigkeit gegen die frechsten Umtriebe des Leipziger Buchhandels befinden. Wo aber ein solcher Zustand obwaltet, tritt das Gebot der Selbsthilfe ein [...]“.³⁰

Debitsverbote als effektiveres Mittel zur Schmuggelabwehr?

Endlich also bekam Sedlnitzky in seinem Kampf gegen ausländische Presserzeugnisse Schützenhilfe vom österreichischen Staatskanzler. Fortan sollten kompromisslos die gesamten Bestände von Verlegern und Kommissionshandlungen, die sich eines Vergehens gegen die österreichischen Pressegesetze schuldig gemacht hatten, eingezogen und jedes ausgesprochene Publikationsverbot öffentlich bekannt ge-

²⁸ HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 48, Note vom 27.12.1844. – Aus gesundheitlichen Gründen konnte zwar keine strafgerichtliche Amtshandlung gegen Graf Schirnding eingeleitet werden, er legte aber bei der polizeilichen Voruntersuchung das umfassende Geständnis ab, folgende Pamphlete verfasst zu haben: „Österreich im Jahre 1840“, „Österreichs Staatsmänner“, „Revue österreichischer Zustände. 1. Band“, „Böhmens Provinzialstände auf dem Schachbrette der Öffentlichkeit“, „Die Juden in Preußen“, „Österreich und Sachsen“, „Splitter und Balken aus Österreich“, „Böhmens Zukunft und Österreichs Politik“, „Zwei Fragen aus Böhmen“, „Einige Korrespondenzartikel für die Weserzeitung“, „Babinsky“, „Prag und die Prager“, „Spiegelbilder aus dem weiblichen Kunst- und Berufsleben“, „Traumleben“, „Das Prager Theater bei Fackelbeleuchtung“ und „Die Zeichen der Zeit in Böhmen“. Siehe auch *Glossy*: Literarische Geheimberichte, 1. Teil, 283 f., 291 f., 294 f., 298 (vgl. Anm. 7).

²⁹ HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 48, Noten vom 19.5. und 5.10.1845. – HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 19, Noten vom 23.5. und 25.10.1845.

³⁰ HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 19, Note vom 1.12.1845.

macht werden.³¹ Kaiser Ferdinand I. genehmigte dieses Vorgehen gegen die Leipziger Buchhandlungen Otto Wigand und Philipp Reclam jun. auf dem Gebiet der ganzen österreichischen Monarchie am 13. März 1846. Daraufhin setzte Sedlnitzky nicht nur die Zensur- und Revisionsbehörden sowie sämtliche Buchhändler in den k.k. Staaten von den Maßnahmen in Kenntnis, sondern wandte sich auch an das österreichische Finanzministerium, die Allgemeine Hofkammer, um auch die Grenz-, Zoll- und Mautbehörden zur Mitwirkung zu verpflichten.³² In diesem Zusammenhang stand ferner die Entsendung des k. k. Generalkonsuls Hübner nach Leipzig: Dieser sollte sich vor Ort einen genauen Überblick über sämtliche herauszugebenden Artikel der dortigen Verlage – namentlich der Buchhandlung Otto Wigand – verschaffen und von Zeit zu Zeit möglichst vollständige Verzeichnisse nach Wien senden.³³

Diese Maßnahmen machten offenbar Eindruck: Wie Sedlnitzky mit Genugtuung bemerkte, versprach Otto Wigand nämlich sofort unterwürfig und zumindest scheinbar reuevoll, in Zukunft solche Fehlritte zu vermeiden, und bat um die Rücknahme des gegen ihn verhängten Debitsverbots. Der Polizeipräsident forderte daraufhin Beweise von ihm – konkret den Widerruf seiner Erklärung gegen die österreichische Regierung in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ vom 1. April 1846³⁴ und die Vernichtung der vorbereiteten Auflage einer deutschen Übersetzung des beißend antiösterreichischen Werkes „Anti-Úrberiváltság“ (Anti-Urbariallösegeld) aus der Feder der berühmten magyarischen Flugschriftenautors Mihály Táncsics (Michael Tancsics, auch Stancsics). Als Wigand dies zusagte, zeigte sich Sedlnitzky mit der Rücknahme des Verbots einverstanden, kündigte aber zugleich an, die künftigen Aktivitäten des Verlegers scharf beobachten zu lassen und bei der kleinsten Zuwiderhandlung das Debitsverbot umgehend wieder in Kraft zu setzen.³⁵

Konsequent in die Tat umgesetzt wurde diese Drohung indessen nicht. So kam es, dass Sedlnitzky im Juli 1846 dem Staatskanzler die versuchte Einschmuggelung von zwei Exemplaren des „Anti-Úrberiváltság“ in einem Bücherballen an die Wiener Buchhandlung von Anton Dolls Enkel meldete. In der Rechnung für die Sendung war die Broschüre nicht aufgeführt und sowohl der Kommissionär der Wiener Buchhandlung in Leipzig, Leopold Michelsen, als auch der dortige Verleger, Otto Wigand, stritten mit Nachdruck jede Beteiligung an dem Geschehen ab. Zwar sprachen die Tatsachen eher gegen Wigand, doch da ihm nichts nachgewiesen werden konnte, beschloss die österreichische Zensur, es bei einer neuerlichen Verwarnung bewenden zu lassen und Wigand und seine Aktivitäten weiterhin genauestens zu beobachten.³⁶

Gegen Philipp Reclam jun., den zweiten Leipziger Buchhändler im Fokus der österreichischen Polizei, blieb das Debitsverbot hingegen in Kraft. Sedlnitzky hatte

³¹ *Ebenda*.

³² *Ebenda*, Note vom 16. 3. 1846. – HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 49, Note vom 4. 4. 1846.

³³ HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 19, Noten vom 6. 4. und 12. 5. 1846.

³⁴ HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 49, Note vom 2. 5. 1846.

³⁵ *Ebenda* und Note vom 17. 6. 1846. – HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 19, Note vom 12. 6. 1846. – Vgl. auch Marx: Österreichs Kampf 18 f. (vgl. Anm. 3).

³⁶ HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 49, Noten vom 23. 7. und 18. 8. 1846. – HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 19, Note vom 13. 8. 1846.

Reclam bereits im Juli 1838 als einen „Beförderer revolutionärer Umtriebe und Beschützer ihrer Werkzeuge“ bezeichnet.³⁷ Auch die im Zuge der Ermittlungen aufgedeckte Zusammenarbeit mit dem Verfasser antiösterreichischer Flugschriften, Graf Leopold Schirnding, war seinem Ansehen bei den österreichischen Zensurbehörden nicht gerade zuträglich. Darüber hinaus wurde Reclam verdächtigt, das Debitsverbot mithilfe anderer Firmen zu umgehen.³⁸ Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass sein Gesuch um Aufhebung des Debitsverbots auf taube Ohren stieß.³⁹ Trotz dieses Misserfolgs brachte Reclam sein Ansinnen im Spätsommer 1846 erneut beim k. k. Generalkonsul in Leipzig vor und versicherte zudem feierlich,

[...] dass er künftighin nie wieder ein Werk oder eine Schrift, durch welches die k. k. österreichische Staatsregierung oder ein Verwaltungszweig derselben angefochten wird – mit einem Worte keine sogenannten Oppositionsschriften gegen Österreich verlegen und ebenso wenig für andere Personen in seiner Offizin drucken werde.⁴⁰

Unter diesen Bedingungen war Metternich nicht abgeneigt, Reclams Bitte nachzukommen. Als er in dieser Frage Sedlnitzkys Stellungnahme anforderte, reagierte dieser jedoch abwehrend, da Reclam „durchaus keine Garantie für eine aufrichtige anhaltende Besserung seiner Gesinnung“ gegeben hätte,⁴¹ sondern im Gegenteil dazu bereit wäre, seinen kaufmännischen Ambitionen jede andere Rücksicht zu opfern. Darüber hinaus stand Reclam wiederum unter Verdacht, seine Verlagsartikel durch fingierte Verlage in die Habsburgermonarchie einzuschleusen. Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, dass Sedlnitzkys abweisende Antwort erst nach acht Monaten erfolgte und Reclam zu dieser Handlungsweise daher gewissermaßen provoziert wurde.⁴² In jedem Fall gelang es den österreichischen Aufsichtsbehörden aber, die Beziehungen des Verlags zu anderen oder fingierten Buchhandlungen aufzudecken.⁴³

³⁷ HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 45, Note vom 22.7.1838.

³⁸ *Ebenda.* – Generalkonsul Hübner in Leipzig berichtete im Juni 1846 nämlich, dass Reclam jun. seit dem Debitsverbot seiner Verlagsartikel im März 1846 nur eine einzige neue Druckschrift herausgegeben habe und wies zugleich auf das Buch „Kaiser Franz der Erste und Österreich“ hin, das zwar in der Buchhandlung C. G. Vogler in Brüssel erscheinen sollte, auf dessen letzter Seite aber Reclam als Drucker genannt war. HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 19, Noten vom 29.6. und 19.7.1846. – HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 49, Note vom 10.7.1846. – Auf eine Verfeinerung der Bücherrevision deutet auch der Umstand hin, dass Metternich die nächste bei C. G. Vogler in Brüssel erschienene Broschüre „Die polnische Frage mit Bezug auf die letzten Ereignisse, von einem Krakauer“ daraufhin überprüfen ließ, ob es sich gleichermaßen um einen Verlagsartikel von Reclam jun. handele. HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 19, Noten vom 20.8. und 9.9.1846. – Siehe auch Marx: Österreichs Kampf 19 f. (vgl. Anm. 3).

³⁹ HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 19, Noten vom 3.8. und 13.8.1846. – HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 49, Note vom 19.8.1846.

⁴⁰ HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 19, Note vom 9.10.1846. Hervorhebungen im Original.

⁴¹ HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 49, Note vom 8.6.1847.

⁴² *Ebenda.*

⁴³ Das Wiener Zentral-Bücherrevisionsamt deckte z. B. den Zusammenhang zwischen dem Leipziger Verlag „Kabinett für Literatur“ bzw. dem „Literarischen Institut“ und der Buchhandlung Reclam jun. auf. Die beiden erstgenannten Adressen bestanden erst kurze Zeit und hatten seit ihrer Gründung größtenteils Publikationen ausgeliefert, bei denen es sich

Die – wenn auch bescheidenen – Erfolge im Kampf gegen Otto Wigand und Philipp Reclam jun. bestärkten Metternich in seiner Überzeugung, dass die im Ausland weit verbreitete Ansicht, der Absatz verbotener Werke in Österreich bringe dem deutschen Buchhandel mehr Gewinn ein als der legale, falsch sei. Daher sollte das Debitsverbot nun auch gegen andere „illoyale“ deutsche Verlage angewandt werden, vor allem gegen Keil in Leipzig sowie Hoffmann & Campe in Hamburg. Die Keilsche Buchhandlung geriet bei Sedlnitzky in Misskredit, nachdem dort die revolutionäre Schrift „Népkönyv“ (Das Volksbuch) von Mihály Táncsics erschienen war. Sedlnitzky war es unbegreiflich, wie ein solch staatsfeindliches Pamphlet die sächsische Zensur hatte passieren können, denn bereits der Name ihres Verfassers hätte zu besonderer Vorsicht mahnen müssen. Umso mehr verdächtigte der Polizeipräsident den Buchhändler Ernst Keil, „als Helfershelfer der ärgsten Demagogen in Ungarn“⁴⁴ zu dienen, zumal dieser sogar in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ damit geworben hatte, dass dieses Buch in allen ungarischen und österreichischen Buchhandlungen erhältlich sei. Sedlnitzky nahm auch Anstoß daran, dass in der Keilschen Buchhandlung slawische Publikationen erschienen, obwohl er etwa die „Jahrbücher der slawischen Literatur“ als weniger bedenklich erachtete als die meisten anderen in Leipzig verlegten politischen Schriften. So befürwortete der Polizeipräsident Keils Verwarnung, schlug aber vor, ein Debitsverbot seiner Verlagsartikel in Österreich erst nach wiederholten Verfehlungen zu verhängen. Doch Metternich wollte nicht länger warten: Nicht nur, dass ihm ein solcher Beweis bereits vorlag,⁴⁵ für ihn war die Keilsche Buchhandlung auch zweifellos ein Umschlagplatz für revolutionäre Schriften. Mit der Unterstützung der sächsischen Zensur rechnete er nach seinen ersten Erfahrungen nicht mehr, und so erwirkte er bei Kaiser Ferdinand I. unverzüglich ein absolutes Debitsverbot.⁴⁶

um Fortsetzungen von Werken handelte, die zuvor bei Reclam erschienen waren. Bei manchen dieser Neuerscheinungen waren zudem die Ausstattung und Aufmachung nahezu identisch mit derjenigen der bei Reclam verlegten Bände. Nachforschungen des österreichischen Generalkonsuls in Leipzig erbrachten, dass in Leipzig kein „Kabinett für Literatur“ existierte. HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 49, Note vom 3. 5. 1847. – HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 20, Note vom 29. 5. 1847. – Aufgedeckt wurden auch die Beziehungen Reclams zur neu gegründeten Firma „Verlagsmagazin“ (oder „Verlagsbureau“) sowie seine Abmachung mit dem Buchhändler Adolph Schmelzer aus Bernburg, den „Narrenalmanach“ für 1848, H. E. R. Belanis Werk „Der Aufstand in Tirol“ und Eduard M. Öttingers Druckschriften „Potsdam und Sanssouci“ und „Teufeleien“ in Österreich zu vertreiben, aufgedeckt. HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 49, Noten vom 30. 11., 28. 12. 1847. – *Ebenda*, Ktn. 50, Note vom 11. 3. 1848. – HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 20, Noten vom 8. 12. 1847, 15. 1. und 29. 1. 1848. – Nach der Bestätigung durch den Leipziger Generalkonsul sollten die in Wien vorgefundenen Exemplare beschlagnahmt werden. Der Leipziger Stadtrat verhängte eine Geldstrafe gegen Reclam, für den Fall eines erneuten Vergehens wurde ihm eine noch höhere Strafe angedroht. HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 20, Note vom 30. 11. 1847. – Vgl. auch Marx: Österreichs Kampf 20 f. (vgl. Anm. 3).

⁴⁴ HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 49, Note vom 6. 12. 1846.

⁴⁵ Dabei handelte es sich um die bei Keil verlegte und vom k. k. Generalkonsul in Leipzig eingesendete Broschüre „Polen, seine Resolution und sein Recht“, in der die Verhältnisse in Galizien in einem für Österreich recht ungünstigen Licht dargestellt wurden.

⁴⁶ HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 19, Noten vom 15. 11., 18. 12. und 25. 12. 1846. – HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 49, Note vom 6. 12. 1846.

Der Verlag Hoffmann & Campe war wegen der Flugschrift „Österreich und dessen Zukunft“ bereits zuvor in das Visier der österreichischen Zensur geraten, sodass Sedlnitzky und der Staatskanzler sofort über ein absolutes Debitsverbot übereinkamen. Darüber hinaus wurden dort die feindseligsten Schriften gegen die Habsburgermonarchie – u. a. die Pamphlete des österreichischen Emigranten Franz Schuselka „Vor- und Rückschritte in Österreich“ und „Die deutsche Volkspolitik“ – verlegt und verbreitet, wobei in den Worten des Polizeipräsidenten „bei dem bekannten systematischen Kampfe der deutschen Revolutionspartei gegen die konservative Politik und Haltung Österreichs noch eine Flut ähnlicher, zur Unzufriedenheit aufreizender Druckschriften zu erwarten“ stünde.⁴⁷

Das Debitsverbot vom 24. Dezember 1846 traf als „Weihnachtsgeschenk“ neben diesen beiden Buchhandlungen auch Gustav Mayer in Leipzig, der sich seit kurzem ebenfalls durch die Herausgabe bissiger antiösterreichischer Pamphlete „hervorgetan“ hatte.⁴⁸ Im Herbst 1847 ersuchte Mayer um die Aufhebung des Debitsverbots, aber Anfang Februar 1848 hatte der Polizeipräsident immer noch keine Entscheidung gefällt, weil die Verlagsartikel von der österreichischen Zensur nicht behandelt, sondern wegen des Debitsverbots sofort mit „*Damnatur et confiscatur*“ belegt worden waren. Sedlnitzky überließ die Entscheidung dem Staatskanzler, weitere Schritte unterblieben jedoch aufgrund der Wiener revolutionären Märzereignisse 1848.⁴⁹

Scheinfirmen und die Habsburger Polizei

Die Buchhandlungen Hoffmann & Campe und Keil schlugen einen anderen Weg ein: Sie versuchten, das Debitsverbot mithilfe von Scheinfirmen zu umgehen. In der Familie Campe geschah dies nicht zum ersten Mal. Bereits August Campe, der um 19 Jahre ältere Halbbruder von Julius Campe,⁵⁰ hatte zu Beginn des 19. Jahrhunderts antinapoleonische Schriften über die fiktive Kölner Firma „P. Hammer d. Ä.“ vertrieben. Nach dem Verlagsverbot in Österreich gründete Julius Campe die neue Scheinfirma „Ludwig Giese“ und gab dort den zweiten Teil der erfolgreichen Flugschrift „Österreich und dessen Zukunft“ heraus. Sedlnitzkys kam sofort der Verdacht, dass es sich um einen Trick des Hamburger Verlegers handeln könnte.⁵¹ Er ließ das Buch daraufhin mit „*damnatur et confiscatur*“ belegen und bat Metternich um eine Untersuchung der Beziehung zwischen Ludwig Giese und Hoffmann & Campe.

⁴⁷ HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 49, Note vom 6. 12. 1846.

⁴⁸ *Ebenda.* – Das Debitsverbot gegen die Mayerschen Verlagsartikel wendete sich u. a. gegen die „Briefe einer polnischen Dame“, „Unsere Gegenwart und Zukunft“ sowie das Buch „Soziale und politische Zustände in Österreich“. HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 50, Note vom 6. 2. 1848.

⁴⁹ *Ebenda.* – Marx: Österreichs Kampf 22 (vgl. Anm. 3).

⁵⁰ Julius Campe war das 15. und letzte Kind von Friedrich Heinrich Campe und stammte aus dessen Ehe mit Antoinette Caroline Freisen. Siehe Ueding: Hoffmann und Campe 254 (vgl. Anm. 22).

⁵¹ Zu Hoffmann & Campe, zur Einschmuggelung von verbotenen, in Deutschland gedruckten Druckschriften über Triest nach Italien siehe: Allgemeines Verwaltungsarchiv Wien, Polizeihofstelle (AVA Wien, PHS), Ktn. 1658, No. 870 ex. 1847.

Mittlerweile war auch Heines Broschüre „Atta Troll. Ein Sommernachtstraum“ in derselben Firma – d. h. de facto als Publikation von Hoffmann & Campe – erschienen. Die österreichische Zensur blieb indes nicht untätig: Bis April 1847 gelang es ihr, die Verbindung zwischen den beiden Häusern aufzudecken. Sedlnitzky dehnte das Debitsverbot auf Ludwig Giese aus und wies zugleich die k. k. Zensurbehörden an, sämtliche bei unbekannten Firmen in Hamburg oder anderwärts erscheinenden Druckschriften besonders aufmerksam zu kontrollieren. Der Buchhändler Campe machte nämlich keinen Hehl daraus, dass er sich dieses Mittels zur Umgehung des Debitsverbots auch in Zukunft bedienen wollte.⁵² Sein nächster Versuch, die neueste Schrift von Franz Schuselka „Die Lösung der preußischen Verfassungsfrage“ durch den Hamburger Verlag G. W. Niemayer zu verbreiten, wurde ebenfalls entdeckt und das Buch, welches Sedlnitzky zufolge „in dem gegenwärtigen Zeitpunkt politischer Aufregtheit der k.[öniglichen, M. Ch.] preußischen Regierung mit offener und verwegener Feindseligkeit entgegentritt und sich zugleich freche Schmähungen gegen Österreich erlaubt“, mit Damnatur belegt.⁵³

Auch der zweite „verbotene“ Leipziger Buchhändler, Ernst Keil, zog den Widerstand gegen die österreichische Zensur einem loyalen Rückzug vor und versprach sich davon zugleich eine Absatzsteigerung seiner Verlagsprodukte in Österreich. Mittels des Verlags „Slawische Buchhandlung“ und der Scheinfirmen „Kabinett für Literatur“ (gemeinsam mit Reclam) und „Volksbücherverlag“ versuchte er, seine Bücher nach Österreich einzuschmuggeln, darunter auch die deutsche Übersetzung der bereits erwähnten revolutionären Flugschrift „Népkönyv“. Obwohl schon zuvor die sächsischen Behörden deren Beschlagnahme angeordnet hatten, war es dem Verleger Keil gelungen, bis auf wenige Exemplare die gesamte Auflage unter Umgehung der gesetzlichen Vorschriften ins Ausland zu versenden.⁵⁴ Ein Exemplar schickte er auch an den Wiener Buchhändler Gerold und fügte auf der Rechnung die folgende Werbenotiz bei:

Die Aufmerksamkeit, welche dieses Buch /:1846 in ungarischer Sprache in Leipzig bei Keil et Comp. erschienen:/ bei der österreichischen Regierung erregte, die strengen Maßregeln, welche es veranlasste, das sofortige Verbot des Keil'schen Verlags in allen österreichischen Staaten, die Einkerkierung des Verfassers [...], der in Ungarn selbst veranstaltete Nachdruck und endlich das infolge dessen und auf österreichische Reklamation erlassene Druckverbot aller ungarischer Schriften in Sachsen – alle diese Tatsachen sprechen für die Bedeutsamkeit des Buches. – Wir bitten um schnelle Verbreitung!⁵⁵

Solche „frechen“ Bemerkungen, darauf hat bereits Julius Marx hingewiesen, empörten den Polizeipräsidenten Sedlnitzky, der den Buchhändler Ernst Keil ursprünglich nicht sehr streng beurteilt hatte, ganz besonders.⁵⁶

⁵² HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 49, Noten vom 4.3., 16.4.1847. – HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 20, Noten vom 12.3., 24.3., 4.4. und 12.4.1847.

⁵³ HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 49, Noten vom 15.7. und 13.8.1847. – HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 20, Noten vom 31.7. und 7.8.1847.

⁵⁴ HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 49, Noten vom 23.3., 14.4. und 11.11.1847. – HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 20, Noten vom 15.4., 21.4., 10.5. und 23.11.1847.

⁵⁵ HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 49, Note vom 11.11.1847.

⁵⁶ Siehe das Abschlusszitat. – Marx: Österreichs Kampf 23 f. (vgl. Anm. 3).

Die österreichischen Polizei- und Zensurbehörden kämpften nicht nur an der „deutschen“ Front gegen den Bücherschmuggel. Bisweilen mussten auch Maßnahmen gegen die Einschmuggelung verbotener Druckschriften aus der Schweiz, Belgien, Frankreich oder sogar aus den Donaufürstentümern Moldau und Wallachei getroffen werden.⁵⁷ Aber auch die österreichischen Buchhändler selbst waren keine „unbeschriebenen Blätter“, da mehrere Fälle aktenkundig wurden, bei denen sie verbotene Schriften oder Zeitungen bestellt oder direkt an deren Einschmuggelung teilgenommen hatten.⁵⁸ Der Wiener Buchhändler Jakob Dirnböck ließ sogar auf das bei ihm erschienene Werk „Die Französische Revolution und ihre Folgen“ von August Schimmer „Leipzig“ als Verlagsort und eine dort nicht existierende Firma drucken.⁵⁹ Einen brisanten Inhalt zu signalisieren, diente in diesem Fall als Werbemaßnahme und damit in erster Linie der Gewinnsteigerung.

Daraus lässt sich schließen, dass die österreichischen Zensurverhältnisse auch im letzten Jahrzehnt des Vormärz hemmend auf das Erscheinen von wissenschaftlicher und gesellschaftspolitischer Literatur wirkten und die meisten österreichischen Dichter und Wissenschaftler ihre Werke in den Staaten des Deutschen Bundes verlegen ließen.⁶⁰ Die scharfe Zensur, hoher Einfuhrzoll sowie die Langsamkeit im Geschäftsgang zwangen die k. k. Buchhändler gewissermaßen, ihre Existenz auch über solche „illegalen“ Wege zu sichern.

Abschließende Bemerkungen

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die österreichischen Polizei- und Zensurbehörden den Bücherschmuggel zwar zumeist aufdecken konnten und vor allem auch den Ausweichtaktiken und Scheinfirmen zur Umgehung eines Debitsverbots auf die Schliche kamen. Jedoch war das schwerfällige zentralisierte Zensursystem in Österreich der Schnelligkeit und den Distributionsstrategien der „Schmuggler“ auf

⁵⁷ HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 46, Note vom 9.4.1840. – Buchhändler C. G. Vogler aus Brüssel: HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 19, Note vom 29.6.1846. – HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 49, Note vom 10.7.1846. – Moldau und Wallachei: HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 48, Note vom 25.2.1845. – *Ebenda*, Ktn. 49, Note vom 27.12.1847. – Die Schweizer Firmen Orell und Füßli sowie der „Literarische Comptoir“ in Zürich, Schlaepfer in Herisau oder Jenni in Bern schmuggelten zahlreiche Broschüren nach Österreich ein, wie auch die Straßburger Buchhandlungen Silbermann, Schuler oder Schmidt. Vgl. HHStA Wien, Minister-Kolowrat-Akten, Ktn. 210, No. 1805 ex. 1846, Vortrag des Grafen Sedlnitzky vom 7.10.1846. – *Gloss*: Literarische Geheimberichte LXXXVI (vgl. Anm. 7). – *Marx*: Österreichs Kampf 37 f. (vgl. Anm. 3). – *Weyrich*: Zensur als Mittel der Unterdrückung 118 (vgl. Anm. 3).

⁵⁸ Etwa die Lemberger (HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 46, Note vom 9.4.1840), Prager (AVA Wien, PHS, Ktn. 1526, No. 3150 ex. 1843; S 15 IX 1847) oder Wiener Buchhändler (HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 50, Note vom 24.2.1848).

⁵⁹ Das Werk war mit Beschlag belegt und die österreichischen Buchhändler mittels eines Zirkulars von Graf Sedlnitzky ermahnt worden, falsche Angaben auf ihren Verlagsartikeln zu unterlassen. HHStA Wien, StK, NaP, Ktn. 20, Note vom 30.6.1847. – MZA Brno, MSGP, Ktn. 697, No. 4748/4, Sedlnitzky an Stadion, 12.9.1847.

⁶⁰ *Schnattinger*, Harald: Studien zum Wiener Verlagswesen des 19. Jahrhunderts. Wien 1951, 61. – *Menz*, Gerhard: Der europäische Buchhandel seit dem Wiener Kongress. Würzburg 1941, 41.

Dauer nicht gewachsen. Zu oft war es den findigen deutschen Buchhändlern gelungen, das jeweilige Werk in der Habsburgermonarchie vor dem Verbots- oder Beschlagnahmeerlass in Umlauf zu bringen.

Die Verhängung von Debitsverboten wiederum zeigte sich einerseits als effektives Mittel zur Einschüchterung der ausländischen Buchhändler und Verleger, andererseits handelte es sich um eine aufsehenerregende Maßnahme, die das Interesse des Publikums durchaus steigern konnte. Dieses Effekts waren sich Buchhändler wie Julius Campe oder Ernst Keil völlig bewusst – und sie verstanden es, ihn zu nutzen.

Die Starrheit auf Seiten des österreichischen Staates war indessen nicht nur strukturell bedingt. Wenn der Präsident der Polizei- und Zensurhofstelle, Graf Sedlnitzky, das Gesuch des Leipziger Buchhändlers Philipp Reclam um Zurücknahme des gegen ihn verhängten Debitsverbots acht Monate lang unerledigt ließ, war das nicht nur Ausdruck seiner auch aus anderen Kontexten bekannten Langsamkeit.⁶¹ Sein Verhalten kann auch als Verschleppungstaktik gedeutet werden. Dafür, dass es Sedlnitzky primär darum ging, das Verbot nicht anzutasten, spricht nämlich auch die Tatsache, dass Metternich dieses von Sedlnitzky abgelehnte Gesuch unterstützte.

Die Vorgehensweise der österreichischen Zensurbehörden war zwar rigoros, von Willkür kann aber nicht die Rede sein: Vom damaligen Standpunkt aus gesehen, waren ihre Schritte durchaus legitim. Mitunter zeigte sich Sedlnitzky sogar nachsichtig. So verzichtete er im Falle der nachgewiesenen Einschmuggelung der verbotenen Zeitschrift „Grenzbote“ durch die Wiener Buchhandlung Schmidt & Leo – beschwichtigt durch die neu eingerichtete k. k. Zensuroberdirektion – auf Strafamthandlung und beließ es bei einem strengen Verweis.⁶²

Der Bücherschmuggel brachte nicht nur den Verlegern Profit, er bewahrte die verbotenen Autoren auch vor Isolation und ihre Schriften davor, unbekannt zu bleiben und wirkungslos zu verpuffen.⁶³ Zugleich offenbarte er Schwächen des österreichischen Staatssystems, das in zahlreichen antihabsburgischen Pamphleten im Zentrum der Kritik stand. Mittelfristig erreichten die Autoren und Buchhändler ihr Ziel, denn ihre Schriften waren Motor und Ausdruck zugleich der in der Bevölkerung um sich greifenden Politisierung. Als Sprachrohr gegen die Obrigkeit gerichteter Forderungen waren sie ein Wegbereiter der Revolution 1848 und damit der Veränderung des österreichischen Regierungssystems und der Aufhebung der Zensur im Jahre 1848. Während die Protagonisten des Bücherschmuggels ihre oppositionelle Tätigkeit als Notwendigkeit ansahen, hatten sie für die habsburgische Zensurpraxis als Symbol der

⁶¹ Ein interessantes Beispiel dafür, wie Metternich Sedlnitzkys Langsamkeit antizipierte, liefert Julius Marx. Im Konzept einer Note, die er am 3. März 1846 an die Polizeihofstelle in Wien verfasste, ist eine Stelle gestrichen. Demnach hatte Metternich ursprünglich geplant, Sedlnitzky die kaiserliche Genehmigung zur geplanten Maßregelung der Leipziger Buchhandlungen Wigand, Mayer und Reclam einholen zu lassen, um dann bei der sächsischen Regierung einschreiten zu können. Offenbar fürchtete er jedoch, dass der Graf lange zaudern würde, denn in der abgesandten Note vom 4. März 1846 forderte er lediglich dessen Zustimmung, um die Sanktionierung selbst erbitten und Weiteres verfügen zu können. Sedlnitzky antwortete schon tags darauf. Siehe Marx: Österreichs Kampf 18 f. (vgl. Anm. 3).

⁶² HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 50, Note vom 24.2.1848.

⁶³ Ziegler: Literarische Zensur 149 (vgl. Anm. 3).

aus ihrer Sicht überkommenen Ordnung oft genug nur Spott übrig. Dieses Gefühl der Überlegenheit, gepaart mit einer gewissen Freude an der Auseinandersetzung, wird im Verhalten des Verlegers Ernst Keil im Februar 1847 deutlich:

Die Buchhandlung Piller & Comp. in Lemberg schickte unterm 18. v. M. an die Buchhandlung Ernst Keil in Leipzig folgende Abberufung: „Wir ersuchen Sie, alle Zusendungen an uns so lange zu unterlassen, bis nicht das allgemeine Verbot Ihres Verlags in Österreich aufgehoben wird.“ Hierauf antwortete Keil auf demselben Abberufungszettel: „Da werden Sie lange warten können. Wir werden uns nie die Schande antun, ein Buch zu drucken, das in Österreich erlaubt wird.“⁶⁴

⁶⁴ HHStA Wien, StK, NvP, Ktn. 49, Note vom 23.3.1847.

Kristian Mennen

LEERING AT VIENNA

THE SLOVAKS, FRANZ FERDINAND, AND THE ARCHDUKE'S REFORM PLANS

Although it is relatively uncommon in modern historiography to consider personal sympathies, the case of the Austrian Archduke Franz Ferdinand forms a notable exception. Discussions as to whether Franz Ferdinand “hated” or “disliked” the Magyars, or whether he “liked” the Germans or the Czechs, dominated reflections on him by both contemporaries and later historians. The question of his “likes” and “dislikes” becomes more understandable if one considers that his sympathies can not be measured by his political actions for the simple reason that he never went through with these actions. Alexandru Vaida-Voevod's assertion that “He had clear sympathies for the Slovaks, that good peasant people”¹ is certainly informative. It does not, however, offer any clues to practical contacts or specific plans in the political field.

Until now there has been no cohesive study of Franz Ferdinand's contacts with the Slovaks. This can be explained partly by the fact that for his many biographers, his contacts with the Slovaks were seen to be of little relevance. As I will show below, both the contacts themselves and the source materials concerning them are relatively limited. Centring on the politician Milan Hodža, Slovak historiography has not tended to locate his correspondence with Franz Ferdinand in the context of the latter's political views. In her 1983 article, “Milan Hodža and the Politics of Power, 1907-1914”,² the Slovak historian Susan Mikula examines Hodža's plans and motivations, and links these to his ensuing contacts with Franz Ferdinand. Yet she concentrates on their importance for Slovak politics, the article's main subject, and suggests that the contacts were one of several possible political orientations, which gave Hodža and the Slovaks the possibility to exercise some informal political power. In a later contribution, Emilia Hrabovec's approach is still centred on Hodža's perspective on these contacts.³ Both authors are reluctant to explore their possible influence on or repercussions for the Archduke's plans. Given the relative scarcity of unequivocal sources, such a perspective would require more extensive research into

¹ *Franz*, Georg: Alexander Vaida-Voevod und die Reformpläne Erzherzog Franz Ferdinands. In: *Südost-Forschungen* 12 (1953) 278-322, here 184.

² *Mikula*, Susan: Milan Hodža and the Politics of Power, 1907-1914. In: *Kirschbaum*, Stanislav J. (ed.): *Slovak Politics. Essays on Slovak History in Honour of Joseph M. Kirschbaum*. Cleveland 1983, 42-62.

³ *Hrabovec*, Emilia: Milan Hodža und die slowakische “Belvedere-Politik”. In: *Lion*, Michal/*Oravcová*, Marianna (eds.): *Austria slovac. Slovaca austriaca. Dimensionen einer Identität*. Wien 1996, 99-120 (Biblios-Schriften der Österreichischen Nationalbibliothek 167).

Franz Ferdinand's political thought, his ideology and his many different plans, as these are the only background against which his contacts with the Slovaks can be interpreted. A study which would explore the connection between Franz Ferdinand's general political ideas and his actual contacts with Slovak political leaders would allow historians to understand more fully the latter's role and potential influence. Based on such research,⁴ the next pages will strive to contribute to further knowledge in this field of history.

The first part of this paper sketches out Franz Ferdinand's general conceptions and ideological background. His view on the Slovak case is then reviewed predominantly in the light of this general outline. In tracing the establishment of contacts between the Belvedere and the Slovaks and describing the nature of these contacts, the larger scope of the heir to the throne's world view will receive particular attention. The Slovaks' basic political wishes and needs, and their possible importance and contribution to Franz Ferdinand's ideas and reform plans, will be analysed within this wider framework. Throughout the paper I will explain how the Slovaks, although a small and neglected people, were able to attract the Archduke's attention and to contribute to his reform plans.

Franz Ferdinand and his Resentment towards the Magyars

Central to Franz Ferdinand's political thinking was his "Herrschnatur" (ruler's nature)⁵. His ultimate goal or God-given duty was the preservation and restoration of Austria's status as a great power, ensured by the monarch's authoritarian or even reactionary rule in a unitary state. Political conservatism, a Catholic upbringing, distrust of democratic novelties such as universal suffrage, and fear of the new political forces – nationalism and social democracy – constituted his political ideology. Of course, like Franz Josef, he had to take the given conditions into account. It is therefore not impossible that he had become a constitutional monarch in a truly liberal regime. Even then, Franz Ferdinand would not have been a benign Emperor and his undemocratic state ideology would have been rejected by most of his future subjects.⁶

Franz Ferdinand considered Magyar adherence to the Dualist state structure the main obstacle to the Habsburg Monarchy's future as a major power. Blocking auto-

⁴ My research was performed in the Österreichisches Staatsarchiv (OeStA), Vienna, and the Slovenský národný archív [Slovak National Archive, SNA], Bratislava. I owe many thanks to Dr. Georg Hohenberg for his kind permission to study documents from the Nachlaß Erzherzog Franz Ferdinand (NEFF), and to Catherine Forrest for her outstanding textual corrections. Additional research in the state archives in Prague or Budapest could produce more documentation on this subject.

⁵ *Chlumecký*, Leopold von: *Erzherzog Franz Ferdinands Wirken und Wollen*. Berlin 1929, 240. – *Sosnosky*, Theodor von: *Franz Ferdinand. Der Erzherzog-Thronfolger. Ein Lebensbild*. München, Berlin 1929, 237-238.

⁶ *Franz*, Georg: *Erzherzog Franz Ferdinand und die Pläne zur Reform der Habsburger Monarchie*. Brünn, München, Wien 1943, 22-23 (*Südosteuropäische Arbeiten* 35). – *Kisling*, Rudolf: *Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este. Leben, Pläne und Wirken am Schicksalsweg der Donaumonarchie*. Wien, Graz, Köln 1953, 315.

mony to the Czechs or the Poles, this Magyar intransigence drove the Austrian half of the Empire slowly into a permanent state of crisis. Power in Hungary itself was in the hands of the so-called gentry, the lower nobility with a bourgeois liberal ideology. They considered Hungary a unitary nation state, in which minorities only had a right to exist if they recognised Magyar supremacy and assimilated.⁷ Hungarian eagerness for independence increasingly transformed the Habsburg Empire into an "Empire under notice".⁸ Franz Ferdinand's subsequent resentment towards the Magyars can be illustrated with numerous quotations, such as "the Magyar rabble, to which every Hungarian belonged, whether minister, prince, cardinal, bourgeois, or peasant"⁹ or "The Magyars revealed their bad manners a thousand years ago, by coming here from Asia".¹⁰ For the Archduke, the Magyars were also responsible for all other nationality problems in the Empire, especially the German-Czech issue, where they were seen to serve as an example and a source of inspiration.¹¹ It must be noted that his resentment was primarily directed against the ruling class, and only to a lesser extent against the common Magyars.¹² Franz Ferdinand did not distinguish between the relatively loyal '67er' and the radical '48er' Magyar parties, as both camps sought Hungarian independence by different means. As this paper describes the Archduke's world view, it will disregard differences in the outlook of both groups. The Archduke's resentment towards the Magyar ruling class must be considered as a constant in his political thinking.¹³ His frequent political turns from 1905 onwards were nothing more than variations with regard to the means with which he planned to bring an end to Magyar supremacy, and they have caused extensive speculative discussions in historiography regarding his real political programme.¹⁴

⁷ Okey, Robin: *The Habsburg Monarchy c. 1765-1918. From Enlightenment to Eclipse*. Basingstoke 2001, 313-314.

⁸ *Allmayer-Beck*, Johann Christoph: *Ministerpräsident Baron Beck. Ein Staatsmann des alten Österreich*. Wien 1956, 162. – *Franzel*, Emil: *Franz Ferdinand d'Este. Leitbild einer konservativen Revolution*. Wien 1964, 79. – *Popovici*, Aurel C.: *Die Vereinigten Staaten von Groß-Österreich. Politische Studien zur Lösung der nationalen Fragen und staatsrechtlichen Krisen in Österreich-Ungarn*. Leipzig 1906, 156.

⁹ *Kiszling*: *Erzherzog Franz Ferdinand* 83 (cf. fn. 6). – Letter, Franz Ferdinand to Max Vladimir Beck, 30 July 1904, as quoted in: *Kann*, Robert A.: *Franz Ferdinand der Ungarnfeind?* In: *Idem*: *Erzherzog Franz Ferdinand Studien*. Wien 1976, 100-126, here 114-115 (Veröffentlichungen des Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts 10).

¹⁰ SNA, Čsl. légie, kart. 23, inv. č. 16, 2. Obsah rozhovoru s F. F. dňa 14. marca 1913 od 9-9.35 hod [Résumé of a conversation with F. F. on 14 March 1913, 9.00-9.35 h].

¹¹ *Kann*, Robert A.: *Emperor William II and Archduke Francis Ferdinand in their Correspondence*. In: *American Historical Review* 57 (1952) 332-352, here 334. – Letter, Franz Ferdinand to Alois von Aehrenthal, 9 April 1909. In: *Wank*, Solomon (ed.): *Aus dem Nachlaß Aehrenthal. Briefe und Dokumente zur österreichisch-ungarischen Innen- und Außenpolitik 1885-1912*. Vol. 2: 1907-1912. Graz 1994, 665 (Quellen zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts 6).

¹² *Chlumecký*: *Erzherzog* 208-209 (cf. fn. 5). – *Kann*: *Franz Ferdinand der Ungarnfeind?* (cf. fn. 9). – *Sosnosky*: *Franz Ferdinand* 55, 62-63 (cf. fn. 5).

¹³ *Czernin*, Ottokar: *Im Weltkriege*. Berlin, Wien 1919, 49. – *Weissensteiner*, Friedrich: *Franz Ferdinand. Der verhinderte Herrscher. Zum 70. Jahrestag von Sarajewo*. Wien 1983, 176-178.

¹⁴ *Chlumecký*: *Erzherzog* 173-183, 217-226 (cf. fn. 5). – *Franz*: *Erzherzog Franz Ferdinand*

Because of his position as heir to the throne, Franz Ferdinand was not yet able to push through the reforms he deemed necessary to ensure the Monarchy's survival. Until his premature death in 1914, he could only prepare steps against the Magyars, supported by his personal military chancellery, ably led by Alexander Brosch von Aarenau. The military chancellery solicited information about all possible military and political questions and gathered an endless stream of suggestions and memoranda for a future political course. The so-called Belvedere Circle must be considered as a kind of think-tank for the discontented, where, unlike in the Emperor's Circle, people without official functions were asked for their opinions. The accession to the throne was its focal point, which was to be prepared carefully. This political workshop did not have any official power and was regularly disappointed by the ruling Emperor's decisions. However, its influence as the future monarch's representative could not be ignored. In the period between 1906 and 1914, the Belvedere Circle's plans were manifold. One can only speculate as to which of these possible policies Franz Ferdinand would have selected after his accession.¹⁵ For this reason, I will focus solely on the Slovaks' role within these changing political plans, which can be retraced in the documents.

For a while, Franz Ferdinand considered a trialist solution.¹⁶ Trialism was essentially nothing more than the restoration of the medieval triune kingdom of Croatia, Slavonia, and Dalmatia. This unity, which would straddle the Austrian-Hungarian border, could also include the regions of Bosnia and Herzegovina, and possibly Istria and Krain. Such a kingdom would not only establish a third element in addition to Austria and Hungary; it also promised a solution to the South Slav problem within the Habsburg Empire, instead of outside of it in a Serbian-dominated entity. In a trialist construction, the Catholic "Croats, who were loyal to the Emperor" would be the dominant element.¹⁷ The October 1905 Rijeka Resolution "shook Franz Ferdinand's trust in the Croats' loyalty to the Emperor". This resolution established the Serb-Croat coalition in Croatia, in co-operation with Budapest, and stated that South Slavs and Magyars had to combat Austrian centralism together. This development is generally considered the point at which Franz Ferdinand abandoned the trialist project.¹⁸ If the South Slavs could not be relied on, it would be futile to compli-

66-80, 116-117 (cf. fn. 6). – *Kiszling*: Erzherzog Franz Ferdinand 251-260 (cf. fn. 6). – *Polatschek*, Max: Franz Ferdinand. Europas verlorene Hoffnung. Wien, München 1989, 229-249.

¹⁵ *Kann*, Robert A.: Franz Ferdinand und die Gegenwart. In: *Idem*: Erzherzog Franz Ferdinand Studien, 15-25, here 16 (cf. fn. 9). – *Sitte*, Martha: Alexander von Brosch, der Flügeladjutant und Vorstand der Militärkanzlei des Thronfolgers Franz Ferdinand. Unpublished typescript. Universität Wien 1961, 119.

¹⁶ *Franz*: Erzherzog Franz Ferdinand 77-80 (cf. fn. 6). – *Höglinger*, Felix: Ministerpräsident Heinrich Graf Clam-Martinic. Graz, Köln 1964, 215. – *Sosnosky*: Franz Ferdinand 75 (cf. fn. 5).

¹⁷ *Chlumecký*: Erzherzog 177-178 (cf. fn. 5). – Letter, Franz Ferdinand to Leopold Berchtold, 1 February 1913, quoted in: *Kann*, Robert A.: Erzherzog Franz Ferdinand und Graf Berchtold als Außenminister, 1912-1914. In: *Mitteilungen des österreichischen Staatsarchivs* 22 (1969) 246-278, here 259.

¹⁸ *Hickl*, Elisabeth: Erzherzog Franz Ferdinand und die Rumänienpolitik Österreich-Ungarns.

cate the Dualist system by the inclusion of a third element in the Austro-Hungarian constitution.¹⁹ In the following years, Franz Ferdinand effectively continued to use the trialist option as a means of upholding relations with Croat nationalists, but above all as a “very good means of frightening” the Magyar ruling class.²⁰

At the time when the trialist solution became discredited in Franz Ferdinand’s eyes, a new possibility occurred to him.

The Romanian Connection

As the Romanian politician Vaida-Voevod asserted, his contacts with Franz Ferdinand began in 1905 with a deliberate plan to bring the manuscript of Aurel C. Popovici’s book, “Die Vereinigten Staaten von Groß-Österreich”, to the Archduke’s attention. In Vaida-Voevod’s Viennese network, Franz Ferdinand was the only member of the Imperial family who was thought to be receptive to these ideas.²¹ The connection was established through Franz Ferdinand’s confidant Max Vladimir Beck. Beck was quite positive about the Romanians’ political ideas, and arranged the correspondence between Brosch and Vaida-Voevod from April 1906 onwards.²²

Vienna had not been completely ignorant about the nationalities issue in Hungary before that date. After 1867, the nationality question beyond the Leitha had become an internal Hungarian matter. Nobody informed Emperor Franz Josef about the Slovak situation in Hungary, and, as a consequence, he overlooked their fate.²³ The Magyar ruling class was relatively successful in promoting its state ideology, both

Unpublished typescript. Universität Wien 1964, 42. – *Kiszling*: Erzherzog Franz Ferdinand 121-122 (cf. fn. 6).

¹⁹ *Csoklich*, Fritz: Das Nationalitätenproblem in Österreich-Ungarn und die Christlichsoziale Partei. Unpublished typescript. Universität Wien 1952, 157-165. – *Hodža*, Milan: Federation in Central Europe. Reflections and Reminiscences. London 1942, 32. – OeStA, Haus-, Hof- und Staatsarchiv (HHStA), NEFF, Karton (K.) 12, fol. 689. Ottokar Czernin, Memorandum, Über die Lösung der ungarischen Frage, 11 May 1911. – OeStA, Kriegsarchiv (KA), Nachlaß Bardolff (NBa), B/207, K. 8a, fol. 11. Carl von Bardolff: Franz Ferdinand und sein Kreis.

²⁰ *Sosnosky*: Franz Ferdinand 86 (cf. fn. 5). – OeStA, KA, Nachlaß Brosch (NBr), B/232:4, fol. 22. Telegram, Franz Ferdinand to Brosch, 10 January 1910. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 11, fol. 374. Letter, Brosch to Franz Ferdinand, 11 January 1911.

²¹ *Hitchins*, Keith (ed.): The Nationality Problem in Austria-Hungary. The Reports of Alexander Vaida to Archduke Franz Ferdinand’s Chancellery. Leiden 1974, xi (Studien zur Geschichte Osteuropas 18). – OeStA, HHStA, NEFF, K. 9, fol. 92. Letter, Beck to Franz Ferdinand, 8 April 1906.

²² *Allmayer-Beck*: Ministerpräsident Baron Beck 99 (cf. fn. 8). – *Constantinescu*, Miron: Partisans et adversaires roumains de la „Grossösterreich“ en Transylvanie (1905-1917). In: Nouvelles études d’histoire 3 (1965) 345-362, here 346-349. – *Hitchins*: The Nationality Problem in Austria-Hungary. Reports of Alexander Vaida xi-xii (cf. fn. 21). – OeStA, HHStA, NEFF, K. 9, fol. 73. Letter, Beck to Franz Ferdinand, 19 March 1906.

²³ *Galandauer*, Jan: Belvederská epizoda v životě a paměti Milana Hodži [The Belvedere episode in Milan Hodža’s life and memories]. In: *Pekník*, Miroslav (ed.): Milan Hodža. Štátník a politik [Milan Hodža. Statesman and Politician]. 3., revised edition. Bratislava 2002, 85-94, here 88. – *Kollár*, Karol: Das Wirken von Milan Hodža in Wien. In: *Lion/Oravcová* (eds.): Austria slovac 121-131, here 127 (cf. fn. 3). – *Margutti*, Albert von: Vom alten Kaiser. Leipzig, Wien 1921, 259-268.

abroad and in Austrian political circles. Franz Ferdinand's letters and documents before 1905 mention the national minorities in Hungary only as passive victims of Magyar domination.²⁴ Popovici's book, however, did not restrict its references to the mere presence of different nationalities, but portrayed them as active political players and a potential political factor in Hungary. This vision of a political opposition within Hungary coincided with Franz Ferdinand's first contacts with Vaida-Voevod and his "Romanian National Party", a potential opposition to the Magyars. The heir to the throne must have been pleased with the information that a political opposition to the Magyar gentry already existed in Hungary. At that very moment, Hungary ceased to be a monolithic adversary in his eyes, and became a new political scene, in which he had supporters as well as adversaries.²⁵ The national minorities could be useful informants on the political events in Hungary, and trustworthy allies in the future struggle with the Magyar gentry.²⁶ The book "Die Vereinigten Staaten von Groß-Österreich" stated that the nationalities were large in number and stood firmly behind the Great Austrian programme.²⁷

Popovici's plan combined the vision of a federal state with a strong central power. According to his plan the Habsburg Empire would be divided into national units based on ethnographical borders. Slovakia (Slowakenland) was identified as one of them, and the lands of the Hungarian Crown were to be dismembered. As this was a rather radical solution, which did not consider the historical Crown Lands at all, it seems unlikely that Franz Ferdinand would ever have adopted the plan.²⁸ Given his political ideas, the Archduke probably favoured the passages in which Popovici referred to a centralist constitution, the powers of the Emperor and a centralised legislative and administrative power. A future Emperor who would introduce these reforms would be hailed as the liberator of the oppressed nationalities.²⁹ All this may have inspired Franz Ferdinand in his reform plans. Although his concept of a new Great Austria was more centralist than Popovici's, and in his ideal Empire, all nationalities would be without rights equally, the plan could nevertheless be used as a catchword and a shared basis for cooperation with the nationalities in Hungary.³⁰

Magyar demands in military matters presented a first opportunity for actual political cooperation. Franz Ferdinand considered the introduction of the Magyar language into the Austro-Hungarian common army as a threat to the Empire's unity; the Romanian minority feared that the army would become yet another instrument of magyarisation.³¹ After Vaida-Voevod made a dynastic-minded speech on this army

²⁴ *Chlumecký*: Erzherzog 221-224 (cf. fn. 5). – *Kann*: Franz Ferdinand der Ungarnfeind? 113-119 (cf. fn. 9).

²⁵ *Galandauer*: Belvederská epizoda 88 (cf. fn. 23). – SNA, Čsl. légie, kart. 23, inv. č. 16, 2. Obsah rozhovoru s F. F. (cf. fn. 10).

²⁶ *Franz*: Erzherzog Franz Ferdinand 47 (cf. fn. 6). – OeSTA, HHStA, NEFF, K. 12, fol. 351. Letter, Czernin to Franz Ferdinand, 17 December 1908.

²⁷ *Popovici*: Die Vereinigten Staaten von Groß-Österreich 154-155, 334-335 (cf. fn. 8).

²⁸ *Kiszling*: Erzherzog Franz Ferdinand 255 (cf. fn. 6).

²⁹ *Popovici*: Die Vereinigten Staaten von Groß-Österreich 330-332, 427 (cf. fn. 8).

³⁰ *Sosnosky*: Franz Ferdinand 71 (cf. fn. 5).

³¹ *Kiszling*: Erzherzog Franz Ferdinand 132 (cf. fn. 6). – OeStA, KA, Militärkanzlei Franz

question in the Hungarian parliament, he was invited for an audience with Franz Ferdinand on the 28th of February 1907.³² Although Brosch's first impressions of the Romanian politician were not particularly favourable,³³ the army question proved to be a suitable basis for further cooperation. Vaida-Voevod became an important informer for the military chancellery and drew the Belvedere's attention to other representatives of the Hungarian nationalities, who he thought should be approached. He obtained audiences not only for his Romanian colleagues, such as Aurel Popovici, but also for the Carpathian German Edmund Steinacker and for the Slovak Milan Hodža.³⁴

The Slovak Contacts: General Outline

In describing the actual contacts between the Slovaks and Franz Ferdinand's circle, our attention must be restricted to Milan Hodža. Kornel Stodola is often mentioned as a member of the Belvedere Circle, but as he never met Franz Ferdinand himself, and as his activities in the Great Austrian group only began after he moved to Vienna in 1913, I will ignore his contribution.³⁵ In 1905, the Slovak National Party began to participate actively in the Budapest parliamentary proceedings. The Slovaks were highly appreciated among the opposition parties,³⁶ but as the connection to the Belvedere Circle was more a personal concern of Hodža, direct contacts between the Belvedere Circle and the Slovak National Party were not established until 1913.

Although Milan Hodža was recommended by Vaida-Voevod as a major Slovak representative, an invitation to present himself at an audience with Franz Ferdinand was not immediately forthcoming. Hodža himself claimed that this delay was due to his democratic ideals concerning universal suffrage. Contacts with the Slovak politician, although advocated by Brosch himself, were supposedly hindered by Franz Ferdinand's aristocratic environment.³⁷ In my opinion, an occasion was required before any contact could occur. The so-called Černová tragedy, in which 15 Slovak

Ferdinand (MKFF), K. 200. Letter, Vaida-Voevod to Brosch, 5 March 1908. – Letter, Franz Ferdinand to Aehrenthal, 9 April 1909. In: *Wank: Aus dem Nachlaß Aehrenthal*, vol. 2, 665 (cf. fn. 11).

³² *Franz*: Alexander Vaida-Voevod 179 (cf. fn. 1). – *Hitchins*: The Nationality Problem in Austria-Hungary. Reports of Alexander Vaida xii (cf. fn. 21).

³³ OeStA, HHStA, NEFF, K. 10, fol. 430. Letter, Brosch to Franz Ferdinand, 29 April 1907.

³⁴ *Franz*: Alexander Vaida-Voevod 179-180 (cf. fn. 1). – *Hitchins*: The Nationality Problem in Austria-Hungary. Reports of Alexander Vaida xii (cf. fn. 21). – OeStA, HHStA, NEFF, K. 10, fol. 430. Letter, Brosch to Franz Ferdinand, 29 April 1907.

³⁵ *Franz*: Erzherzog Franz Ferdinand 70 (cf. fn. 6). – *Pekník*, Miroslav: Milan Hodža a slovenská politika v predvojnových mesiacoch roku 1914 a v prvom období vojny [Milan Hodža and Slovak Politics in the Pre-War Months of 1914 and during the First Phase of the War]. In: *Idem* (ed.): Milan Hodža 131-156, here 146-147 (cf. fn. 23).

³⁶ *Franz*: Erzherzog Franz Ferdinand 62 (cf. fn. 6). – *Redlich*, Josef: Schicksalsjahre Österreichs 1908-1919. Vol. 1: 1908-1914. Graz, Köln 1953, 230-231 (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 39). – OeStA, HHStA, NEFF, K. 15, fol. 498. Letter, József Kristóffy to Franz Ferdinand, 7 May 1907. – OeStA, KA, MKFF, K. 205, 205/42. Memorandum by Szakodczai, undated.

³⁷ *Hodža*: Federation in Central Europe 41-43 (cf. fn. 19).

civilians were killed by Hungarian gendarmes, served as such an occasion.³⁸ The incident on the 27th of October 1907 was connected to the nationalist priest Andrej Hlinka's imprisonment, and caused reverberations in Austrian public opinion and the Austrian parliament. A motion in the Austrian parliament, calling on the Hungarian government to respect the 1868 nationalities law in the interest of the Monarchy as a whole, was dismissed as interference in Hungarian internal affairs.³⁹ In the Hungarian parliament, Hodža made a speech against the officials who were responsible. Within a few days, through the mediation of Vaida-Voevod, Hodža was invited to an audience at the Belvedere.⁴⁰ At the time, this was considered as a small sensation: Hodža, a young, Protestant deputy with democratic ideas on universal suffrage, did not correspond to the image of Franz Ferdinand's usual advisors.⁴¹ The Belvedere, however, needed a Slovak version of the Černová tragedy. Brosch and Franz Ferdinand valued Hodža's account of the shooting highly, as a foil to the Magyar response.⁴² Behind the scenes Franz Ferdinand intervened with the church authorities on behalf of the accused Andrej Hlinka.⁴³

Until the eve of Sarajevo, Hodža was to remain one of the Belvedere's most important informers on political events in Hungary. According to Mikula's and Hrabovec's description of Hodža's motives,⁴⁴ he realised that the Slovaks could not continue their national struggle without outside support. Their common resentment towards the Magyars was sufficient to forge an alliance with the heir to the throne.⁴⁵ When Franz Ferdinand would come to power in the near future, both the Slovaks and Hodža himself would be in a powerful position.⁴⁶ Of course, Hodža realised that the Slovaks were merely an instrument for the Archduke, and that the future Emperor's programme would never fulfil the Slovaks' wishes entirely. However, as almost any political change would be an improvement to the current situation, and

³⁸ *Galandauer*: Belvederská epizoda 89 (cf. fn. 23). – *Kollár*: Das Wirken von Milan Hodža 128 (cf. fn. 23).

³⁹ *Allmayer-Beck*: Ministerpräsident Baron Beck 205 (cf. fn. 8). – *Chlumecký*: Erzherzog 217 (cf. fn. 5). – *Jászi*, Oszkár: The Dissolution of the Habsburg Monarchy. Chicago 1929, 324. – Stenographische Protokolle über die Sitzungen des Hauses der Abgeordneten des Österreichischen Reichsrates. 18 (1907/08), 49. and 50. Sitzung, 16 and 17 December 1907, 3508–3509, 3570–3573.

⁴⁰ *Franz*: Alexander Vaida-Voevod 180 (cf. fn. 1). – Letter, Vaida-Voevod to Brosch, 30 October 1907. In: *Hitchins*: The Nationality Problem in Austria-Hungary. Reports of Alexander Vaida 21 (cf. fn. 21).

⁴¹ *Galandauer*: Belvederská epizoda 89–90 (cf. fn. 23).

⁴² OeStA, HHStA, NEFF, K. 10, fol. 472, 482. Letters, Brosch to Franz Ferdinand, 5 and 7 November 1911.

⁴³ *Hromják*, Luboslav: L'arciduca ereditario Francesco Ferdinando d'Este e i popoli d'Ungheria con particolare riferimento agli slovacchi dalla prospettiva della Santa Sede [Archduke Franz Ferdinand d'Este and the Nationalities of Hungary with Particular Reference to the Slovaks from the Holy See's Perspective]. In: *Hrabovec*, Emilia / *Katrebova-Blehova*, Beata (eds.): Slowakei und Österreich im 20. Jahrhundert. Eine Nachbarschaft in historisch-literarischer Perspektive. Wien, Berlin 2008, 57–70, here 64–66 (Europa Orientalis 3).

⁴⁴ *Hrabovec*: Milan Hodža 99–103 (cf. fn. 3). – *Mikula*: Milan Hodža 42–62 (cf. fn. 2).

⁴⁵ *Franz*: Erzherzog Franz Ferdinand 73–74 (cf. fn. 6).

⁴⁶ *Ibid.* 89.

as his Belvedere orientation would ensure the Slovak factor in that change, this policy was justifiable.⁴⁷

This does not mean that Hodža's political line was in any way generally accepted among Slovak nationalists. The Belvedere orientation began as his own personal project, and it had to be enforced over other possible options, such as co-operation with the Czechs or with Russia. Not without reason, his colleagues and even his close friends doubted its effect.⁴⁸ The Slovak National Party leadership abandoned its opposition only after its audience with Franz Ferdinand on 14 March 1913.⁴⁹

A large part of Hodža's correspondence with the Belvedere Circle consists of information about political circumstances in Hungary and Croatia. He repeatedly accentuated Austria-Hungary's importance for the survival of the Slovak nation.⁵⁰ Slovak nationalism was presented as being truly faithful to the Habsburg cause.⁵¹ Hodža's description of the Slovak people's veneration of the Archduke, according to which he already assumed a saintly status, is partly exaggerated.⁵² Franz Ferdinand had to be convinced of the Slovaks' loyalty to the Habsburgs. On the other hand, Hodža's personal loyalty to and faith in Franz Ferdinand and his plans should not be underestimated. Their relations never became as emotional as the Romanians', with Popovici allegedly surrounding himself with images of Franz Ferdinand and with the Archduke becoming a liberator in the common people's eyes.⁵³ Yet after the Sarajevo events, the Slovak national leadership was certainly severely disoriented and utterly despondent.⁵⁴

The introduction of universal suffrage in Hungary was a recurring theme in Hodža's correspondence with the Archduke's military chancellery. Its practical application in Franz Ferdinand's political programme in Hungary will be discussed below. In his talks with Franz Ferdinand, Hodža had probably never touched on the

⁴⁷ *Hrabovec*: Milan Hodža 99-100 (cf. fn. 3). – *Kováč*, Dušan: Milan Hodža. Od Belvederského kruhu k myšlienkam federácie v 2. svetovej vojne [Milan Hodža. From the Belvedere Circle to the Federation Ideas during the Second World War]. In: *Pekník* (ed.): Milan Hodža 111-116, here 113 (cf. fn. 23). – *Mikula*: Milan Hodža 53, 58-59 (cf. fn. 2). – OeStA, HHStA, NEFF, K. 117, 117. Magyarische Politik, 1914.

⁴⁸ *Dangl*, Vojtech: Postoj Milana Hodžu k niektorým vojenskopolitickým otázkam pred prvou svetovou vojnou [Milan Hodža's Approach to Some Military Political Questions Before the First World War]. In: *Pekník* (ed.): Milan Hodža 117-130, here 127 (cf. fn. 23). – *Mikula*: Milan Hodža 54-55 (cf. fn. 2). – *Pekník*: Milan Hodža a slovenská politika 131-135 (cf. fn. 35).

⁴⁹ *Kollár*: Das Wirken von Milan Hodža 129 (cf. fn. 23). – *Mikula*: Milan Hodža 54 (cf. fn. 2). – *Pekník*: Milan Hodža a slovenská politika 134 (cf. fn. 35).

⁵⁰ SNA, Čsl. légie, kart. 23, inv. č. 16, 4. Obsah rozhovoru s F. F. [Résumé of a conversation with F. F.].

⁵¹ *Hrabovec*: Milan Hodža 104 (cf. fn. 3). – *Kiszling*: Erzherzog Franz Ferdinand 227-228 (cf. fn. 6). – OeStA, HHStA, NEFF, K. 10, fol. 517. Letter, Brosch to Franz Ferdinand, 30 November 1907.

⁵² OeStA, HHStA, NEFF, K. 15, Letters from Milan Hodža 1907-1910 (Hodža), M18. Letter, Hodža to Brosch, 13 May 1909.

⁵³ *Schüssler*, Wilhelm: Ein Hanseat sah das alte Österreich. Erinnerungen. In: *Südost-Forschungen* 14 (1955) 215-222, here 218-219. – OeStA, KA, NBr, N/232:11, fol. 625-626. Letter, Vaida-Voevod to Brosch, 7 July 1914.

⁵⁴ *Kollár*: Das Wirken von Milan Hodža 130 (cf. fn. 23). – *Pekník*: Milan Hodža a slovenská politika 137 (cf. fn. 35).

social theme of land reform. He claims in his memoirs that he did so, unsuccessfully, but this is not confirmed by any letter or other document.⁵⁵ Another difficult issue was the Czech-Slovak connection. Among the Slovaks, co-operation with the Czechs was a favoured political strategy. For the Slovak National Party, it was deemed the most realistic option for the future, and it also loomed large in the background of Hodža's Belvedere orientation.⁵⁶ For him, his current policy was only one of several alternatives. In retrospect, Hodža claims that he always favoured the Czech-Slovak solution, but as Franz Ferdinand was known to dislike the Czechs, this solution would never have been viable.⁵⁷ The Archduke himself was probably all too aware of the Czech-Slovak connection, if only because the Czechs were the most active solicitors for the Slovak cause in the Austrian parliament, and many Slovak politicians were denounced as "Prague pilgrims" by the Magyar press.⁵⁸ But, as it was never brought up by his Slovak informant, it was not an issue for him, and he never mentioned this possibility.⁵⁹

The Slovak Contacts: Themes and Political Projects

Hitherto the issue of universal suffrage had been a means for Emperor Franz Josef to put pressure on the Magyar gentry. After a brief interval in 1905-1906, in which the first legal proposals to this effect were put forward, the Emperor retreated from the full-scale reintroduction of absolutism in Hungary.⁶⁰ He agreed not to introduce universal suffrage, in exchange for concessions from the Magyar nationalists in the army question.⁶¹ Hodža advocated a democratic suffrage reform on principle. For Franz Ferdinand, however, such a reform was only one possible means to break the Magyar ruling class's power and to enhance dynastic power.⁶² Hodža presented his democratic ideals with the Archduke's views in mind and described the Magyar gentry's fear of a fair suffrage reform.⁶³ Magyar politicians eventually agreed on a corrupted suffrage reform, which was adopted by parliament in March 1913. The nationalities' representatives protested vociferously against this reform and tried to prevent its passing through their allies in Vienna, but Franz Ferdinand was unable to

⁵⁵ *Franz*: Erzherzog Franz Ferdinand 67 (cf. fn. 6). – *Hodža*: Federation in Central Europe 49 (cf. fn. 19).

⁵⁶ *Mikula*: Milan Hodža 57-58 (cf. fn. 2).

⁵⁷ *Hodža*: Federation in Central Europe 37 (cf. fn. 19). – *Hrabovec*: Milan Hodža 102-106 (cf. fn. 3).

⁵⁸ OeStA, HHStA, NEFF, K. 148. Ungarnfeindliche Hetzen. In: Pester Lloyd, 4 July 1907. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 117, 82. Magyarische Politik.

⁵⁹ OeStA, KA, Nachlaß Bardolff (NBa), K. 8a, fol. 14. *Bardolff*: Franz Ferdinand und sein Kreis.

⁶⁰ *Franz*: Erzherzog Franz Ferdinand 56 (cf. fn. 6). – *Vermes*, Gabor: István Tisza. The Liberal Vision and Conservative Statecraft of a Magyar Nationalist. New York 1985, 115-125 (East European Monographs 184).

⁶¹ *Jászi*: The Dissolution of the Habsburg Monarchy 362 (cf. fn. 39).

⁶² *Ibid.* 123. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 15, fol. 588. Letter, Kristóffy to Franz Ferdinand, October 1907.

⁶³ *Mikula*: Milan Hodža 49 (cf. fn. 2). – OeStA, HHStA, NEFF, K. 15, Hodža, M9. Letter, Hodža to Brosch, 7 March 1908.

exert influence on political decisions.⁶⁴ According to contemporaries, Franz Ferdinand might have abandoned the nationalities and the project of universal suffrage, as soon as he had obtained enough concessions from the Magyars. The Archduke was certainly not democratically-minded and had no reason to advocate universal suffrage on principle. Many letters do indicate the use of universal suffrage as merely a means, rather than a goal.⁶⁵ Faced with this threat, "the Magyars will eat humble pie and will humbly beg for the Crown's grace".⁶⁶ Concern for the nationalities' well-being was even more foreign to his ideology: the minorities were never more than "my Emperor's 'Landeskinder', on an equal footing with the Hungarians".⁶⁷ However, Franz Ferdinand condemned his uncle's policy on more than one occasion, and the introduction of universal suffrage was raised in every version of his political programmes.⁶⁸ In any case, it was considered the most effective way to fight Magyar supremacy in Hungary.⁶⁹ Thus he must have been resolved to initiate these reforms, at least nominally.

Vaida-Voevod and his democratic Magyar colleague József Kristóffy involved themselves and the Slovaks in large-scale coalition plans. They believed it was possible to form an anti-coalition, in which democratic parties in Hungary would co-operate with the nationalities under imperial and royal protection. In letters from both politicians, excessively optimistic calculations of such an anti-coalition's electoral power are frequently repeated.⁷⁰ Hodža was probably too much of a realist to become involved in these visions. As the nationalities could not exercise real power without royal support, in his view it would make more sense for them to await the "Thronwechsel". Kristóffy did not enjoy any considerable support or popularity in

⁶⁴ OeStA, KA, MKFF, K. 50, Pu/19. Letter, Hodža to Bardolff, 14 October 1912 and letter, Vaida-Voevod to Carl Junker, 24 December 1912. – OeStA, KA, MKFF, K. 200. Der Thronfolger und die Wahlreform. In: *Neue Freie Presse*, 28 December 1912. – Letter, Franz Ferdinand to Leopold Berchtold, 14 January 1914, quoted in: *Kann: Erzherzog Franz Ferdinand und Graf Berchtold* 273 (cf. fn. 17).

⁶⁵ *Allmayer-Beck: Ministerpräsident Baron Beck* 104 (cf. fn. 8). – *Kann, Robert A.: Count Ottokar Czernin and Archduke Francis Ferdinand*. In: *Journal of Central European Affairs* 16 (1956) 117–145, here 134. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 12, fol. 281–282. Letter, Czernin to Franz Ferdinand, 1 March 1908. Grundgedanken einer Verfassung für die Habsburgische Monarchie. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 13, fol. 260. Letter, Czernin to Franz Ferdinand, 3 February 1911. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 12, fol. 675. *Czernin, Memorandum: Über die Lösung der ungarischen Frage*, 11 May 1911.

⁶⁶ OeStA, HHStA, NEFF, K. 11, fol. 385. Letter, Brosch to Franz Ferdinand, 12 January 1910.

⁶⁷ *Margutti: Vom alten Kaiser* 123–124 (cf. fn. 23). – *Weissensteiner: Franz Ferdinand* 166 (cf. fn. 13). – Letter, Franz Ferdinand to Aehrenthal, 20 July 1909. In: *Wank: Aus dem Nachlaß Aehrenthal*, vol. 2, 697 (cf. fn. 11).

⁶⁸ *Eichhoff, Johann Andreas Freiherr von: Die geplante Gründung der „Vereinigten Staaten von Großösterreich“*. In: *Reichspost*, 28 March 1926, 1–3. – *Sosnosky: Franz Ferdinand* 82–86, 97–101 (cf. fn. 5). – OeStA, HHStA, NEFF, K. 117, 4. Gleichberechtigung der Völker in Ungarn und in Cisleithanien, 1904.

⁶⁹ OeStA, KA, NBr, B/232:4, fol. 27. Letter, Brosch to Kristóffy, 10 June 1909. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 12, fol. 724. Advice by Brosch, 1911.

⁷⁰ *Franz: Erzherzog Franz Ferdinand* 56 (cf. fn. 6). – *Franzel: Franz Ferdinand d'Este* 84–85 (cf. fn. 8). – *Hickl: Erzherzog Franz Ferdinand* 55 (cf. fn. 18). – OeStA, KA, NBr, B/232:4, fol. 33. Notes of Kristóffy's lecture, September 1911.

Hungary.⁷¹ Even Vaida-Voevod did not trust Kristóffy's motives,⁷² and the Belvedere Circle generally regarded the prospect of a government led by him as a threat to its negotiations with the Magyar parties.⁷³ Several attempts to include a more influential Magyar party into this anti-coalition were directed and coordinated by the Belvedere Circle, and they demanded Franz Ferdinand's explicit approval.⁷⁴ The nationality parties cooperated with the radical Gyula Justh on the common basis of universal suffrage,⁷⁵ and, upon the Belvedere's advice, they even entered a disastrous electoral agreement with Prime Minister Károly Khuen-Héderváry.⁷⁶

Although the national minorities could not yet claim any political influence in Hungary, their contacts with the heir to the throne at least made them more relevant. The Magyar oligarchy, which was in any case wary of the "Thronwechsel", could not ignore the nationalities any longer.⁷⁷ The minorities' Belvedere policy led to severe conflicts with the Magyar oligarchy. On the one hand, the Magyars tried to scare the nationalities off. After an important speech by Iuliu Maniu on 19 February 1909, this Romanian Member of Parliament was approached by Gyula Andrássy and condemned for his contacts with Vienna. Fruitful negotiations with the nationalities would be possible only after the abandonment of this "leering at Vienna".⁷⁸ This demand for an end to their political contacts and conformity with the Hungarian party system was repeated by István Tisza in 1910.⁷⁹ Prime Minister Khuen-Hé-

⁷¹ Letter, Antal Radó to Aehrenthal, 8 March 1910. In: *Wank*: Aus dem Nachlaß Aehrenthal, vol. 2, 742 (cf. fn. 11).

⁷² *Franz*: Alexander Vaida-Voevod 181 (cf. fn. 1).

⁷³ *Hrabovec*: Milan Hodža 112 (cf. fn. 3). – *Kann*: Franz Ferdinand der Ungarnfeind? 107 (cf. fn. 9). – *Weissensteiner*: Franz Ferdinand 193 (cf. fn. 13). – OeStA, KA, NBr, B/232:4, fol. 22. Telegram, Franz Ferdinand to Brosch, 10 January 1910. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 11, fol. 254 and OeStA, KA, NBr, B/232:2. Telegram, Franz Ferdinand to Brosch, 3 March 1910. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 11, fol. 374. Letter, Brosch to Franz Ferdinand, 11 January 1911.

⁷⁴ *Constantinescu*: Partisans et adversaires roumains 359 (cf. fn. 22). – *Hitchins*, Keith: The Nationality Problem in Hungary: István Tisza and the Romanian National Party, 1910-1914. In: *Journal of Modern History* 53 (1981) 619-651, here 622-630. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 15, Hodža, M19, M28. Letters, Hodža to Brosch, 13 June 1909 and 29 April 1910. – OeStA, KA, NBr, B/232:11, fol. 677-678. Letter, János Zichy to Brosch, 15 January 1910. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 15, fol. 406. Letter, Kristóffy to Franz Ferdinand, 13 July 1909.

⁷⁵ *Franz*: Erzherzog Franz Ferdinand 65 (cf. fn. 6). – OeStA, HHStA, NEFF, K. 15, Hodža, M22. Letter, Hodža to Brosch, 3 November 1909. – OeStA, HHStA, NBr, B/232:4, fol. 18. Telegram, Brosch to Franz Ferdinand, 23 December 1909.

⁷⁶ OeStA, KA, NEFF, K. 15, fol. 513, 522. Letters, Kristóffy to Franz Ferdinand, 30 April and 28 May 1910. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 11, fol. 495, 501. Letters, Brosch to Franz Ferdinand, 7 and 9 June 1910. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 117, 87-88. Magyarische Politik.

⁷⁷ *Allmayer-Beck*: Ministerpräsident Baron Beck 97 (cf. fn. 8). – *Franz*: Erzherzog Franz Ferdinand 89 (cf. fn. 6). – *Kiszling*: Erzherzog Franz Ferdinand 82, 169 (cf. fn. 6). – *Mikula*: Milan Hodža 48 (cf. fn. 2). – OeStA, HHStA, NEFF, K. 140. Független Magyarország, 25 January 1908. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 18, fol. 400-402. *Vaida-Voevod*: Oesterreich im Jubiläumsjahr, December 1908.

⁷⁸ OeStA, HHStA, NEFF, K. 18, fol. 456-461. Report, Vaida-Voevod to Brosch, 19 March 1909. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 115, 2. Memorandum by the Romanian members of the Hungarian parliament, undated.

⁷⁹ *Hitchins*: The Nationality Problem in Hungary. István Tisza 622 (cf. fn. 74). – *Vermes*: István Tisza 139 (cf. fn. 60).

derváry, in his 1910 negotiations for an electoral agreement, tried to bring about an estrangement between the Romanian and the Slovak nationality parties.⁸⁰ In the end, just before World War I, the nationalities' subordination to Magyarisation intensified. The nationalities' parties were "crushed" in the 1910 elections.⁸¹ On the other hand, there were calls for negotiations to reach a compromise on the national question. Prime Minister Sándor Wekerle's overtures in 1907⁸² were a mere prelude to the important Magyar-Romanian talks under István Tisza from 1910 onwards.⁸³ Franz Ferdinand's influence played an important background role in the failure of these talks. While the Magyars tried to reach a compromise and to loosen the nationalities' bond with the heir to the throne, the nationalities stood firm on their essential demands, which would be granted by the new Emperor in due time.⁸⁴ One thing became clear in all these political actions: the heir apparent was able to influence Hungarian politics, but he was not able to direct them. Without royal backing, the supporters of his dynastic policy were rather helpless in the face of Magyar supremacy.

In comparison, Hodža paid much attention to the Hungarian Croats in his communications⁸⁵ and was instrumental in the Belvedere's contacts with Dr. Josip Frank's Rights Party, which opposed the Serb-Croat coalition. He could not reconcile Franz Ferdinand with the Croat case entirely, but he could nevertheless introduce Croat politicians like Stjepan Zagorac and Isidor Kršnjavi to the Archduke.⁸⁶ Somehow, Hodža, and with him the entire Belvedere Circle, totally overlooked the up-and-coming loyal Radić party.⁸⁷ On several occasions, the Belvedere consulted Hodža about Slovak political events when these were mentioned in the Austrian or Hungarian press.⁸⁸ Brosch regularly forwarded Hodža's messages to the heir appa-

⁸⁰ *Ibid.* 139-140. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 15, Hodža, M27. Letter, Hodža to Brosch, 17 February 1910.

⁸¹ OeStA, HHStA, NEFF, K. 15, fol. 524. Letter, Kristóffy to Franz Ferdinand, 7 June 1910. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 136. Ein eingebildeter Sieg. In: Deutsch-ungarischer Volksfreund, 10 June 1910. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 15, Hodža, M31. Letter, Hodža to Brosch, 17 September 1910.

⁸² OeStA, HHStA, NEFF, K. 15, Hodža, M2, M3. Letters, Hodža to Brosch, undated [1 December 1907].

⁸³ *Hitchins*: The Nationality Problem in Hungary. István Tisza 619-651 (cf. fn. 74).

⁸⁴ *Constantinescu*: Partisans et adversaires roumains 354-355 (cf. fn. 22). – *Hickl*: Erzherzog Franz Ferdinand 52, 184-189 (cf. fn. 18). – *Mikula*: Milan Hodža 48 (cf. fn. 2). – *Okey*: The Habsburg Monarchy 359 (cf. fn. 7). – *Vermes*: István Tisza 141, 209 (cf. fn. 60). – *Williamson*, Samuel R.: Influence, Power, and the Policy Process: the Case of Franz Ferdinand, 1906-1914. In: *The Historical Journal* 17 (1974) 417-434, here 432.

⁸⁵ *Mikula*: Milan Hodža 47 (cf. fn. 2). – OeStA, HHStA, NEFF, K. 15, Hodža, M2, M4, M11, M19. Letters, Hodža to Brosch, undated [12 December 1907, 21 March 1908, 13 June 1909].

⁸⁶ *Chlumecký*: Erzherzog 202 (cf. fn. 5). – OeStA, HHStA, NEFF, K. 15, Hodža, M11. Letter, Hodža to Brosch, 21 March 1908.

⁸⁷ At least, during my research in the NEFF I never found one reference to Radić or his party, but in order to be certain on this point, the subject will need more attention and additional research.

⁸⁸ OeStA, KA, MKFF, K. 33, Pb/19. Letter, Brosch to Vaida-Voevod and Hodža, 10 September 1910. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 15, Hodža, M31. Letter, Hodža to Brosch, 17 September 1910.

rent, usually with a positive comment.⁸⁹ A correspondence from the year 1911 is illustrative of Franz Ferdinand's attitude: the military chancellery was informed about anti-Habsburg propaganda in the Slovak community in the United States initiated by the emigré Slovak, Rovnianek. Franz Ferdinand's indecision is revealed by his initial scribbled comment on Brosch's covering letter: "What can one do? What do you think?" To Brosch's subsequent recommendation to contact Hodža on this matter the Archduke responded with the words "Yes! Fully agree. E. Fr."⁹⁰ In reaction, Hodža claimed that Rovnianek's influence was negligible and that the majority of Slovak Americans were loyal to the Habsburgs.⁹¹ This example shows just how important it was for the Belvedere to have a Slovak informant and how the latter's contributions were valued by Franz Ferdinand himself.

In April 1909, Hodža brought up the following issue for discussion. Andrassy, who as Hungarian interior minister was responsible for the drafting of a corrupted suffrage bill, was to receive an audience with both Emperor Franz Josef and his heir. Franz Ferdinand had refused such a request before, but yielded to pressure from foreign minister Alois von Aehrenthal and others.⁹² Hodža argued that the meeting would lead to doubts and a "desperate panic" among the Archduke's loyal followers in Hungary.⁹³ He warned that it would confirm Andrassy's position of power in Hungary, regardless of the actual content of the conversation.⁹⁴ The Belvedere Circle considered Andrassy and Tisza Hungary's most dangerous politicians.⁹⁵ Hodža suggested that the Magyar coalition leaders were in any case favoured in Vienna. Why could Franz Ferdinand or Aehrenthal not receive loyal Romanian or Slovak representatives in public, just as he received Kossuthists?⁹⁶ Hodža's exposé on this matter was highly valued by the Archduke and his circle, and there was even a proposal to forward it to the Foreign Minister.⁹⁷ Furthermore, Brosch supported the idea of a public audience for the Romanian Maniu, because of its effect on Slovak and Romanian public opinion.⁹⁸ After the Andrassy audience, Franz Ferdinand tried to

⁸⁹ OeStA, HHStA, NEFF, K. 10, fol. 703. Letter, Brosch to Franz Ferdinand, 21 April 1909. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 11, fol. 185. Letter, Brosch to Franz Ferdinand, 13 October 1911.

⁹⁰ OeStA, KA, MKFF, K. 50, Pu/12. Letter, Imre Vodicska to Brosch, 6 January 1911.

⁹¹ OeStA, KA, MKFF, K. 50, Pu/12. Bericht Hodža's über die Slovaken in Amerika und Mr. Rovnianek's Tätigkeit, February 1911.

⁹² Letters, Franz Ferdinand to Aehrenthal, 8 September 1907 and 9 April 1909. In: *Wank: Aus dem Nachlaß Aehrenthal*, vol. 2, 539, 665 (cf. fn. 11).

⁹³ OeStA, HHStA, NEFF, K. 15, Hodža, M16. Letter, Hodža to Brosch, 8 April 1909.

⁹⁴ OeStA, HHStA, NEFF, K. 15, Hodža, M18. Letter, Hodža to Brosch, 13 May 1909.

⁹⁵ *Kann: Franz Ferdinand der Ungarnfeind?* 113–115 (cf. fn. 9). – *Kiszling: Erzherzog Franz Ferdinand* 108–110, 227–228 (cf. fn. 6). – *Redlich: Schicksalsjahre Österreichs*, vol. 1, 14 (cf. fn. 36). – OeStA, HHStA, NEFF, K. 10, fol. 695. Letter, Brosch to Franz Ferdinand, 20 April 1909.

⁹⁶ OeStA, HHStA, NEFF, K. 15, Hodža, M16. Letter, Hodža to Brosch, 8 April 1909. – Letter, Vaida-Voevod to Brosch, 8 May 1909. In: *Hitchins: The Nationality Problem in Austria-Hungary*. Reports of Alexander Vaida 76–80 (cf. fn. 21).

⁹⁷ *Hodža: Federation in Central Europe* 48 (cf. fn. 19). – Telegram, Franz Ferdinand to Brosch, 22 April 1909, quoted in: *Chlumecký: Erzherzog* 331 (cf. fn. 5). – OeStA, KA, NBr, B/232:2. Telegram, Brosch to Franz Ferdinand, 22 April 1909.

⁹⁸ OeStA, HHStA, NEFF, K. 10, fol. 668. Letter, Brosch to Franz Ferdinand, 9 April 1909.

reassure his supporters in Hungary, claiming that the Magyar left the Belvedere "with a face as white as this cuff".⁹⁹ Vaida-Voevod had the opportunity to present the Romanian view on Hungarian politics to Aehrenthal.¹⁰⁰ However, Vaida-Voevod and Hodža were both unsuccessful in their requests for a public audience with Franz Josef or Franz Ferdinand.¹⁰¹

After the nationality parties' electoral defeat in 1910, the correspondence wanes. This can be partly explained by the nationalities' representatives' assumption that as long as Franz Ferdinand was not yet Emperor, they could not pursue politics in Hungary. Some sources claim that Brosch's substitution by Carl von Bardolff coincided with the rise of "headlessness" in the Belvedere with regard to Hungarian politics.¹⁰² Two further possible explanations are offered: that Franz Ferdinand, after the completion of his reform programme, could do nothing more than wait for the "Thronwechsel"; or that in 1912 and 1913, he turned his attention increasingly towards foreign policy problems. Of course, due to the connection between Austria-Hungary's relationship with Romania and the Romanians' status within Hungary, the latter problem continued to play a role in the military chancellery's considerations.¹⁰³

A letter by Milan Hodža from Bucharest, dated 31 May 1913, is thus highly interesting. This letter only received Franz Ferdinand's attention through his military chancellery's mediation. As Hodža was never a regular informant on Romanian issues, it was all too easy for Bardolff to manipulate his report. Hodža painted the inner Romanian political situation in the blackest colours: "A closer connection to the Monarchy does not have many supporters momentarily",¹⁰⁴ because of continuing Austro-Hungarian support for Bulgaria. He claimed that the pro-Austrian conservative government was about to fall. In his report to Franz Ferdinand on the 12th of June, Bardolff was somewhat more optimistic. According to him, all Romanians, or at least many influential circles, were waiting for some sign from Franz Ferdinand; a positive deed to readjust Austro-Romanian relations. This could be an audience with a Romanian politician, for example.¹⁰⁵ However, in the end Franz Ferdinand did not agree to this suggestion.¹⁰⁶

Because of the limited availability of sources, it cannot be excluded that this plan was not originally Hodža's. His letter of the 31st of May is the only one that can still

⁹⁹ *Franz*: Alexander Vaida-Voevod 183 (cf. fn. 1). – *Hodža*: Federation in Central Europe 46 (cf. fn. 19). – *Kiszling*: Erzherzog Franz Ferdinand 109 (cf. fn. 6).

¹⁰⁰ OeStA, HHStA, NEFF, K. 10, fol. 692. Letter, Brosch to Franz Ferdinand, 19 April 1909. – Letter, Vaida-Voevod to Brosch, 8 May 1909. In: *Hitchins*: The Nationality Problem in Austria-Hungary. Reports of Alexander Vaida 79 (cf. fn. 21).

¹⁰¹ *Ibid.* 76–80.

¹⁰² *Kiszling*: Erzherzog Franz Ferdinand 166–167 (cf. fn. 6). – *Sosnosky*: Franz Ferdinand 112 (cf. fn. 5). – OeStA, KA, NBr, B/232:11, fol. 624. Letter, Vaida-Voevod to Brosch, 22 December 1913.

¹⁰³ *Hickl*: Erzherzog Franz Ferdinand 105–199 (cf. fn. 18). – *Hitchins*: The Nationality Problem in Hungary. István Tisza 641, 645 (cf. fn. 74).

¹⁰⁴ OeStA, KA, NBa, B/207, K. 3, fol. 85. Letter, Hodža to Bardolff, 31 May 1913.

¹⁰⁵ *Hickl*: Erzherzog Franz Ferdinand 149–150 (cf. fn. 18).

¹⁰⁶ *Ibid.* 150.

be found in the archives. Elisabeth Hickl's description is based on Bardolff's report, which cannot now be retraced in the archives, but she did not dispose of Hodža's own letters. It is quite possible that there were more reports or even a personal meeting in Vienna, to which Hodža refers in his letter.¹⁰⁷ Additional information, such as the Slovak's alleged audience with King Carol I of Romania,¹⁰⁸ give grounds for this assumption. Bardolff's report may very well be a genuine reflection of the total body of messages from Romania. However, as the two sources display a complete contradiction when it comes to rating the Romanians' view on the Monarchy, it is likely that Hodža's opinion had been distorted and supplemented by Bardolff's own suggestion. That the Archduke's personal, though merely symbolic action, could have a positive effect on hostile Romanian public opinion, does not sound like the view of the realist, Hodža. In his reports, he never usually combined information with suggestions for actions. This is not the place to discuss Bardolff's motives to hustle Franz Ferdinand into this specific political action. Yet it seems certain that Hodža's report was manipulated to this end.

The Reform Plans and their Slovak Component

In this section, my focus will turn to Franz Ferdinand's plans for the future and the possible impact of his contacts with the Slovaks on them. The Archduke's way of working reflected his "Herrschnatur": he did not commit himself to any programme. His personal opinion remained hidden, causing some newspapers to call him a sphinx.¹⁰⁹ He merely requested new and creative ideas and waited for the moment when he could realise some of them.¹¹⁰ To a certain extent, the documents addressed to Franz Ferdinand must have partly reflected his plans and decisions, and offered indications of his own opinions.¹¹¹ However, caution is called for, as some of the opinions requested may not have coincided with his own at all. One could mention the example of Count Ottokar Czernin, whose memoranda and other proposals to Franz Ferdinand were imbued with ideas of violence and the imposition of autocratic, or rather, caesarian rule on Hungary.¹¹² Czernin's radical tone might have attracted the Archduke in the beginning, but it lost its appeal over the years.¹¹³ Because his closest collaborators Brosch and Bardolff influenced Franz Ferdinand's ideas and controlled his political contacts to such a great extent, their ideas can only be distinguished from the Archduke's with extreme difficulty.¹¹⁴

¹⁰⁷ OeStA, KA, NBa, B/207, K. 3, fol. 86. Letter, Hodža to Bardolff, 31 May 1913.

¹⁰⁸ Hickl: Erzherzog Franz Ferdinand 181 (cf. fn. 18).

¹⁰⁹ OeStA, KA, MKFF, K. 200. Der König und der Thronfolger. In: Egyetértés, 8 September 1908 and Der Sphinx im Belvedere. In: Független Magyarország, 11 October 1908. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 138. Die Sphinx vom Belvedere. In: Pesti Hírlap, 28 March 1909.

¹¹⁰ Franz: Erzherzog Franz Ferdinand 76 (cf. fn. 6). – Kiszling: Erzherzog Franz Ferdinand 249–250 (cf. fn. 6).

¹¹¹ Kann: Count Ottokar Czernin 118 (cf. fn. 65). – Kann: Franz Ferdinand der Ungarnfeind? 104–105 (cf. fn. 9). – Weissensteiner: Franz Ferdinand 189 (cf. fn. 13).

¹¹² Kann: Count Ottokar Czernin 128–136 (cf. fn. 65).

¹¹³ Ibid. 142–143.

¹¹⁴ Chlumecký: Erzherzog 358 (cf. fn. 5). – Kann: Franz Ferdinand und die Gegenwart 19 (cf. fn. 15). – Sitte: Alexander von Brosch 34–36 (cf. fn. 15).

Many of his plans were never fully outlined. One of the few fixed documents is the so-called "Programm für den Thronwechsel" (programme for the accession to the throne), composed by Brosch in cooperation with advisors including Czernin, Kristóffy and Professor Heinrich Lammasch. The archive files offer several different versions, but the one dated August 1911 by Brosch is generally considered the final one. As the programme is adequately discussed in the literature on this topic,¹¹⁵ I will confine myself here to a broad outline. It offered a time schedule which stipulated when each political action had to be taken. For instance, all necessary reforms in Hungary had to take place before the new King would be bound by his oath taken during his coronation ceremony. The programme initially adhered to Dualism, and considered the possibility of negotiating necessary reforms with the Magyar ruling class, for example the introduction of universal suffrage. If the Magyars proved unwilling to negotiate a solution, a radical reorganisation was foreseen. In that case, the Emperor would impose his will on Hungary by unconstitutional means, issuing an "Octroy" (royal decree) to introduce universal suffrage, and using the army to keep resistance down. After Brosch's resignation, Franz Ferdinand requested more radical programmes for a time. That presented by Johann Andreas von Eichhoff is one such programme. It is clear that Eichhoff used his forerunners and borrowed from Brosch's manifesto, but his interpretation is far more radical. According to this plan, the Habsburg Empire's complete reorganisation into national units had become the programme's final goal, rather than one of several proposals. Eichhoff's equation of Franz Ferdinand's programme with the Great Austrian ideal is justified for this version.¹¹⁶ When events abroad in 1912 and 1913 brought Austria-Hungary repeatedly to the brink of war, Franz Ferdinand realised that overly ambitious reforms could only endanger the Monarchy's existence in such an unstable international constellation. Therefore, towards the end of his life he once more returned to Brosch's plan.¹¹⁷ The Archduke had not completed his accession plans when he was killed in Sarajevo and it is probable that he would not have done so before the "Thronwechsel".¹¹⁸

The archive documents offer only one direct Slovak contribution to this process: a Promemoria (agenda) composed by Hodža and Maniu, dated 25 December 1911. Maniu and Hodža were not afraid of radical solutions; in fact, they preferred them because of their greater effects. A coup d'état as envisioned in their memorandum "would not only be acclaimed by the non-Magyar peoples, but even by a part of the Magyar masses, which must be led to the right purpose".¹¹⁹ However, a "Diktat" (decree) should be a last resort when all constitutional means had been exhaust-

¹¹⁵ *Franz*: Erzherzog Franz Ferdinand 82-88, 123-149 (cf. fn. 6). – *Sosnosky*: Franz Ferdinand 78-103 (cf. fn. 5).

¹¹⁶ *Eichhoff*: Die geplante Gründung (cf. fn. 68).

¹¹⁷ *Franz*: Erzherzog Franz Ferdinand 94 (cf. fn. 6). – *Hickl*: Erzherzog Franz Ferdinand 43-44 (cf. fn. 18). – *Kiszling*: Erzherzog Franz Ferdinand 257 (cf. fn. 6).

¹¹⁸ *Czernin*: Im Weltkriege 63-66 (cf. fn. 13). – *Franz*: Alexander Vaida-Voevod 187 (cf. fn. 1).

¹¹⁹ OeStA, HHStA, NEFF, K. 117, 4-5. Gleichberechtigung der Völker. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 114. Promemoria, composed by Milan Hodža and Iuliu Maniu, 25 December 1911, sub III.

ed.¹²⁰ The two politicians expected that elections conducted in a fully democratic way or supervised by the Crown, would result in a parliamentary majority for universal suffrage.¹²¹ In that case, the suffrage reform could be introduced by constitutional means. A newly elected parliament would necessarily promote a dynastic policy, the first measures of which were put forward in the Promemoria. In the new government, the nationality parties were to be represented, preferably with one ministry and the undersecretary of the interior.¹²² Compared to Brosch's programme, Hodža and Maniu envisioned the introduction of universal suffrage as the means by which all the problems faced by Dualism could be solved. For them, universal suffrage was more a necessary condition of the Empire's transformation, than its final result. In a naive way, they considered the introduction of universal suffrage as "the staff, opening up the source from which the trust of the people's soul pours".¹²³

It is almost impossible to determine whether Hodža's and Maniu's memorandum in any way influenced or prepared Brosch's "Programm für den Thronwechsel". With reference to the date, it can even be suggested that if there was any influence, then it was rather in the opposite direction. In any case, Hodža and Maniu were clearly in line with the Belvedere's conceptions. Their Promemoria's content did not, like Czernin's radical alternative, deviate from the main discourse in Franz Ferdinand's military chancellery. The main difference is that the two politicians from Hungary did not favour an unconstitutional "Octroy", like Brosch, but did not rule it out if necessary. When Brosch and Czernin, taking Magyar opposition and the difficulty to have fair elections in Hungary into account, thought the application of an "Octroy" unavoidable,¹²⁴ they were indeed less democratically-minded than the two nationality politicians, but they may well have been more realistic.¹²⁵ One further advantage of such an "Octroy" would be that the actual reform would be the monarch's personal project, a gracious gift to his subjects, and "among Habsburg rulers, he would, with Rudolf of Habsburg and Maria Theresa, deserve a first place in History".¹²⁶ Moreover, unconstitutional action would allow the Emperor to realise his Great Austrian programme, without compromises.

¹²⁰ OeStA, HHStA, NEFF, K. 114. Promemoria composed by Hodža and Maniu, 25 December 1911, sub IV.

¹²¹ *Ibid.*

¹²² OeStA, HHStA, NEFF, K. 114. Promemoria composed by Hodža and Maniu, 25 December 1911, sub V.

¹²³ OeStA, HHStA, NEFF, K. 117, 11. Denkschrift über Ungarn, 1908.

¹²⁴ OeStA, HHStA, NEFF, K. 12, fol. 377-378. Allerhöchst anbefohlenen Memorandum über Personenfragen, Letter, Czernin to Franz Ferdinand, February 1909. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 12, fol. 671-673. Czernin: Über die Lösung der ungarischen Frage, 11 May 1911. – OeStA, HHStA, NEFF, K. 13, fol. 236-237. Report: Über die ungarische Frage, Letter, Czernin to Franz Ferdinand, 7 August 1911.

¹²⁵ Kann: Count Ottokar Czernin 135-136 (cf. fn. 65). – OeStA, HHStA, NEFF, K. 12, fol. 676. Czernin: Über die Lösung der ungarischen Frage, 11 May 1911.

¹²⁶ Sosnosky: Franz Ferdinand 102 (cf. fn. 5). – OeStA, HHStA, NEFF, K. 117, 8. Die Lösung der gegenwärtigen politischen Krise in Ungarn. – Letter, Heinrich Friedjung to Aehrenthal, 10 June 1909. In: Wank: Aus dem Nachlaß Aehrenthal, vol. 2, 688 (cf. fn. 11). – OeStA, KA, NBa, K. 8a, fol. 60. Bardolff: Franz Ferdinand und sein Kreis.

Franz Ferdinand's final 1911 programme may not have answered his most radical supporters' expectations. It supported the existing situation and even considered the preservation of Dualism.¹²⁷ "Armed intervention or financial pressure [...] to force the Magyar separatist tendencies to bow beneath the yoke of a centralist regime" was envisaged only as a last resort.¹²⁸ For all scenarios, however, it must be noted that Franz Ferdinand and his staff hoped for support from the Hungarian minorities and, if possible, from parts of the Magyar nation. Although these groups were not really expected to contribute actively, their tacit agreement would at least ensure that the Emperor would not rule against his people and face general resistance. Their anticipated support had been the primary reason for advocating universal suffrage in the first place. It has already been argued that doubts concerning the Croats' loyalty led Franz Ferdinand to drop the project of trialism. This is the ultimate background of Franz Ferdinand's interest in the Romanians and Slovaks, and it explains exclamations like "I must preserve the nationalities, for these are the future's only hope. When they enter the Great-Hungarian camp, everything will be lost."¹²⁹ Hodža's and Maniu's memorandum, and their agreement with the outlines of Franz Ferdinand's programme, was exactly the kind of support the Archduke wished from the nationalities. The mere presence of allies in Hungary, standing behind his future rule and his reform plans, acted as an affirmation of his plans. Where the plans went beyond Habsburg centralism and dealt with potentially dangerous democratic projects such as the introduction of universal suffrage, his trust in the Hungarian nationalities may even have been crucial.

It is difficult to say whether this radical solution would have resulted in the foundation of a multinational federation, or in the replacement of Magyar by Austrian centralism. The goals formulated in the very cautious 1911 programme can probably be considered as a diluted version of his real intentions. Franz Ferdinand remained hesitant: following a zigzag course between political programmes as diverse as 1860-style centralism and Great Austrian federalism, he flinched from making definitive decisions.¹³⁰ It may well be true, as Minister of War Franz von Schönaich remarked, that Franz Ferdinand would have granted more concessions in 24 hours than Emperor Franz Josef had done in 24 years.¹³¹

Conclusions

At this point, a conclusion can be formulated about the Slovaks' importance for Franz Ferdinand's political plans and ideas. What Hodža confessed in a 1933 letter is true: in the political world before 1914, the Slovaks were completely insignifi-

¹²⁷ *Kiszling*: Erzherzog Franz Ferdinand 260 (cf. fn. 6).

¹²⁸ *Kann*: Count Ottokar Czernin 129 (cf. fn. 65).

¹²⁹ Letter, Franz Ferdinand to Brosch, 24 January 1909, quoted in: *Chlumecký*: Erzherzog 323 (cf. fn. 5).

¹³⁰ *Franz*: Erzherzog Franz Ferdinand 77 (cf. fn. 6). – *Kiszling*: Erzherzog Franz Ferdinand 250, 260, 315 (cf. fn. 6). – OeStA, KA, NBa, K. 8a, fol. 52. Bardolff: Erinnerungen an Erzherzog Franz Ferdinand, 28 May 1935.

¹³¹ *Kiszling*: Erzherzog Franz Ferdinand 315 (cf. fn. 6).

cant.¹³² The Magyar-Romanian national conflict at least had consequences for Austria-Hungary's foreign relations. The Slovaks, however, never became more than an object of political events. Franz Ferdinand did in fact value Hodža's political ideas and contributions, but the Slovaks were not yet taken seriously as a political force. He did not need the Slovaks and, as a non-democrat, he did not even like their national perspective.¹³³ Yet the fact that the Slovaks were there at all is itself important; as a subjected people they would have welcomed Franz Ferdinand's future reforms. This was the main reason why the Archduke trusted them and accepted Hodža's suggestions. Unlike the Croats, the Slovaks remained loyal to the dynasty and could therefore expect Franz Ferdinand's gratitude. With the project of introducing universal suffrage, his plans contained an element essentially advocated by and beneficial to the Slovaks. Of course, although it is highly questionable that Franz Ferdinand would have fulfilled all the Slovaks' national wishes, he would certainly never have abandoned this loyal people.

¹³² SNA, Čsl. légie, kart. 23, inv. č. 16. Letter, Hodža to Vladimír Makovický, 8 February 1933.

¹³³ *Mikula*: Milan Hodža 48 (cf. fn. 2).

KAFKA UND PRAG

Im Mai 2010 feierte Kurt Krolop seinen achtzigsten Geburtstag. Aus diesem Anlass lud eine Reihe von Freunden des Jubilars zu einer Tagung zu einem seiner zentralen Forschungsthemen, „Kafka und Prag“, in das Prager Goethe-Institut ein (27.-29. Mai 2010). Wie im Tagungsuntertitel verdeutlicht, sollte diese Tagung Kafka und sein Werk in ihren weiteren „literatur-, kultur-, sozial- und sprachhistorischen Kontexten“ verorten und aus einer interdisziplinären Perspektivenvielfalt in den Blick nehmen. Dem Aufruf der Veranstalter waren so viele Interessenten gefolgt, dass die Konferenz auf zweieinhalb Tage ausgedehnt werden konnte und in der Tat eine große Vielfalt von Zugängen zu Kafkas Werk präsentiert wurde.

In seinem Einleitungsvortrag führte Steffen Höhne (Weimar) in den deutsch-tschechischen Nationalitätenkonflikt während der Ersten Tschechoslowakischen Republik ein. An den Figuren August Sauer, Franz Spina und Johannes Urzidil beleuchtete er beispielhaft verschiedene Positionen des nationalen Ausgleichs und zugleich die Hilf- und Wirkungslosigkeit des spätbohemistischen Diskurses, der die Radikalisierung der politischen Verhältnisse nach dem Zerfall der Donaumonarchie verkannte. Die Vorgeschichte dieser Nationalitätenkonflikte schilderte Václav Petrbok (Prag) an der Figur des „kulturpolitischen Multifunktionärs“ Josef Wenzig, der sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts vom österreichischen Landespatrioten zum tschechischen Nationalisten wandelte und später von beiden nationalen Lagern als Parteigänger vereinnahmt wurde. Peter Becher (München) veranschaulichte anhand von zum Teil unbekanntem Bildmaterial die Parallelität, den Abstand und die gelegentlichen Berührungen der zwei nationalen Literaturen in der einen Stadt Prag und gab mit seinem Lichtbildvortrag zugleich eine anregende Vorschau auf die Ausstellung des Münchner Adalbert-Stifter-Vereins „Praha – Prag 1900-1945. Literaturstadt zweier Sprachen“.

In einem kleinen Vortragsblock zum jüdischen Umfeld Kafkas machte Kateřina Čapková (Prag) geltend, dass Kafka seine kritische Haltung gegenüber dem im Zionismus verborgenen jüdischen Chauvinismus auch von „zionistischen Freunden“ in Prag, wie etwa Max Brod und Hugo Bergmann, bestätigt bekam. Für die nationale Problematik der Hegemonieansprüche der frühen jüdischen Siedlungen in Palästina sei man gerade in Prag sensibel gewesen. Die Vortragende interpretierte die Erzählung „Schakale und Araber“ beispielhaft als literarische Bearbeitung dieser Problematik. Im folgenden Vortrag stellte Zdeněk Mareček (Brno) die Zeitschrift „Jüdische Volksstimme“ anhand eines kursorischen Durchgangs durch einige ihrer Beiträge vor.

Die Gießener Sprachwissenschaftlerin Anja Voeste behandelte die Frage, welche sprachlichen Merkmale der Texte Kafkas dafür verantwortlich seien, dass diese Texte häufig als stilistisch „trocken“ oder „nüchtern“ empfunden werden. Ein Fassungsvergleich zweier überarbeiteter Erzählungen Kafkas ermöglichte es der Vortragenden, dem Schriftsteller gleichsam bei seiner Arbeit „über die Schulter zu schauen“,

und ließ erkennen, dass die Überarbeitungsschritte jeweils auf eine ähnliche Veränderung des Satzbaus hinausliefen. In allen analysierten Fällen wurde die Tendenz zur Neutralisierung des syntaktischen Vorfelds und zur Überdehnung des Mittelfelds erkennbar, die Anja Voeste als zwei typische Züge des „kafkaesken Stils“ ausmachte. Die betont stilneutrale Stereotypisierung des Satzbaus kontrastiere wirkungsvoll mit der Ungewöhnlichkeit der Satzinhalte. Jörg Krappmann (Olomouc) zeichnete in seinem Vortrag ein Porträt des Prager deutschen Philosophen und „konservativen Querdenkers“ Max Steiner und umriss dessen Position in der zeitgenössischen Kantforschung.

Der erste Konferenztag gipfelte in den brillanten Ausführungen zweier Nicht-Germanisten, die aus der Außensicht ihrer eigenen Disziplinen eingefahrene Lehrmeinungen der Kafkaforschung zurechtrücken konnten. Christoph Boyer (Salzburg) widersprach aus der Perspektive des Historikers der weit verbreiteten Ansicht, der Arbeitsalltag Kafkas in der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt habe die Vorlage für die labyrinthisch undurchdringlichen amtlichen Vorgänge im Schlossroman gebildet. Der Amtsalltag in der Prager Versicherungsanstalt sei eher von symmetrischer und zu weiten Teilen von mündlicher Kommunikation geprägt als hierarchisch anonym gestaltet gewesen. Die staatlichen Institutionen der Sozialverwaltung hätten mit ihrem Prinzip der paritätischen Vertretung und Kooperation der Interessengruppen eine effiziente und angemessene Reaktion auf die gesellschaftlichen Folgen der Industrialisierung dargestellt. Die Abläufe in der Versicherungsanstalt seien daher vielleicht kompliziert, aber keinesfalls undurchschaubar und irrational gewesen. Entsprechend agierte Kafka in seinen amtlichen Schriften keineswegs resigniert orientierungslos, sondern setzte sich aktiv für eine Verbesserung der sozialfürsorglichen Maßnahmen der Anstalt ein. Diese war also „kein Schloss, sondern allenfalls ein Schlösschen“. Aus rechtsgeschichtlichem Blickwinkel bestätigte Kaspar Krolop (Berlin), dass Kafka die Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt nicht als undurchdringlichen Moloch erfahren habe. Kafka seien nicht die staatliche Regulierung und die Rechtsanwendung als solche unheimlich gewesen, sondern die Rechtsfindung in der Offenheit ihrer Auslegung. Sein Misstrauen galt einer Rechtsprechung, die von den technisch-ökonomischen Hintergründen der verhandelten Sachverhalte keine Vorstellung hatte. Selbst ausgebildet in der österreichischen Rechtstradition, die eine formalistische Rechtsauslegung begünstigte, habe Kafka in seinen juristischen Gutachten intuitiv den modernen Rechtsargumentationen einer Wertungsjurisprudenz vorgegriffen.

Das Programm des zweiten Tages wurde von zwei kompakten Archivstudien zur deutsch-tschechischen Zweisprachigkeit in Institutionen der Kafkazeit eröffnet. Simona Švingrová (Prag) zeigte in ihrer durch umfangreiche Archivrecherchen gestützten Untersuchung zur Kommunikation innerhalb der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt, welche große Bedeutung hier die bilinguale Sprachkompetenz für den Karriereweg insbesondere der gehobenen Beamten hatte. Sowohl vor als auch nach 1918 war die Institution insbesondere für den Außendienst in Böhmen auf zweisprachige Vertreter angewiesen, die Sprachenfrage war folglich ein wesentliches Kriterium für die Personalrekrutierung. Die akribische Auswertung von Schulkatalogen ermöglichte es Ingrid Stöhr (Berlin), die Entwicklung der deutsch-tschechischen Zweisprachigkeit im Schulwesen über einen langfristigen Zeitraum nach-

zuzeichnen. Insbesondere seit der Teilung der Prager Universität 1882 nahm die Bedeutung des deutschsprachigen Schulwesens für den Bildungsgang tschechischer Familien beständig ab. Entsprechend ging die deutsch-tschechische Zweisprachigkeit nicht nur quantitativ zurück, sondern wurde auch qualitativ laufend schlechter, wie die Vortragende aus den entsprechenden Schulnoten nachweisen konnte. Im Zuge dieser Entwicklung sei Franz Kafka mit seinen ausgezeichneten Tschechischkenntnissen nach der Jahrhundertwende bereits zu einer bilingualen „Ausnahmegestalt“ geworden.

Anhand der Briefe des Kafka-Freundes Robert Klopstock und anderer Familien- und Freundesbriefe vermittelte Josef Čermák (Prag) ein dichtes, teilweise erschütterndes Bild von der Krankengeschichte Kafkas, die er über dessen letzte Sanatoriumsaufenthalte nachzeichnete. Der Vortragende zeigte, wie der zunehmend hilflose Kranke zwischen die widerstrebenden Fürsorgemaßnahmen seiner wohlmeinenden Freunde und Berater geriet, die sich auf der einen Seite für schulmedizinische Therapieansätze einsetzten (wie Klopstock), auf der anderen Seite aber eine Behandlung nach Naturheilverfahren favorisierten (wie Dora und Ottla). Gegen die verbreitete These, Kafka habe sich in seinen Werken von politischen Bezügen ferngehalten, argumentierte Boris Blahak (Regensburg, Prag) in seiner Analyse des „Verschollenen“, Kafka lasse in seinem Romanfragment den jungen Protagonisten Roßmann einer ganzen Reihe eindeutig national markierter Figuren begegnen und greife in den konflikthaften Konstellationen dieses Romanpersonals die aktuellen Zerfallsprozesse des Vielvölkerstaates auf. Karl Braun (Marburg) bezog Kafkas „Brief an den Vater“ auf die sexualitätstheoretischen Ansätze in der sozialkritischen Psychoanalyse Otto Grossers. Mit seiner strukturellen Verschränkung von Sexualität und Macht könne Kafkas literarischer Brief gewissermaßen als Beitrag zu Otto Grossers nie verwirklichtem Zeitschriftenprojekt der „Blätter gegen den Machtwillen“ gelesen werden, das Kafka gut bekannt war. In seinem Vortrag zur tschechischen Rezeption der Prager deutschen Literatur rief Georg Escher (Basel) zunächst in Erinnerung, dass sich die beiden Literaturen seit 1900 durchaus wechselseitig wahrgenommen hätten und mindestens punktuell auch institutionell verflochten gewesen seien. Für die tschechische Literaturkritik des frühen 20. Jahrhunderts erschien die deutsche Literatur des Landes als ästhetisch nur „mittelmäßig“, vor allem wenn sie an der tschechischen Moderne gemessen wurde. In einer Art „Realismusdebatte“ habe die tschechische Rezeption die Prager deutsche Literatur dabei in erster Linie auf ihr Verhältnis zur lokalen Lebenswirklichkeit kritisch befragt. Dieser enge lokale Wahrnehmungshorizont habe der Prager deutschen Literatur bei der tschechischen Kritik zwar zu beachtlicher Aufmerksamkeit verholfen, die mitunter europäische Bedeutung dieser Literatur sei aber ausgeblendet geblieben. Erst nach 1918 habe die tschechische Literaturkritik ihre lokale Perspektive allmählich ausgeweitet.

Der zweite Konferenztag schloss mit zwei Vorträgen zu Pavel Eisner. Ausgehend von Eisners „Milenky“ entfaltete Ludger Udolph (Dresden) Grundmuster der literarischen Gestaltung tschechischer Frauenfiguren in der deutschen Literatur. Veronika Tucker (Prag, New York) befasste sich mit Eisners Kafka-Übersetzungen, die die tschechische Rezeption seiner Werke lange bestimmten. An ausgewählten Über-

setzungsbeispielen demonstrierte die Vortragende, dass Eisner in seinen Übersetzungen gegenüber der neutralen Lexik von Kafkas Originaltexten im Tschechischen zu einer außergewöhnlich gehobenen oder archaischen Wortwahl tendierte und auf diese Weise seine Vorlage nach dem Vorbild klassischer Romane des 19. Jahrhunderts stilistisch überhöhte.

Die ersten drei Vorträge des dritten Konferenztages leuchteten die philosophischen Dimensionen von Kafkas Werk aus. In seiner gedrängten Interpretation von Kafkas „Bericht für eine Akademie“ folgte Hans Kruschwitz (Aachen) den dialektischen Argumentationen des Affen Rotpeter zum Ineinandergreifen von Freiheit und Unfreiheit. Der äffische Akademieredner beschwöre in seiner Rede die „politische Kraft der Sprache“, die es ihm ermögliche, sich über die Unfreiheit zu erheben, indem er sie sprachlich vorführe. Aus philosophischer Perspektive untersuchte Volker Rühle (Hildesheim, Madrid) Reflexionen der Zeiterfahrung im Werk Kafkas. In den Figuren des Junggesellen und des Familienvaters/Beamten mit ihrer flüchtigen bzw. scheinbar kontinuierlich stabilen Existenz habe Kafka zwei Grunderfahrungen der Zeit literarisch zugespitzt. Den Schreibprozess selbst sehe er mit seinem Pathos der genauen und schnellen Aufzeichnung als ein Schreiben gegen die vergehende Zeit und als schreibendes Aufbewahren von Vergessenem und Verdrängtem. Der Konzeption der Zeit im Werk Kafkas widmete sich auch Hans Gerd Koch (Wuppertal), der in seinem Vortrag herausstrich, dass Kafka die damals aktuellen philosophischen und naturwissenschaftlichen Diskussionen um die Kategorien Zeit, Raum und Geschwindigkeit zumindest aus der Beobachterperspektive aufmerksam verfolgt habe. Koch zeigte, dass Prosastücke wie „Die Bäume“ oder dunkle Tagebuchpassagen eine neue Bedeutungsperspektive gewinnen können, wenn man sie als literarische Verarbeitungen von wissenschaftstheoretischen Gesprächen in Kafkas Prager Umfeld liest. An den auffallenden Parallelen zwischen Kafkas „Beim Bau der Chinesischen Mauer“ und Felix Ebertys Naturwissenschaftsbestseller „Die Gestirne und die Weltgeschichte“ (1874, 2. Aufl.), die beide die Gegenwart der Vergangenheit in großen Raumdimensionen thematisieren, entwickelte der Vortragende sein engagiertes Plädoyer dafür, bei der Interpretation von Kafkas Werken auch solche Kontexte heranzuziehen, deren Wirkung auf den Autor nur sehr wahrscheinlich, nicht aber faktografisch belegbar sei.

Hans-Dieter Zimmermann (Berlin) arbeitete biografische und literarische Parallelen zwischen Kafka und Richard Weiner heraus, der gewissermaßen als „tschechischer Kafka“ verstanden werden könne. Den Begriff des Kafkaesken, über den auf der Tagung mehrfach diskutiert worden war, untersuchte Alice Stašková (Prag, Berlin) in ihrem Abschlussvortrag in einer Analyse von Videoausschnitten aus der Inszenierung der „Beschreibung eines Kampfes“ von David Radok am Prager Theater „Na zábradlí“. Im Begriff des Kafkaesken liefen der gestische Gehalt der Prosa Kafkas, ihre Linearität und ihr Appellcharakter zusammen, die zugleich die besondere „Theatrogenität“ der Werke Kafkas ausmachten, an die vor allem das absurde Theater anknüpfe.

Soweit ein geraffter Durchgang durch die Themenstellungen der dreitägigen Konferenz, die Kafka und seinen Prager Kontext aus einer Vielzahl interdisziplinärer Blickwinkel beleuchten sollte. Gelegentlich wurde dieser Kontext recht weit gefasst

und die Fokussierung auf das zentrale Thema der Tagung blieb etwas unscharf. In einem ärgerlichen Ausnahmefall kokettierte einer der Vortragenden sogar damit, den Namen Kafkas in seinem Beitrag nur ein einziges Mal zu erwähnen. Insgesamt konnte die Tagung aber mit einer langen Reihe ganz exzellenter Vorträge belegen, dass der Blick „von außen“ – aus linguistischer, historischer, juristischer, philosophischer, wissenschaftsgeschichtlicher u. a. Sicht – auch auf einem so stark bearbeiteten Gebiet wie der Kafkaforschung in ganz neue Einblicke münden kann. Für die Veranstalter war eine besondere Freude, dass der gefeierte Jubilar die ihm zugedachte Konferenz mit reger Anteilnahme verfolgte und – wie nicht anders zu erwarten – nahezu zu jedem Vortrag ergänzende Gesichtspunkte in die Diskussion einzubringen wusste. Viele Teilnehmer nahmen die Tagung auch zur Gelegenheit, ihrer engen fachlichen und persönlichen Verbundenheit mit Kurt Krolop warmherzigen Ausdruck zu geben. Das Interesse der Öffentlichkeit war sehr rege, der Saal war vom ersten bis zum letzten Moment der langen Tagung dicht gefüllt, besonders erfreulich waren dabei die vielen jüngeren Besucher im Publikum. Als weitestgereiste Teilnehmerin war eine Germanistikstudentin aus Tokio sogar eigens zu der Tagung nach Prag gekommen. Das Goethe-Institut bot mit seiner Gastfreundschaft ein wie immer sehr angenehmes und schönes Prager Ambiente.

Berlin, Frankfurt/O.

Klaas-Hinrich Ehlers

DIE GESCHICHTE DES TSCHECHISCH-BAYERISCHEN GRENZGEBIETS IN DEN JAHREN 1945-2008

Grenzen und Grenzräume sind in den letzten Jahren vermehrt in den Fokus wissenschaftlicher Untersuchungen gerückt. Anlässlich des 20. Jahrestags der Berliner Maueröffnung steht gerade der „Eiserne Vorhang“ im Zentrum von Symposien, Projekten und wissenschaftlichen Publikationen. Dass dabei auch vermeintliche Randthemen wie die bayerisch-tschechoslowakische Grenze von Interesse sein können, zeigen die Universitäten Regensburg und Pilsen mit ihrem gemeinsamen Projekt zur „Bayerisch-Tschechischen Grenze seit 1945“. Am 16. und 17. September 2010 fand in Klenčí pod Čerchovem bei Domažlice die zweite bilaterale Tagung des Projekts statt, auf der neue Forschungsergebnisse zur Geschichte und Gegenwart dieses Grenzraums vorgestellt wurden. Die Bandbreite der Beiträge reichte dabei von Geschichte über Humangeografie und Demografie bis hin zur Botanik.

Im einführenden Teil wurden historische Aspekte der Grenze und der Grenzregion diskutiert. Als erster sprach Jan Jirák (Klatovy) zur „Geschichte der Bewachung der tschechisch-deutschen Grenze bis zur Errichtung des Eisernen Vorhangs“. Auf der Grundlage von Archivdokumenten beschrieb Jirák die tschechoslowakische Finanzwache bis 1949 und hob besonders deren Aktivitäten im Kampf gegen das Schmuggelwesen hervor. Tomáš Jílek (Plzeň) schloss mit einer Darstellung der Militäroperationen der amerikanischen Armee im bayerisch-böhmischen Grenzgebiet zu Ende des Zweiten Weltkriegs an. Er erinnerte an die Propaganda der KSČ, die die Rolle der Roten Armee gezielt überhöht und die der US-Amerikaner marginalisiert habe, und betonte, wie wichtig die Amerikaner als Befreier und Ordnungs-

instanz für Bayern wie Westböhmen waren. Gerade dank der Präsenz der US-Streitkräfte, so sein Fazit, seien hier die schlimmsten Auswüchse bei der Vertreibung der sudetendeutschen Bevölkerung verhindert sowie in Bayern der Aufbau demokratischer Strukturen gesichert worden. Die sudetendeutsche Thematik schnitt auch Bastian Vergnon (Regensburg) an, der den Werdegang des in der Tschechoslowakei geborenen und 1946 nach Bayern übergesiedelten Politikers Alfred Frenzel nachzeichnete. Sein besonderes Augenmerk galt dabei Frenzels Aufstieg innerhalb der SPD sowie dessen Spionagetätigkeit für den tschechoslowakischen Geheimdienst ab 1956, die 1960 schließlich aufgedeckt wurde. Miroslav Breitfelder (Plzeň) vertrat die These, dass die Grundlagen für die Teilung Europas vereinzelt schon vor dem Zweiten Weltkrieg bestanden und sich bis 1945 nur weiter konkretisiert hätten. Als problematisch stufte er vor allem die Haltung Franklin D. Roosevelts ein, der in seinen Bemühungen um eine Zusammenarbeit mit Stalin dessen Expansionsbestrebungen verkannt habe. Roosevelt habe sich nur oberflächlich mit den Entwicklungen in Europa beschäftigt, deren Folgen falsch eingeschätzt und so die Entstehung des „Eisernen Vorhangs“ gefördert.

Ein zweiter historischer Block behandelte Fragen des Grenzregimes. Karel Řeháček (Plzeň) ging auf die Organisation der Bewachung der tschechisch-bayerischen Staatsgrenze in der Region Plzeň von 1945 bis 1948 ein. Dabei betonte er, dass aus tschechoslowakischer Perspektive die Sicherung der Grenze angesichts befürchteter deutscher Racheakte zwingend erforderlich schien. Die Problematik der Grenze diskutierte Markus Alexander Meinke (Regensburg), der auf der Basis zeitgenössischer Regierungsschreiben die Versuche der bayerischen Seite rekonstruierte, den nach 1945 geschlossenen Grenzübergang Höll-Lísková wieder zu eröffnen. Wenngleich ein intensives Engagement der bayerischen Regionalpolitik aus den Akten der 1950er und 1960er Jahre deutlich wird, lässt sich letztlich nur konstatieren, dass bis 1989 alle Anstrengungen an den starren makropolitischen Verhältnissen in Ost und West scheitern mussten. Ebenfalls auf lokaler Ebene bewegte sich der Beitrag von Reinhold Balk (Amberg). Seine Darstellung der Geschichte des westdeutschen Bundesgrenzschutzes führte am Beispiel der Schwandorfer Grenzschutzabteilung in Dienstabläufe und Überwachungstätigkeiten an der bundesdeutsch-tschechoslowakischen Grenze in den Jahren 1951 bis 1990 ein. Balk beschrieb den Alltag am „Eisernen Vorhang“ aus der Perspektive der dort eingesetzten Beamten. Zentral war hierbei die Aussage, dass es zwischen den Beamten auf beiden Seiten der Grenze – trotz der insbesondere in der ČSSR sehr strengen Dienstvorschriften – auch zu Kontakten kommen konnte. Dennoch ist zu konstatieren, wie Alena Rundová (Plzeň) ausführte, dass der tschechoslowakische Staat durch repressive administrative Bestimmungen die Menschenrechte an der Grenze kontinuierlich verletzte. Rundová skizzierte die gesetzlichen Grundlagen zur strafrechtlichen Verfolgung von Republikflüchtlern und erläuterte die Paragraphen zur Einschränkung der persönlichen Freiheit. Darauf aufbauend ging Naděžda Morávková (Plzeň) auf die Beschränkungen ein, die der tschechoslowakischen Bevölkerung bei Fahrten ins westliche Ausland auferlegt wurden. Obwohl die Ausreisepaxis ab 1956 etwas vereinfacht worden war, bestanden die rechtlichen Hindernisse unverändert fort und wurden nach 1968 noch drastisch verschärft.

Die Opfer des Grenzregimes standen im Mittelpunkt des Vortrags von Adolf Rázek (Prag). Er schilderte Modellfälle, die seit den 1990er Jahren vom „Amt für die Dokumentation und Aufarbeitung der Verbrechen des Kommunismus“ in Prag untersucht wurden, und ging dabei besonders auf gezielte Täuschungen der Flüchtlinge durch die Staatssicherheit ein. Zudem behandelte er exemplarisch Tötungsdelikte an der Grenze, verwies in diesem Zusammenhang allerdings auch auf die rund 650 Opfer unter den Angehörigen der Grenzwatche, von denen die Mehrheit durch Schießereien unter Soldaten umgekommen sei. Wie die Grenzsoldaten gezielt zum Waffeneinsatz gegen Flüchtlinge animiert wurden und wie man mit den Getöteten verfuhr, stellte Tomáš Jílek (Plzeň) in seinem Vortrag über die Praktiken der kommunistischen Regierung nach dem Februar 1948 dar. Rigide Vorschriften, die Furcht vor Strafe, Belohnungen bei der erfolgreichen Verhinderung von Fluchtversuchen sowie der massive Einsatz von Propaganda hätten die Soldaten in ihrem Handeln beeinflusst, während man die Opfer stillschweigend beseitigte. Eugenie von Truetzschler (Ilmenau) thematisierte anschließend die Kooperation zwischen der ostdeutschen und der tschechoslowakischen Staatssicherheit sowie der jeweiligen Grenztruppen. Die Zusammenarbeit an der Grenze habe nicht annähernd so funktioniert wie vorgesehen, was sich vor allem auf die unterschiedlichen Sichtweisen und Arbeitsmethoden der Sicherheitsorgane zurückführen lasse. Dass die Problem- und Fragestellungen bei der Erforschung der tschechoslowakischen Grenze in Bayern und Österreich ähnlich sind, machte Niklas Perzi (Waidhofen an der Thaya) deutlich. Perzi ging in seinen Untersuchungen der konkreten Umsetzung von politischen Vorgaben in Städten und Dörfern beiderseits der Grenze nach. Auf der Basis von Zeitzeugenbefragungen versuchte er zudem zu rekonstruieren, wie sich die gesellschaftlichen Erwartungen im Hinblick auf die Lebensgestaltung im Grenzraum veränderten.

Der nächste Themenblock galt der Kultur. In einer Analyse des bekannten Drachenstichfestspiels in der Stadt Furth im Wald konnte Milada Krausová (Plzeň) Veränderungen in der Gestaltung des Stücks während der 1950er Jahre aufzeigen, die sich deutlich auf die Einflüsse des Kalten Kriegs zurückführen ließen. So habe die – in ihrer Zeit heftig kritisierte – Neuauflage des Drachenstichs von Joseph Martin Bauer das Leben im Schatten des „Eisernen Vorhangs“ reflektiert. Alena Kovářiková (Plzeň) beschäftigte sich mit der literarischen Darstellung des Grenzgebiets und bezog sich dabei insbesondere auf das Werk des deutsch-böhmischen Schriftstellers Hans Watzlik (1879-1948), der die Staatsgrenze als widernatürlich darstellte und in den 1920er und 1930er Jahren dem Nationalsozialismus in die Hände arbeitete. Nach Kriegsende wurde er als einziger deutschstämmiger Schriftsteller in der Tschechoslowakei für seine Schriften verurteilt. Der Frage, wie gegenwärtige tschechische und deutsche Schullehrbücher die Geschichte des Kalten Krieges vermitteln, gingen Studierende der Westböhmischen Universität Pilsen in ihrer Gruppenpräsentation nach. In ihrer Lehrbuchanalyse konstatierten sie enorme Divergenzen sowohl im Inhalt als auch in der Präsentation des behandelten Stoffs und plädierten einerseits für eine stärkere Berücksichtigung der Alltagsgeschichte, andererseits für eine grenzüberschreitende Zusammenarbeit bei der Erstellung von Unterrichtsmaterialien.

In einem weiteren thematischen Block kamen die sozialen und wirtschaftlichen Dimensionen der Grenze und ihr Einfluss auf das Leben der Menschen im Grenzraum zur Sprache. Aus soziografischer Perspektive erörterte Alena Matušková (Plzeň) die demografische Entwicklung der Bezirke Tachov und Domažlice seit den 1930er Jahren. Erwartungsgemäß ließen sich nach dem Jahr 1945 die größten Veränderungen feststellen. So konnte in beiden Bezirken aufgrund der umfassenden Aus- und Umsiedlungsaktionen in den 1940er und 1950er Jahren der Vorkriegsstand der Bevölkerungszahlen nicht wieder erreicht werden. Der Geograf Jaroslav Dokoupil (Plzeň) ging der Frage nach, ob das tschechisch-bayerische Grenzgebiet trotz der schlechten infrastrukturellen Erschließung auf tschechischer Seite ein attraktiver Wirtschaftsraum sei. Zwar hat er in seinen Forschungen für die Regionen Cheb und Tachov ein hohes Maß an ausländischen Investitionen und daraus resultierend eine Bevölkerungszunahme ermittelt. Die steigende Arbeitslosenquote in beiden Bezirken zeige jedoch, dass diese Investitionen allein keine dauerhaften neuen Beschäftigungsmöglichkeiten schaffen. Das Grenzgebiet sei somit nur für die Firmen attraktiv, welche die großzügigen legislativen Bestimmungen in der Tschechischen Republik nutzten und ihre Produktionsstandorte anschließend weiter nach Osten verlagerten. Einen weiteren Aspekt des binationalen Wirtschaftslebens stellten Juliane Dittrich und Barbara Köttl (München) vor, die sich mit dem grenzüberschreitenden Konsumverhalten beschäftigten. Anhand der Befragungsergebnisse von 500 bayerischen und 525 tschechischen Verbrauchern wiesen sie nach, dass Einkäufe im Nachbarland inzwischen zur Normalität gehören. Der landwirtschaftlichen Nutzung des Grenzraums widmete sich die Präsentation von Marie Novotná (Plzeň). Auf der Grundlage von multispektralen Luftaufnahmen und Datenmaterialien führte sie einen Vergleich der Gebietsnutzung entlang der Grenze durch und stellte dabei fest, dass sich zwischen 1990 und 2000 auf der tschechischen Seite deutliche Veränderungen ergeben haben. Der Rückgang von Ackerflächen, die in Wiesen und Weiden umgewandelt wurden, lasse die Landschaft natürlicher erscheinen und führe zu einer kontinuierlichen Angleichung der landschaftlichen Strukturen auf beiden Seiten der Grenze.

Zwei weitere Referate thematisierten die Auswirkungen der Grenze auf den Naturraum. So beschäftigte sich Jan Kopp (Plzeň) mit der ökohydrologischen Qualität von Wasserläufen. Seine Untersuchungen an vier grenzüberquerenden Bächen und Flüssen im Raum zwischen Eslarn/Železná und Bayerisch Eisenstein/Železná Ruda haben ergeben, dass deren Wassergüte in Richtung Deutschland abnimmt und auf der bayerischen Seite insgesamt schlechter ist, wofür Kopp die intensivere landwirtschaftliche Nutzung des Bodens in Bayern verantwortlich macht. Zdeňka Chocholoušková (Plzeň) argumentierte, dass der „Eiserne Vorhang“ aus der Perspektive der Botanik auch positive Auswirkungen hatte. Sie zeigte am Beispiel der Ökosysteme der Ortschaften Nová Hůrka und Bučina, dass in der Folge der Sperrung dieser Gebiete für die Bevölkerung einzigartige Moose und Pflanzen erhalten blieben. Erst nach 1990 sei dieses empfindliche Gleichgewicht der Systeme durch menschliche Eingriffe wie das Anlegen von Fischteichen oder die Regulierung von Wasserläufen gestört worden.

Zum Abschluss der Tagung wurden Möglichkeiten und Strategien der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit diskutiert. Mit bereits bestehenden Kooperationen

beschäftigte sich der Politologe Christian Schramek (Regensburg). Er ging der Frage nach, ob der Boom grenzüberschreitender Projekte seit 1989 eher auf zivilgesellschaftliche oder politische Initiativen zurückzuführen sei. Insgesamt vier Motive – Idealismus, Funktionalismus, Image und Finanzen – hätten bei der Vernetzung eine wichtige Rolle gespielt, finanzielle Anreize seien allerdings oft bestimmend gewesen. Sie hätten zu Initiativen „von unten“ geführt, während EU-Gelder Gründungen „von oben“ begünstigten. Schließlich erörterte Melanie Hoffarth (Bremen) am Beispiel des Landkreises Cham die Voraussetzungen für grenzübergreifende wirtschaftliche Verflechtungen mit der Region Plzeň. Als entscheidend charakterisierte sie den demografischen Wandel auf der deutschen Seite, der zu einem Fachkräftemangel und damit zu einer größeren Kooperationsbereitschaft führe. Aber auch dem Tourismus sprach sie eine wichtige Rolle bei der grenzüberschreitenden wirtschaftlichen Vernetzung zu.

Die Beiträge der Tagung vermittelten insbesondere durch den multidisziplinären Zugang ein differenziertes Bild der Entwicklung des Grenzraums vor und nach der Öffnung des „Eisernen Vorhangs“. Sie zeigten, wie tief und weitreichend die historischen Spuren einer solchen geschlossenen Grenze sind. Zugleich wurde deutlich, dass sich das Leben an der Grenze seit 1989 dramatisch verändert hat, nicht zuletzt durch sich intensivierende grenzüberschreitende Kooperationen.

Regensburg

Markus Alexander Meinke

OPFERNARRATIVE. KONKURRENZEN UND DEUTUNGSKÄMPFE IN DER NACHGESCHICHTE DES ZWEITEN WELTKRIEGS

Die Deutsch-Tschechische und Deutsch-Slowakische Historikerkommission veranstaltete gemeinsam mit dem Collegium Carolinum, dem Europäischen Netzwerk Erinnerung und Solidarität sowie dem Collegium Bohemicum am 5. und 6. Oktober 2010 in Ústí nad Labem eine Konferenz der Projektgruppe „Diskurse von Opferverbänden: Deutschland, Tschechien und die Slowakei im Vergleich“. Zehn Nachwuchswissenschaftler präsentierten ihre aktuellen Forschungsergebnisse in den Räumen der Jan-Evangelista-Purkyně-Universität und der Nordböhmischen Wissenschaftlichen Bibliothek.

„Opfermythen sind besonders starke Mythen“, so der Ko-Vorsitzende der deutschen Sektion der veranstaltenden trilateralen Historikerkommission, Martin Schulze Wessel (München), in seiner Einführung. Sie seien stark historisch bedingt, auf vielfältige Weise funktional, hätten eine wichtige Bedeutung für Geschichtsnarrative und dadurch auch eine gesamtgesellschaftliche Bedeutung. Im Rahmen des Projektes werde den Fragen nachgegangen, wie Opferdiskurse geführt werden, wer die Akteure und wie diese Diskurse auf andere gesellschaftliche Ebenen gelangt sind.

Auf der Konferenz sollten diese Fragen in einen größeren Zusammenhang eingeordnet werden. Die Tagung war in drei Panels aufgeteilt: Im ersten beleuchteten die Vortragenden die Opferproblematik im Licht der Wiedergutmachung, im zweiten

Panel wurden verschiedene Opferverbände analysiert, während im letzten Panel Formen des Erinnerns den Schwerpunkt bildeten.

Peter Hallama (München, Straßburg) konzentrierte sich in seiner theoretischen Einführung auf zwei Fragen: Welcher Platz wird Opfern und Opfergruppen in den erinnerungskulturellen Studien der letzten 30 bis 40 Jahre gewährt und wie kann die Berücksichtigung von Opfernarrativen die Methoden der Memory Studies bereichern? In den 1970er Jahren sei eine Stärkung der Opferperspektive erfolgt, die mit der zunehmenden Auseinandersetzung über Alltagsgeschichte einherging. Zurückzuführen sei dies auf die „Demokratisierung“ der Geschichte, auf eine kritische Einstellung zur „Meistererzählung“ und auf die Entstehung der Historischen Anthropologie und der Oral History. In den 1980er und 1990er Jahren habe sich allerdings die akademische Etablierung der Memory Studies unter weitgehender Ausblendung von partikularen und alternativen Gedächtnissen vollzogen und der Perspektive der Opfer wurde keine besondere Beachtung geschenkt. Hallama berichtete, dass sich erst seit einigen Jahren eine neuerliche Hinwendung zur Opferperspektive vollziehe. Nun gehe es nicht mehr allein um den staatlichen und mehrheitsgesellschaftlichen Blick auf die Opfer, sondern auch um deren Selbstwahrnehmung.

Julia Landau (München, Bochum) eröffnete mit ihrem Vortrag über die Denkmäler zur Erinnerung an die Vernichtung der ukrainischen Bevölkerung das Panel zur Wiedergutmachung. Anhand des im Norden Kievs gelegenen „Denkmalparks“ zeichnete sie den Wandel des Gedenkens an den Zweiten Weltkrieg nach: Hatte in der Sowjetunion der „Kämpfer“ im Vordergrund des öffentlichen Erinnerns gestanden, wurde in den letzten Jahren ein Wiedergutmachungsdiskurs geführt, in dem Deutungen des Geschehens auch über Begrifflichkeiten definiert wurden. In diesem Diskurs war zunächst vor allem vom „Häftling“ die Rede, dann vom „Opfer“ und schließlich vom „Leistungsberechtigten“, was nicht zuletzt mit dem Stand der Verhandlungen um Entschädigungen mit deutschen Stellen zu tun hatte. Diese Titulierungen, so Landau, beschreiben Episoden der materiellen wie der psychischen Entschädigungsgeschichte, die vom Nationsbegriff der jungen Ukraine überlagert und vom politischen Diskurs instrumentalisiert werden.

Svea-Luise Herrmann (Hannover) forscht in einem komparativ angelegten Projekt über Zwangssterilisationen und Entschädigungen im demokratischen Norwegen, im nationalsozialistischen Deutschland und in der kommunistischen Tschechoslowakei. In ihrem Vortrag verglich sie die Entschädigungsmechanismen in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg und der Tschechoslowakei nach der „Samtenen Revolution“ 1989. Da die Sterilisationen in beiden Ländern nicht als Verbrechen, sondern als „normales“ Mittel der Bevölkerungskontrolle wahrgenommen worden seien, hatten die Opfer Schwierigkeiten, ihre Forderungen nach Entschädigung durchzusetzen, was in beiden Staaten zu einer vergleichsweise späten Entwicklung eines Gruppenbewusstseins der Opfer führte.

Iris Nachum (Tel Aviv) analysierte den Versuch vertriebener Sudetendeutscher, Anfang der 1990er Jahre ihre Ansprüche nach dem Vorbild jüdischer Wiedergutmachungsforderungen durchzusetzen. In den 1950er Jahren hatten einige jüdische Versicherte des Prager Büros der italienischen Generali-Versicherung auf Erstattung ihrer Lebensversicherungspolice geklagt. Die Generali hatte dies mit dem Verweis

auf die Enteignung des Büros durch das kommunistische Regime in der Nachkriegs-tschechoslowakei abgelehnt und die Kläger an den tschechoslowakischen Staat verwiesen. Nach 1990 lenkte die Versicherung aber ein und schuf in Israel einen Entschädigungsfonds. Dieser Erfolg ermutigte einige Vertriebene in Deutschland, Entschädigung zu verlangen, was aber mit der gleichen Begründung abgelehnt wurde wie im Falle der jüdischen Kläger in den 1950ern: Die Geschädigten sollten sich an den tschechoslowakischen Staat wenden. Nachum stellte nun die Frage, warum die jüdischen Forderungen erfüllt, die deutschen aber abgewiesen wurden. Zur Erklärung führte sie die Begriffe des „würdigen“ und des „unwürdigen“ Opfers des Historikers Elazar Barkan ein. Die Sudetendeutschen würden als „unwürdige“ Opfer wahrgenommen, daher fehle ihnen schlicht die Möglichkeit, moralischen Druck auszuüben. Damit erschöpfe sich die Bedeutung des Falls aber nicht, denn Wiedergutmachungsforderungen seien immer auch Vehikel, um Gruppenzugehörigkeit zu konstruieren und in das öffentliche Bewusstsein vorzudringen. So könne man feststellen, dass nicht Wiedergutmachung, sondern Gruppenkonsolidierung und „Öffentlichkeit“ die eigentlichen Ziele der sudetendeutschen Forderungen gewesen seien.

Bettina Greiner (Berlin) eröffnete am nächsten Tag das Panel „Verbände“. In ihrem Vortrag schilderte sie den Kampf von Speziallagerhäftlingen in der DDR um gesellschaftliche Anerkennung. Nach dem Krieg waren in NKWD-Lagern ca. 154 000 Menschen inhaftiert. Die Öffentlichkeit habe das Thema lange Zeit nicht wahrgenommen. Erst Anfang der 1990er Jahre sei eine Diskussion in Gang gekommen, die kurzfristig großes Medieninteresse hervorgerufen habe, aber auch schnell wieder abgeflaut sei. Den Grund für dieses geringe Interesse verortet Greiner in der Uneindeutigkeit der Opfer: Die Speziallager seien interpretierbar, da es nicht klar sei, welchen Zweck sie verfolgten. Man wisse nicht, ob es um Umerziehung, Terror oder Bestrafung gegangen sei, und daher auch nicht, ob die Insassen Opfer oder Täter gewesen seien. Greiner zufolge weist dies auf ein grundlegendes Problem von Opferdiskursen hin: Opfer müssen unschuldig sein. Die Illegitimität einer Schädigung und nicht die Schädigung selbst bestimme den Opferstatus.

K. Erik Franzen (München), Koordinator der Projektgruppe, stellte die Verfolgtenverbände der DDR vor. Zuerst war auch in der SBZ die Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes als Vertretung der Opfer tätig, sah sich aber unmittelbar nach der Gründung der SED mit deren absolutem Machtanspruch konfrontiert. Franzen brachte dies auf die griffige Formel: „Wer Opfer war, bestimmte die Partei!“. 1953 wurde dann das „Komitee der Antifaschistischen Widerstandskämpfer“ gegründet, deren Aufgabe die „Popularisierung“ des Helden gewesen sei. Franzen schilderte die Probleme des Komitees: Handelte es sich nur um einen Kämpferverband oder auch um eine Opfervertretung? Oder fungierte es als bloße Plattform für die Verbreitung eines vorgegebenen sozialistischen Heldenbildes des Widerstands gegen den Nationalsozialismus? Das Leiden der Betroffenen sei zwar nicht verschwiegen, doch gleichgeschaltet und dadurch anonymisiert worden. Eine Massenbasis habe die SED aus Angst vor der Unkontrollierbarkeit einer Mitgliederorganisation nicht zugelassen. Dadurch habe sie dem Verband allerdings die Legitimation entzogen.

Simon Loidl (Wien) und Peter März (Salzburg) bearbeiten seit zwei Jahren den Bestand des oberösterreichischen Landesverbands des „Bundesverbandes ehemals politisch Verfolgter“. Dieser Verband war für die Anerkennung der „Widerstandskämpfer“ zuständig. Neben der Anerkennung des Opferstatus sei die wichtigste Aufgabe des Verbandes gewesen, die Verbrechen des Nationalsozialismus zu thematisieren. Bei der Entnazifizierung habe der Verband jedoch keine aktive Rolle gespielt.

Katrin Schröder (Bad Muskau) vergleicht in ihrer Dissertation die Verbände der Zwangsarbeiter in Polen und Tschechien, die sich nach der Systemtransformation 1989/1990 gegründet haben. Da die ehemaligen Zwangsarbeiter des NS-Regimes über Jahrzehnte kaum als Opfer wahrgenommen worden seien, bestand die Hauptaufgabe der Verbände darin, die Öffentlichkeit aufzuklären und Entschädigung zu fordern. Laut Schröder habe der polnische Verband aktiver in der Öffentlichkeit gewirkt als der tschechische, der weit weniger erfolgreich gewesen sei. So sei z. B. der Versuch, im tschechischen Parlament ein Entschädigungsgesetz durchzusetzen, an der mangelnden Einigkeit der Opfer und dem fehlenden Verständnis in der Öffentlichkeit gescheitert.

Stephan Scholz (Oldenburg) eröffnete das letzte Panel „Erinnerung“ mit seinem Vortrag über das Bild der Frau im deutschen Vertreibungsdiskurs. Scholz' Hauptthese ist, dass sich der deutsche Vertriebenendiskurs in den letzten 30 Jahren auf das Leiden der Frauen konzentrierte. Dies müsse in Verbindung mit der zunehmenden Wahrnehmung einer Mitschuld der Wehrmacht an den Verbrechen der Nationalsozialisten gesehen werden. In den 1950er und 1960er Jahren sei der Mann noch als Held und Beschützer der Familien präsent gewesen, während die Frau meistens das Opfer dargestellt habe. Anfang der 1980er Jahre seien Männer von den weniger diskreditierten Frauen und Kindern abgelöst worden. Scholz betonte, dass dieser Wandel mehrere Bedeutungsschichten hat: Die Frau sei ein Symbol für die Unschuld, während die Kinder für die Jugend stünden und so signalisierten, dass die Vertriebenen nicht ausstürben.

Václava Kutter Bubnová (Princeton, München) untersuchte den Diskurs über das „Zigeunerlager“ Lety bei Písek in der Tschechischen Republik anhand von Reden tschechischer Politiker verschiedener Parteien in den letzten 15 Jahren. Bis 1989 existierte kein Gedenken an das Lager Lety, weswegen 1974 dort sogar eine Schweinemastanlage errichtet wurde, die bis heute existiert. Die Diskussion über das Lager kam erst auf, nachdem die EU gefordert hatte, die Schweinemastanlage zu entfernen. Der jetzige Staatspräsident Václav Klaus sprach in einer Rede davon, dass Lety ein Lager für „Leute, die nicht arbeiten wollten“, gewesen sei. Dies sei die Grundtendenz des Diskurses gewesen: Die Opfer stünden nur selten im Mittelpunkt, vielmehr hätten die Redner die Gelegenheit genutzt, um aktuelle Themen der Sinti- und Roma-Minderheit in Tschechien anzusprechen. Bubnová kommt zu dem Schluss, dass die Opfer unter den Sinti und Roma in der tschechischen Gesellschaft entweder vergessen, ignoriert oder bewusst ausgegrenzt worden seien. Erst durch die EU-Intervention sei Bewegung in die Diskussion gekommen, die tschechische Täterschaft (tschechische Gendarmen bewachten das Lager) sei aber bisher nur vom ehemaligen Staatspräsidenten Václav Havel und der Abgeordneten der Grünen Kateřina Jacques thematisiert worden.

Die verschiedenen Opferdiskurse wurden auf der Konferenz aus mehreren Perspektiven und auf unterschiedlichsten Ebenen betrachtet. Dabei wurde von allen Beteiligten besonderer Wert darauf gelegt aufzuzeigen, wie ein Opferdiskurs entsteht und sich weiterentwickelt. Insgesamt gab die Konferenz einen kompakten und gut komponierten Einblick in die aktuelle Forschung und legte die komplizierten Wechselwirkungen offen, denen Opferverbände und ihre Diskurse unterliegen.

Prag, Düsseldorf

Marco Zimmermann

ERINNERN – AUSSTELLEN – SPEICHERN: DEUTSCH-TSCHECHISCHE UND DEUTSCH- SLOWAKISCHE BEZIEHUNGSGESCHICHTE IM MUSEUM

Dem Stereotyp nach ist das Museum vor allem ein langweiliger und verstaubter Ort. Jedoch können Museen zum Politikum werden, sobald strittige und emotional aufgeladene Themen ausgestellt werden. Mit einem solchen konfliktreichen Gegenstand hat sich die diesjährige Tagung der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission auseinandergesetzt, indem sie die Musealisierung der jeweiligen Beziehungsgeschichte problematisierte. Die Tagung, die vom 7. bis 10. Oktober 2010 in Liberec stattfand, hat dabei einen Schwerpunkt auf aktuelle Ausstellungen gelegt und somit ein Panorama der derzeitigen Museumslandschaft geboten.

Die potenzielle politische Brisanz von Museumsausstellungen wurde sogleich im ersten Beitrag deutlich, in dem Martin Schulze Wessel (München) das in einer Arbeitsgemeinschaft entwickelte Konzept für die Ausstellungen der „Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ präsentierte. Es zielt grundsätzlich auf eine multiperspektivische Darstellung, die den verschiedenen Sichtweisen und Wertungen des höchst umstrittenen Themas Vertreibung gerecht werden und den historischen Kontext angemessen würdigen soll. So wird vorgeschlagen, die Geschichte der ausgetauschten Bevölkerungen aus deren eigener Sicht anhand von konkreten Beispielorten, wie etwa Breslau/Wrocław oder Aussig/Ústí nad Labem, zu präsentieren. Ein dokumentarischer Gesamtcharakter der Ausstellung soll apologetische, relativierende oder zu stark emotionalisierende Tendenzen vermeiden helfen.¹

Dass die politischen Implikationen für die konkrete Ausgestaltung einer Ausstellung trotz einer vermeintlichen „Verwissenschaftlichung“ von Museen nicht zu unterschätzen sind, zeigte der Beitrag von Michal Schvarc (Bratislava), der das Museum der Kultur der Karpatendeutschen vorstellte. Er legte in einer für einen Museumsmitarbeiter ungewöhnlich deutlichen Art dar, dass die Ausstellung in diesem Museum auffällig den Forderungen der bundesdeutschen karpatendeutschen Interessenvertreter entspreche und der vom Slowakischen Nationalrat verabschiedeten Interpretation in vielerlei Hinsicht entgegenstehe, und dies obwohl die karpa-

¹ Das Konzept in seiner vollen Länge sowie Diskussionsbeiträge dazu sind einzusehen unter: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/index.asp?pn=texte&id=1350> (Letzter Zugriff: 27.11.2010).

tendeutsche Ausstellung Teil des Slowakischen Nationalmuseums ist. In national-slowakischer Sicht sind die karpatendeutschen Organisationen der 1930er und 1940er Jahre zum Beispiel stets mit NS-Organisationen gleichgesetzt worden, denen man auch die Deportationen der Juden und Roma zuschrieb. Die Ausstellung zeige den gegenteiligen, karpatendeutschen Standpunkt und klammere etwa den Themenkomplex Schuld oder Mitschuld von Karpatendeutschen an den Deportationen vollständig aus. Noch deutlicher hätte die politische Einflussnahme belegt werden können, wenn Schvarc etwa die Finanzierung dieses Museums angesprochen hätte.

Dass diese paradigmatische gegenseitige Abgrenzung zwischen konkurrierenden „Meistererzählungen“ in regionalen Museen gebrochen werden kann, zeigten drei Beispiele tschechischer Ausstellungen: Anna Habánová (Liberec) präsentierte das Konzept der künftigen deutschböhmisches Kunstsammlung in der Regionalgalerie Liberec sowie einen Abriss der Geschichte der Sammlung. In dem neuen Konzept wird der politische Wille deutlich, auch jene künstlerischen Einflüsse in Böhmen, die explizit nicht national-tschechisch sind, der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. In der Diskussion wurde angeregt, den zugrundeliegenden Terminus „deutschböhmisches“ und die entsprechende Zuordnung der Künstler stärker zu problematisieren und zu historisieren.

Recht ungewöhnlich sind die von Jana Nová (Jablonec nad Nisou) vorgestellten regionalhistorischen Ausstellungen im Museum in Jablonec nad Nisou, da sie in jährlichen Zyklen innerhalb eines Gewerbemuseums präsentiert werden. Der Schwerpunkt liegt dabei auf bedeutenden Persönlichkeiten sowie der Alltagsgeschichte der Stadt Gablonz im 19. und frühen 20. Jahrhundert, wodurch explizit die deutsche Vergangenheit thematisiert wird. Auch wenn die strittigsten Kapitel der deutsch-tschechischen Beziehungsgeschichte bisher gezielt ausgeklammert blieben, wurden einige der Zyklen in der Öffentlichkeit durchaus kontrovers verhandelt und hätten insgesamt zu einer Problematisierung der deutsch-tschechischen Vergangenheit in der Stadt beigetragen.

Die Entstehungsgeschichte und Ausrichtung des Collegium Bohemicum in Ústí nad Labem erläuterten Kristina Kaiserová (Ústí nad Labem) und Miroslav Kunštát (Prag). Bereits seit 1989 hat es Diskussionen um ein Museum der Deutschen in den böhmischen Ländern gegeben. Letztlich seien aber exogene Faktoren – die bundesdeutschen Pläne für das Zentrum gegen Vertreibungen sowie für ein sudetendeutsches Museum in München – für die Umsetzung dieser Idee entscheidend gewesen. Das in Ústí angesiedelte Collegium Bohemicum plant eine Ausstellung, in der besonders die Verflechtung der Gründungsprozesse im 19. Jahrhundert präsentiert werden soll und deren Konzeption bereits im Vorfeld Politikern beider Länder sowie einer internationalen Delegation von Historikern vorgelegt wurde. Trotz dieser politischen Einbettung des Museums lassen sich deutliche Unterschiede zur Prager Ausstellung im Vítkov feststellen, die derzeit als Interim des Nationalmuseums fungiert. Wie Kunštát weiter ausführte, spreche diese Ausstellung eine traditionelle nationaltschechische Sprache: Die Minderheiten, selbst die Slowaken, würden kaum thematisiert und die Deutschen seien vor allem durch negative Stereotype präsent. Diese Diskrepanz – zwischen einem regionalen, die Beziehungsgeschichte fokussie-

renden sowie international begleiteten Museum auf der einen und der „nationalen Meistererzählung“ im Zentrum Prags auf der anderen Seite – ließ in der Diskussion die Frage aufkommen, ob regionale Museen bessere Möglichkeiten hätten, nationale Deutungen zu hinterfragen oder zu brechen und ob in der Zukunft eventuell von einem Transfer solcher Ausstellungspraxis von der Peripherie ins Zentrum ausgegangen werden könne.

Zwei weitere präsentierte Ausstellungen zeichnen sich durch eine bemerkenswerte Konfliktarmut aus, obwohl sie sich mit der NS-Zeit auseinandersetzen. Der Beitrag von David Hroch (Sedlčany) stellte die erneuerte Ausstellung des örtlichen Museums vor, das nun auch die Zwangsmigrationen im Gebiet von Sedlčany bzw. Seltschan während des Zweiten Weltkrieges präsentiert. Allerdings schließt dies die zunächst erfolgte Aussiedlung der tschechischen Bevölkerung mit ein. Das Museum bemühe sich, die Ereignisse möglichst nüchtern darzustellen, indem etwa die Passivität der tschechischen Bevölkerungsmehrheit thematisiert wird, anstatt in dichotome Deutungen von Widerstand und Kollaboration zu verfallen. Auch sind Zeitzeugenberichte in die Ausstellung integriert worden. Diese trügen jedoch nicht, wie man vermuten könnte, zu einer Weitertradierung von Feindbildern bei: Die Erinnerungen der Tschechen an ihre Aussiedlung durch die Deutschen zeichneten sich durch eine erstaunliche Milde aus. Diese vergleichsweise versöhnliche Sicht kann allerdings dadurch erklärt werden, dass die Tschechen in der Nähe ihrer Heimat verbleiben und nach dem Krieg – im Unterschied zur sodann vertriebenen deutschen Bevölkerung – in ihre Heimat zurückkehren konnten und die Vertreibung somit nur eine recht kurze Episode in der eigenen Biografie blieb.

Die Wanderausstellung „lebensunwert“ über Euthanasie im Reichsgau Sudetenland und dem Protektorat Böhmen und Mähren wurde von Boris Böhm (Pirna), Mitarbeiter der Gedenkstätte Pirna Sonnenstein, vorgestellt. Da die nationalsozialistische Euthanasie-Politik in der DDR wie auch der ČS(S)R nicht aufgearbeitet wurde, leistet dieses Projekt in vielerlei Hinsicht Pionierarbeit, indem es zunächst die Vorgänge, Opferzahlen und Verbindungen erstmals genau untersucht. Die Ausstellung, die sich durch eine außergewöhnlich enge Zusammenarbeit mit tschechischen Institutionen – etwa der Gedenkstätte Terezín – auszeichnet, soll diese Ergebnisse öffentlich wirksam machen. Die enge Kooperation spiegelt zum einen die damaligen verflochtenen Verhältnisse wider, da etwa viele „Patienten“ aus dem Protektorat nach Pirna verbracht und dort umgebracht wurden. Zum anderen kann die gute Zusammenarbeit gewiss auch darauf zurückgeführt werden, dass hier von beiden Seiten die Opfer von nationalsozialistischer sozialhygienischer Ideologie thematisiert werden und somit eine konfrontative Gegenüberstellung deutsche Täter/tschechische Opfer von vornherein nicht gegeben ist.

Eine historische Langzeitperspektive über die Konjunkturen in Museen boten die beiden Vorträge zum Stadtmuseum Bratislava von Elena Kurincová und Elena Mannová (beide Bratislava) sowie zum Museum des Slowakischen Nationalaufstands in Banská Bystrica von Marek Syrný und Ivan Kocák (beide Banská Bystrica). Kurincová und Mannová rekonstruierten, wie das Museum der Stadt Bratislava die Multiethnizität bzw. die Nationalgeschichte über die verschiedenen politischen Umbrüche des 20. Jahrhunderts hinweg präsentiert hat. So hätten in

der habsburgischen Zeit die ungarische und die deutsche Bevölkerung und deren Errungenschaften im Vordergrund gestanden, heimatkundliche Ausstellungen dominierten während der Ersten Tschechoslowakischen Republik, im Zweiten Weltkrieg wurde die deutsch-slowakische Freundschaft dargestellt und in der sozialistischen Zeit die revolutionäre und slowakisch-nationale Tradition der Stadt präsentiert. Nach 1989 hat sich das Museum aktiv an der Nostalgiewelle der Ersten Republik beteiligt, indem es ein friedvolles und spannungsfreies Zusammenleben der verschiedenen Bevölkerungsgruppen in seiner Ausstellung suggerierte. Erst in den letzten Jahren wurden die Geschichte der nicht-slowakischen Bevölkerungsgruppen sowie die Konfliktgeschichte verstärkt thematisiert. Besonders bemerkenswert sei jedoch, dass in all diesen Ausstellungen, die die jeweiligen großpolitischen Konjunkturen widerspiegeln, stets dieselben Ausstellungsobjekte genutzt wurden. Dadurch wird deutlich, wie verschiedenartig deutbar ein Objekt ist, abhängig davon, in welchem Zusammenhang es präsentiert und wie es erläutert wird.

Die Entwicklung der Ausstellungen des Museums des Slowakischen Nationalaufstands zeichneten Syrný und Kocák anhand der Darstellung der Deutschen nach. Fast die gesamte sozialistische Zeit hindurch seien die Deutschen mit dem „Faschismus“ gleichgesetzt worden, was in der Ausstellung von 1984 insofern differenziert wurde, als nun auch deutsche „Antifaschisten“ thematisiert wurden. Nach 1989 kamen bis dahin vernachlässigte Aspekte wie Alltagsgeschichte, die Judenpolitik in der Slowakei sowie der Staatsvertrag zwischen der Slowakei und dem Deutschen Reich zur Sprache. Seit 2004 nahm man zudem die besonders schwierigen Themen der Aussiedlung der Deutschen sowie die Repressalien vonseiten der Aufständischen auf. Zudem wurde der allgemeine Fragenkomplex der Geschichtsvermittlung in Museen angerissen: Wie differenziert und neutral kann und darf eine Ausstellung sein, wenn sie die Zeit des Zweiten Weltkriegs auch Kindern und Jugendlichen nahebringen soll? Eine der Antworten des Museums – ein Film, der Parallelen zwischen dem Slowakischen Nationalaufstand und der heutigen Slowakei zieht – illustriert besonders die weiterhin erfolgende politische Indienstnahme und gleichzeitig das Dilemma von historischer Korrektheit versus Wertevermittlung.

Einen komparativen Ansatz verfolgte Katalin Deme (Århus), die die jüdischen Museen von Prag und Bratislava untersuchte. Ausgehend von der strategischen Position des jüdischen Themas in der Erinnerungskultur seit Ende des Kalten Krieges lag der Fokus des Vergleichs auf dem jeweiligen Wechselspiel der Ausstellungen mit den nationalen Mehrheitsgesellschaften. Als Fazit lässt sich festhalten, dass beide Museen die jüdische Geschichte als integralen Bestandteil der tschechischen bzw. slowakischen Geschichte darstellen. So wird in Bratislava etwa die Beteiligung der jüdischen Bevölkerung am Slowakischen Nationalaufstand besonders hervorgehoben, womit diese Ausstellung ein jüdisches Pendant zum slowakischen Nationalnarrativ bietet. Auf tschechischer Seite wird wiederum, anknüpfend an das Narrativ der Ersten Republik, auf die Einzigartigkeit der jüdischen Kultur verwiesen, jedoch die gegenseitige Abhängigkeit in der tschechisch-jüdischen Beziehungsgeschichte besonders hervorgehoben. Als Anregung, wie die wechselvolle Geschichte der jüdischen Bevölkerung in ihrer Beziehung zur Mehrheitsgesellschaft präsentiert werden könnte, schlug Deme vor, die Geschichte der Museen und ihrer Ausstel-

lungen selbst auszustellen, da dies eine reflektiertere und weniger normative Darstellung ermögliche.

Schließlich erweiterte Xavier Galmiche (Paris) mit seinem Vortrag die Tagung um eine ganz andere, literaturwissenschaftliche Perspektive. Er problematisierte die gängige Praxis, Multiperspektivität von Beziehungsgeschichte durch Mehrsprachigkeit zu veranschaulichen, indem er die Bezeichnungen von Städten in der Erinnerungsliteratur nachzeichnete. Genauer ging es um die Frage, wann wer und mit welcher Intention etwa von Aussig oder von Ústí nad Labem oder von Aussig/Ústí nad Labem spricht. So finden sich in der Erinnerungsliteratur anfangs besonders viele Beispiele unilingualer Ortsbezeichnungen, die den multikulturellen Kontext des Landes verneinen. Denn die Benennung des Raumes in der Sprache des anderen käme einer Anerkennung seiner Existenz darin gleich. Spätere, konsequent zweisprachig gehaltene und politisch sehr korrekte Publikationen suggerierten die Vision einer vollständigen Gleichstellung und eines harmonischen Miteinanders. Jedoch gebe es auch Tendenzen, die dem zuwiderlaufen und eher von Indifferenz zeugen: zum Beispiel Mischformen in informativen Texten, die Großstädte (Prag, Brünn, Pilsen) aus Tradition und Gewohnheit auf Deutsch, kleinere und unbekanntere Städte allerdings auf Tschechisch bezeichnen. Um der Problematik der nationalen Zuschreibungen des Raums zu entgehen, lassen sich auch Vermeidungsstrategien aufzeigen, die unbedenkliche Ausweichsprachen wie etwa Latein benutzen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Tagung ein breites Panorama an verschiedenen Ausstellungspraxen, Museumstypen und Vermittlungsstrategien von Beziehungsgeschichte geboten hat. Die deutliche Mehrheit der Beiträge wurde von Museumsmitarbeitern gehalten, sodass bei der Tagung die Binnenperspektive von Ausstellungsmachern vorherrschte und die inhaltlichen Schwerpunkte der jeweiligen Ausstellungen die Diskussionen beherrschten. Ergänzend wäre eine Gegenüberstellung mit Analysen „von außen“ oder dezidiert museologischen Ansätzen reizvoll gewesen und hätte gewiss eine theorieorientiertere Auseinandersetzung über die Musealisierung von Konfliktgeschichte anstoßen können.

München

Ulrike Lunow

KINDER IN GROSSSTÄDTEN VOM MITTELALTER BIS ZUR INDUSTRIALISIERUNG

Am 12. und 13. Oktober 2010 veranstalteten das Archiv der Hauptstadt Prag und das Institut für internationale Studien der Karlsuniversität Prag ihre 29. Tagung zur vergleichenden Stadtgeschichte. Thema war in diesem Jahr das Leben von Kindern in großen Städten vom Mittelalter bis zur Zeit der Industrialisierung. Das Ziel der Veranstaltung war, wie Jiří Pešek (Prag) in seiner Einführung betonte, sowohl die Existenzbedingungen als auch die jeweiligen zeitgenössischen Wahrnehmungen von Kindern zu erfassen, die in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen städtischen Gesellschaft eine zahlenstarke und zugleich instabile Gruppe darstellten.

In den Beiträgen des ersten Teils der Tagung wurde der Forschungsstand präsentiert und zusammengefasst. Milena Lenderová (Pardubice) unternahm einen

Vergleich zwischen tschechischen und französischen Arbeiten zur Geschichte der Kindheit. Christin Sager (Hildesheim) zeichnete anhand der amerikanischen und europäischen Historiografie die „Entdeckung der Kindheit“ nach, zu der es an der Wende zum 19. Jahrhundert kam, als man begann, Kindheit und Jugend als eigenständige Lebensphasen zu begreifen. Mit ihrer Präsentation des Quellenbestands zur frühneuzeitlichen Geschichte von Kindern und Kindheit auf dem Gebiet des heutigen Polen schloss Dorota Żołądź-Strzelczyk (Poznań) die Eingangssektion ab. Sie legte dabei den Schwerpunkt auf schriftliche Quellen bzw. Testamente und Nachlassinventare, deren Bedeutung für die Frühneuezeitforschung auch von einigen anderen Referenten hervorgehoben wurde.

Welchen Beitrag archäologische und archivalische Forschungen zur Erweiterung des Kenntnisstandes über die Geschichte der Kindheit leisten können, war die zentrale Frage der folgenden Sektion. Hana Chorvátová (Prag) wies anhand archäologischer Fundstücke nach, die eindeutig Kindern zuzuordnen sind, dass bereits vor dem frühen Mittelalter ein Bewusstsein für die Verschiedenheit von Kindern und Erwachsenen existierte. In die gleiche Richtung gingen auch die Argumente von Martin Tomášek und Milena Bravermanová (Prag), die die Ergebnisse ihrer archäologischen Untersuchungen vorstellten und zeigten, welche Spuren Kinder in mittelalterlichen Haushalten hinterließen. Zudem gaben sie einen Einblick in die spezifische Kinderkultur der gesellschaftlichen Eliten dieser Zeit. Zusammenfassende Überlegungen über das Leben von Kindern in den mittelalterlichen Städten boten Petr Sommer und Josef Žemlička (Prag). Beide machten deutlich, dass es sowohl in der Theologie als auch im Rechtswesen Bestrebungen gab, die herrschende Gleichsetzung von Kindern mit Erwachsenen zu überwinden und ein Bewusstsein für deren Besonderheit zu entwickeln. Anhand kirchlicher wie weltlicher Quellen gingen sie den vielschichtigen Beziehungen der mittelalterlichen Gesellschaft zu Kindern nach, bei denen Emotionen wie auch Respekt gegenüber den besonderen Merkmalen des Kindesalters eine wichtige Rolle spielten. Dies zeigten auch weitere Beiträge, die sich mit der Frage der Haltung des mittelalterlichen kirchlichen Milieus zu Kindern und Kindheit befassten. So wies Leszek Zygmier (Toruń) auf die Möglichkeit hin, normative kirchliche Quellen wie Synodalstatuten, die auch das Leben von Kindern regelten, auszuwerten. Blanka Zilynská (Prag) gab einen Einblick in die Vorstellungen eines führenden utraquistischen Predigers des späten 15. Jahrhunderts davon, wie Kinder leben und erzogen werden sollten. In einer an die Stadtbevölkerung gerichteten Postille entwarf dieser Prediger ein ideales Bild christlicher Kindererziehung und übte zugleich Kritik an den in seiner Zeit üblichen Praktiken. Damit überlieferte er nicht nur ein wertvolles Zeugnis vom Umgang mit Kindern im späten Mittelalter, sondern auch von der damaligen emotionalen Seite der Eltern-Kind-Beziehung.

Die Sorge um und die emotionale Verbundenheit mit Kindern stand auch in den folgenden Referaten, die sich dem Umgang der spätmittelalterlichen städtischen Gesellschaft mit Kindern widmeten, im Mittelpunkt des Interesses. Marcin Grulkowski (Danzig) befasste sich mit dem Vormundschaftssystem im Danzig des 15. Jahrhunderts sowie mit der Rolle der städtischen Verwaltung bei der Vergabe von Waisenrenten, die einen wichtigen Bestandteil des städtischen Haushalts darstellten.

Zwei weitere Vorträge lenkten die Aufmerksamkeit auf das Patriziat: Beata Mozejko (Danzig) analysierte einige spätmittelalterliche Danziger Patrizierfamilien aus demografischer und genealogischer Perspektive und ergänzte ihre Überlegungen mit Aussagen aus Testamenten, die von den starken Gefühlen der Eltern ihren Kindern gegenüber zeugen. Klaus Arnold (Hamburg) führte die Zuhörer dann in das Alltagsleben bürgerlicher Familien im spätmittelalterlichen Nürnberg ein und fragte nach Lebenswirklichkeiten und emotionalen Befindlichkeiten von Eltern und Kindern. Der Haltung der bürgerlichen Gesellschaft zur nachfolgenden Generation ging die Brünner Historikerin Michaela Maláníková auf der Grundlage von Testamenten nach. Sie gelangte zu dem Schluss, dass nicht nur einzelne Bürger, sondern auch städtische Institutionen in Kindern ein wertvolles Sozialkapital sahen; auch Maláníková betonte das affektive Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, das in den von ihr untersuchten Quellen oft sehr deutlich zum Ausdruck komme. So interessant die einzelnen Beiträge waren, die Welt der Kinder im Mittelalter erschloss sich den Zuhörern kaum. Die meisten Beiträge fragten nach der Beziehung der Gesellschaft oder der Eltern zu der nachwachsenden Generation – die kindliche Perspektive blieb indessen im Dunklen.

Dies galt auch für den zweiten, der Frühen Neuzeit gewidmeten Teil der Veranstaltung. Eine ganze Reihe von Beiträgen befasste sich mit dem Thema Bildung und Schule. So sprach Michal Svatoš (Prag) über das lateinische Schulwesen in den böhmischen Ländern und skizzierte auf der Grundlage zeitgenössischer Schulordnungen das Unterrichtssystem dieses Schultyps. Der Frage nach der Bedeutung Prags für die Bildung der adeligen Jugend ging daran anschließend Martin Holý (Prag) nach. Er betonte, dass nicht allein die verschiedenen Schultypen, die es in den Prager Städten der Frühen Neuzeit gab, wichtig für den Bildungs- und Lebensweg des inländischen Adels waren, sondern auch Prager Bürger als Erzieher in adeligen Familien. Gleich in mehreren Referaten wurde dann der Zusammenhang zwischen städtischem Schulwesen und konfessioneller Entwicklung diskutiert. So zeigte Alois Schmid (München) auf, welchen großen Einfluss die Konfessionalisierung auf die Organisation des Unterrichts und das Alltagsleben am Gymnasium in Regensburg hatte. Anna Mikołajewska (Toruń) befasste sich mit den Schwierigkeiten, die den Schulen aus religiösen Konflikten erwuchsen. Am Beispiel des Thorner Gymnasiums zeigte sie, wie die Schule und das schulische Milieu in die ambivalente Lage gerieten, zugleich Adressaten wie aktive Exponenten der Konfessionalisierungspolitik zu sein. Christian Klein (Wiesbaden) ordnete die Entwicklung des frühneuzeitlichen städtischen Schulwesens in den breiten historischen Kontext ein. Er verglich Schulen in Mainz und Frankfurt am Main, zwei Städten, die zwar nahe beieinander liegen, die konfessionell aber vieles trennte. Piotr Kociumbas (Warschau) entwarf zunächst einen Überblick über das Schulwesen der Frühen Neuzeit und konzentrierte sich dann auf einzelne Komponenten des Unterrichts, konkret auf die Vermittlung von Musik und Dichtkunst an einem Danziger Gymnasium; seine Frage war, welche Wirkung dieser Unterricht auf die Bildung der Schüler hatte. Die folgenden beiden Beiträge lenkten den Blick erneut auf Kinder als Objekte frühneuzeitlicher Pädagogik: Michaela Freemanová (Prag) schilderte die Lebensbedingungen von Prager Choralsängern im 18. Jahrhundert. Petr Kreuz (Prag) erinnerte an

einen Kinderhexenprozess in den 1640er Jahren, in den auch die Jesuitenschule Prag involviert war. Die kindliche „Teufelsbeschwörung“ habe, so Kreuz, davon gezeugt, wie stark die zeitgenössische Mentalität von den Ereignissen des Dreißigjährigen Kriegs beeinflusst war und dass diese auch die Welt der Kinder veränderten.

Die Referenten des folgenden Themenblocks befassten sich mit dem Begriff der Kindheit aus rechtlicher, theologischer und medizinischer Sicht. Pavla Slavíčková (Olomouc) stellte die Perspektive frühneuzeitlicher Rechtsquellen auf Kinder vor, indem sie die zeitgenössische Rechtspraxis der materiellen Absicherung von Kindern aus intakten Familien mit jener von Waisenkindern verglich. Welchen Vorstellungen von einer idealen Kindererziehung man im religiösen Milieu der Frühneuzeit anhing, legte Miloš Sládek (Prag) auf der Basis von literarischen Erbauungstexten dar; David Tomíček (Ústí nad Labem) ergänzte dies um die medizinische Perspektive. Interessant ist, dass in allen Beiträgen übereinstimmend die Akzeptanz der Kindheit als einer spezifischen Alterskategorie konstatiert wurde.

Das Referat von Andreas Weigl (Wien) führte dann ins Alltagsleben von Wiener Kindern verschiedener sozialer Schichten. Weigl entwarf ein Panorama, das von kindlichen Spielen und Kinderarbeit über das Leben von Kindern am Rande der städtischen Gesellschaft, Bildung und Erziehung in den verschiedenen sozialen Milieus bis hin zu familiären Bindungen und demografischen Daten über Kinder im Wien des späten 17. und frühen 18. Jahrhundert reichte. Ähnlich konzipiert war der mit zahlreichen Beispielen angereicherte Beitrag von Jitka Lněničková (Prag) über die Entwicklung von Kinderspielen in Prag, der eine Langzeitperspektive einnahm. Sowohl Weigl als auch Lněničková attestierten der frühneuzeitlichen städtischen Gesellschaft ein wachsendes Bedürfnis, die Spiele der Kinder zu kontrollieren und später gezielt für Bildung und Erziehung in den Dienst zu nehmen.

In einen breiteren europäischen Kontext ordnete Simona Slanicka (Bern) ihre Ausführungen über „Bastarde“ und Findelkinder in den italienischen Kommunen der Renaissance ein. An Jacob Burckhardts Plädoyer für eine kulturgeschichtliche Herangehensweise anknüpfend, wies sie auf die bedeutende politische und kulturelle Rolle hin, die gerade Illegitime in dieser Zeit einnahmen. Slanicka argumentierte, dass die Ursachen für dieses Phänomen nicht zuletzt in der medizinischen und politischen Deutung der theoretisch unreinen „Bastarde“ in den zeitgenössischen Diskursen zu suchen sind. Dem Problem des Verhältnisses der Gesellschaft zu Kindern in einer problematischen sozialen oder rechtlichen Position widmete sich Wolfgang Hartung (Essen). In großen historischen Linien zeichnete er die Entwicklung der Armenfürsorge nach und konzentrierte sich dann auf die Herausbildung der neuzeitlichen Sozialfürsorge im vorrevolutionären Frankreich sowie auf die Frage, welche Stellung Kindern in diesem System zugewiesen wurde.

Die zweitägige Konferenz hat eine ernsthafte und kritische Reflexion über den Stand der Forschungen zur Geschichte von Kindern und der Kindheit in der mitteleuropäischen Historiografie unternommen. Dank der interdisziplinären Anlage konnte sowohl eine Übersicht über die vorliegende Literatur als auch eine Zusammenfassung der Quellenlage geboten werden; diskutiert wurden zudem Themen wie die zeitgenössische Wahrnehmung von Kindern, deren Position im religiösen Milieu oder die rechtliche und medizinische Praxis. Aus ganz verschiedenen Perspektiven

wurde Philippe Ariès These, Kinder im Mittelalter und der Frühneuzeit seien als „kleine Erwachsene“ betrachtet worden und die Gesellschaft habe ein eher kühles Verhältnis zu ihnen gehabt, widerlegt.

Das dominante Thema der Konferenz war das Kind als Objekt von Erziehungs- und Bildungsprozessen. Als Akteure indessen kamen die Kinder zu kurz. Ihre eigene Weltwahrnehmung blieb unterbelichtet, auch wurde der Raum, in dem Kinder lebten und ihre Erfahrungen machten, sich ihr Blick auf die Welt formte, kaum thematisiert. Eindeutig im Vordergrund stand die Sicht von Erwachsenen auf Kinder und das Bild von Kindern und Kindheit, das Erwachsene in verschiedenen gesellschaftlichen Zusammenhängen kommunizierten. Doch kann man ohne Zweifel festhalten, dass die Prager Tagung einen ersten wichtigen Schritt zur Beschäftigung mit dem Thema Kinder und Kindheit in den Städten Mitteleuropas in der Frühneuzeit und im Mittelalter unternommen hat.

Prag

Olga Fejtová

SÄCHSISCH-BÖHMISCHE BEZIEHUNGEN IM MITTELALTER

Schon für das Frühmittelalter lassen sich im sächsisch-böhmischen Grenzraum zahlreiche Begegnungen auf wirtschaftlicher, kultureller und religiöser Ebene nachweisen. Die Wege, auf denen sich diese Beziehungen entwickelten, blieben freilich zunächst auf die Elbe/Labe und einige wenige Passstraßen beschränkt. Erst mit der intensiveren Besiedlung auch der zuvor unzugänglichen Täler und Kammlagen des Erzgebirges/Krušné hory intensivierten sich die Kontakte. Eine Reihe wissenschaftlicher Vorträge im Rahmen eines „Mittelaltertags“ am 23. November 2010 an der Technischen Universität (TU) Chemnitz, organisiert von der Sächsisch-Tschechischen Hochschulinitiative (STHI) und dem Fachschaftsrat der Chemnitzer Philosophischen Fakultät, ging dieser Entwicklung nach.

Die durch den Erzgebirgskamm naturräumlich prädisponierte Grenze zwischen Sachsen und Böhmen gilt gemeinhin als eine der stabilsten ihrer Art in Europa. Über einen langen Zeitraum hinweg bestand jedoch keineswegs eine festgelegte Abgrenzung. Wechselseitige lehensrechtliche Beziehungen, wie beispielsweise bei den Besitzungen der Familie von Büнау, überbrückten den noch weitgehend dünnbesiedelten Raum. Die Entwicklungen, die 1459 zum Abschluss des Vertrags von Eger und damit zu einer weitgehenden Festlegung der Grenze führten, wurden von Andrea Dietrich (Müglitztal) und Iveta Krupíčková (Děčín) dargestellt.¹ So hatte das reichsunmittelbare Adelsgeschlecht der Burggrafen von Dohna großen Einfluss auf die Besiedlung des Osterzgebirges ausgeübt. Weitverzweigte Besitztümer zwischen

¹ Dem Vertragsschluss von 1454 widmete sich im November 2009 eine internationale wissenschaftliche Tagung, deren Ergebnisse 2011 in einem Sammelband publiziert werden sollen. Vgl. bis dahin den Tagungsbericht *Finger*, Birgit: Eger/Cheb 1459. Böhmisch-Deutsche Fürstentreffen zwischen dynastischer Politik, fürstlicher Repräsentation und kultureller Verflechtung, AHF-Information Nr. 267, München 2009. <http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2009/267-09.pdf> (Letzter Zugriff: 30.11.2010).

Müglitz, Elbe und Weißeritz sowie das Münzrecht erlaubten es dieser Familie, durch wechselseitige Bündnisse zwischen den wettinischen Markgrafen von Meißen und böhmischen Besitzansprüchen zu lavieren. Erst mit dem Ende der „Dohnaischen Fehde“ 1402 wurde die Burggrafschaft – zu diesem Zeitpunkt gerade unter böhmischer Lehenshoheit – der meißnischen Herrschaft unterworfen, die ihre Besitztümer damit teilweise arrondieren konnte. Über 60 Orte und Herrschaften im Erzgebirgsraum und im Vogtland verblieben jedoch unter böhmischer Oberhoheit. Zugleich verfügten die Wettiner über Besitzungen im Böhmisches. Erst der Vertrag von Eger sorgte schließlich – zumindest im Erzgebirge – für eine Vereinheitlichung und legte die bis heute gültige Grenze größtenteils fest. Denn, wie Dietrich und Krupičková betonten, der im Vertrag beschlossene „Ewige Friedensbund“ zwischen Kurfürst Friedrich II. dem Sanftmütigen (1412-1464), Herzog Wilhelm III. dem Tapferen (1425-1482) und König Georg von Podiebrad/Jiří z Poděbrad (1420-1471) erlaubte zahlreiche Neubelehnungen und erbliche Übertragungen.

Tomáš Velímský (Ústí nad Labem) untersuchte die mittelalterlichen sächsisch-böhmischen Kontakte anschließend aus stadt- und besiedlungsgeschichtlicher Perspektive. Er führte aus, dass im Frühmittelalter neben der Elbe besonders der „Kulmer Steig“ über den Nollendorfer Pass als am niedrigsten gelegener Übergang über das Erzgebirge für Heereszüge, Reisen zu Reichstagen und Wirtschaftsbeziehungen genutzt worden sei. Mit der Intensivierung des Landesausbaus im 12. Jahrhundert wurden auch die Kontakte zahlreicher und neue Wege entstanden. Damit einher ging ein wirtschaftlicher Aufschwung, von dem unter anderem Most/Brüx profitierte. Velímský verwies in diesem Zusammenhang vor allem auf die häufig nachweisbaren Schmelz- und Waldglashütten. Auf sächsischer Seite drang die Besiedlung entlang der Flusstäler bis zum Erzgebirgskamm vor. Für die böhmische Seite sind die ersten entsprechenden Hinweise für das 13. Jahrhundert auffindbar. Neben den wirtschaftlichen Kontakten hob Velímský besonders die Bedeutung religiöser Beziehungen hervor, da Ortschaften wie Struppen und Langhennersdorf auf sächsischer Seite kirchenrechtlich zum Prager Bistum gehörten.

Petr Schneider (Ústí nad Labem) stellte seine Forschungsergebnisse zur Münzgeschichte des Oberlausitzer Gebiets im 13. Jahrhundert vor. Auch für diese Region sei ein wirtschaftlicher Aufschwung im Zusammenhang mit dem Landesausbau nachweisbar. Die wichtigste Verbindung stellte die „Via Regia“ von Leipzig bis nach Schlesien dar. Aufgrund reichhaltiger Silberfunde setzte nach 1235 eine intensive Prägetätigkeit in der Region ein. Wenngleich Schneider einräumte, dass der Beginn der Münzprägungen nicht durch schriftliche Quellen belegt werden kann, lasse er sich jedoch anhand zahlreicher stilistischer Besonderheiten wie der Verwendung großer Kopfdarstellungen, breiter Kronen und von Pflanzenattributen nachweisen. Die Münzstätten in Görlitz und Bautzen könnten nicht eindeutig voneinander abgegrenzt werden, für Zittau sei um 1280 eine Prägestätte nachweisbar. Schneider unterstrich den Umfang der wirtschaftlichen Beziehungen, die sich anhand zahlreicher Münzfunde ablesen lassen. So wurden beispielsweise Görlitzer Brakteaten in Mähren verwendet, während ab Beginn des 14. Jahrhunderts allmählich der „Prager Groschen“ an überregionaler Bedeutung gewann und die Oberlausitzer die Münzen verdrängte.

Einen biografischen Zugang wählte Martin Žemlička (Ústí nad Labem), der zur Beziehungsgeschichte forscht. Er schilderte den Lebensweg Alberts von Seeberg – erstmals 1277 urkundlich erwähnt, gestorben 1321 – als den eines „typischen Adligen“ seiner Zeit. Albert, der väterlicherseits wohl dem Geschlecht der sächsischen Leisniger Burggrafen und mütterlicherseits dem böhmischen Adelsgeschlecht von Dubá/Dauba entstammte, leistete im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts einen wichtigen Beitrag zum Landesausbau in der Region um Chomutov/Komotau sowie im Böhmerwald/Šumava. Auf wechselnden Seiten war er in den Königswirren nach dem Tod Ottokars II. Přemysl (um 1232-1278) engagiert und diente am Hof Wenzels II. (1271-1305) unter anderem als Marschall. Für die Zeit zwischen 1310 und 1316/17 sind kaum urkundliche Belege vorhanden. Danach war Albert an den Auseinandersetzungen zwischen den Gruppen um Heinrich von Leipa/Jindřich Hynek z Lipé (um 1270-1329) und Wilhelm Hase von Waldeck/Vilém Zajíc z Valdeka († 1319) beteiligt. Schließlich würdigte Žemlička Albert als einen Adligen, der „immer darum bemüht [war], seine Interessen durchzusetzen – aber manchmal auch bereit war, seinen Rivalen nachzugeben“.

Das gut besuchte Symposium hat sich als Forum für den Austausch zwischen deutschen und tschechischen Wissenschaftlern bewährt. Einige der präsentierten Forschungsbeiträge wurden erstmals außerhalb Tschechiens vorgestellt; zudem wurden kulturhistorische Themen wie die mittelalterliche Esskultur (Gerhard Dohrn-van Rossum, Chemnitz) diskutiert und weiterführende Fragen wie die Bedeutung literarischer Fragmentenfunde erörtert (Christoph Fasbender, Chemnitz). Somit war dies eine gelungene Veranstaltung, die interessante Beiträge zu einer transnationalen Regional- und Beziehungsgeschichte des sächsisch-böhmischen Grenzraums lieferte und nicht zuletzt die Kooperation zwischen der TU Chemnitz und der Jan-Evangelista-Purkyně-Universität Ústí nad Labem im Rahmen der STHI vertiefen half.

Chemnitz

Martin Munke

NEUE LITERATUR

Vojáček, Milan / Kokešová, Helena / Maříková, Martina u. a. (Hgg.): Červinková-Riegrová, Marie: Zápisky [Aufzeichnungen]. Bd. 1: 1880-1884.

Národní archiv a Scriptorium, Praha 2009, 712 S.

Sorgfältig geführte und detailreiche Tagebücher können wertvolle Quellen für die Rekonstruktion von Geschichte sein. Sie geben nicht nur Zeugnis von vergangener Wirklichkeit, sondern auch von den Gedanken und Gefühlen der damaligen Zeitgenossen, deren Urteile und Handlungen sie dem Leser näher bringen. Das gilt in besonderem Maß für die Tagebücher historisch bedeutsamer Persönlichkeiten, die als aktiv Beteiligte im Zentrum des Geschehens standen, oder ihrer engen Mitarbeiter, die die Tätigkeit der beteiligten Akteure mit einem gewissen Abstand betrachten konnten.

Marie Červinková-Riegrová (1854-1895) – Tochter František Ladislav Riegers, eines der führenden tschechischen Politiker der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der in der Politik die Arbeit František Palackýs fortführte – hat sich ihren Platz in der tschechischen Geschichte als umfassend gebildete und emanzipierte Frau, Opern-Librettistin, Schriftstellerin sowie Philanthropin gesichert. Sie war außerordentlich am politischen Geschehen und den politischen Konflikten ihrer Zeit interessiert, vor allem an der Tätigkeit ihres Vaters, dessen Sekretärin und Archivarin sie war. Von 1865 bis zum Anfang der 1890er Jahre führte sie Tagebuch, in dem sie etwa ab 1879 die politische Tätigkeit des Vaters systematisch dokumentierte, wofür sie auch umfangreiches Quellenmaterial zusammentrug. Dieses wurde bereits für eine Biografie Riegers genutzt¹ und stellt eine wichtige Quelle für die Geschichte der tschechischen Politik von Ende der 1880er bis Anfang der 1890er Jahre dar. Červinková-Riegrová notierte politische Ereignisse und verband sie in ihren Aufzeichnungen mit Bemerkungen über das zeitgenössische Kultur- und Gesellschaftsleben, Familienangelegenheiten, persönliche Probleme sowie die täglichen Freuden und Kümmernisse. So schrieb sie am 19. März 1882:

Vater sprach gestern in der Debatte zur Überarbeitung der Wahlordnung, die Rede haben wir heute gelesen und erscheint mir gelungen, obwohl Vater noch einen Tag zuvor geschrieben hatte, dass er noch keine Zeit hatte, darüber nachzudenken, was er sagen würde. [...] Hier vergehen die Tage eintönig. Freitag und Samstag habe ich am Skript zu Dimitrij gearbeitet. Genügend Zeit habe ich Spaziergängen gewidmet, das Wetter ist klar und warm, es blüht bereits alles. (S. 261)

Die vorliegende Edition ist das erste Ergebnis eines Projekts, das am Nationalarchiv unter der Leitung von Milan Vojáček und mit Unterstützung der Tschechischen Wissenschaftsstiftung Grantová Agentura durchgeführt wird und das Ziel

¹ Vgl. Jahn, Jiljí V.: František Ladislav Rieger. Obraz životopisný [Ein Lebensbild]. 2. erw. Aufl. Praha 1890.

hat, die umfangreichen Tagebucheinträge von Červinková-Riegrová zugänglich zu machen. Der nun erschienene erste Teil beinhaltet auf fast 700 Seiten Aufzeichnungen aus den Jahren zwischen 1880 und 1884 und wurde von Luboš Velek mit Kommentaren und Anmerkungen versehen, die dem Leser die Orientierung in der Flut von Fakten und Namen erleichtern sollen. Doch sind die Texte von Červinková-Riegrová nicht nur als historische Quelle wertvoll, sie haben auch literarische Bedeutung und bieten nicht zuletzt einen lebendigen Einblick in das Gesellschaftsleben Ende des 19. Jahrhunderts. So berichtete Červinková-Riegrová beispielsweise über die feierliche Eröffnung des Nationaltheaters am 18. November 1883 und beschrieb sowohl das vormittägliche – so genannte akademische – Programm als auch die festliche Vorstellung von Smetanas „Libuše“ am selben Abend:

Wir waren zu fünft in der Loge, Mutter, Vater, die Schwester, ich und Václav. Das Theater war überfüllt mit ausgesuchten Persönlichkeiten, aber insgesamt wenig Damen, der Männeranteil überwog. [...] Das Programm der Akademie bestand aus einer Ouvertüre Smetanas, nach der sich nicht einmal eine Hand bewegte, einer Ansprache Vrchlickýs, von Frau Bittner in einem leicht zwitschernden Singsang vorgetragen, Dvořáks dramatischer Ouvertüre „Husitská“, die mit Beifall aufgenommen wurde, danach Bendels Chor und abschließenden Worten von Vrchlický, die Seifert vortrug, und einer szenischen Darstellung. Mir fehlte bei der Feier etwas, ich weiß aber nicht was. Alles war ziemlich akademisch, ein bisschen unterkühlt, der Applaus erschien mir nicht laut genug, überhaupt fehlte mir jegliche spontane Begeisterung. [...] [Am Abend, J.T.] machten wir uns dann für das Theater fertig, fuhren früh los und waren die ersten in einer Loge [...]. Die Vorstellung dauerte sehr lange. Die Ausstattung war ausgezeichnet, die Darbietung gelungen, der Applaus für Libuše am größten. [...] Die Stimmung im Theater und im Ensemble war lebendiger und animierter als am Vormittag, aber doch nicht wirklich ergriffen. Die ausgelassenste Begeisterung konnte draußen vor dem Theater beobachtet werden, wo die Studentenschaft und versammelte Menschenmenge „Sláva“ riefen und sangen. (S. 515)

Wie in diesem Zitat, so berichtet Marie Červinková-Riegrová auch in vielen anderen Passagen ihres Tagebuchs über bedeutende politische und gesellschaftliche Ereignisse ihrer Zeit. Lesenswert sind ihre Schilderungen vor allem auch deswegen, weil sie die Atmosphäre von einst wiederaufleben lassen.

Prag

Josef Tomeš

Riener, Karoline: Zwischen Wissenschaftsdiskurs und Kulturpolitik. Adalbert Stifter-Rezeption in Böhmen um 1900.

Klartext, Essen 2010, 259 S.

Wer von Karoline Rieners nun veröffentlichter Dissertation vor allem die Auseinandersetzung mit der Stifter-Rezeption um die Wende zum 20. Jahrhundert erwartet, wird auf den ersten Blick vielleicht enttäuscht sein, denn die unausgesprochene Hauptperson dieser Monografie heißt nicht Adalbert Stifter, sondern August Sauer. Wer sich indessen für den Wissenschaftsdiskurs und die Kulturpolitik sowie den Raum dazwischen interessiert, kann nicht enttäuscht werden, denn im Zentrum dieser Arbeit stehen die damalige Germanistik und die Hauptmerkmale der Kulturpolitik in Böhmen, deren gesellschaftlichen Rahmen Riener rekonstruiert.

Zu Beginn widmet sie sich der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“, deren Gründung 1892 sie im Zusammenhang und Konkurrenzkampf mit der „Česká akademie“ (gegründet 1891) betrachtet. Die Autorin erfasst treffend das Dilemma der „Gesellschaft“, die sich einerseits als akademische Einrichtung profilieren, andererseits Künste und Literatur der deutschsprachigen Bevölkerung Böhmens unterstützen wollte. Da August Sauer eine markante Persönlichkeit der „Gesellschaft“ war, liegt die Verbindung zum Prager Universitätsleben nahe, das Riener sowohl in seiner sprachlichen Dichotomie (Teilung der Universität 1882) als auch in seinen wissenschaftsgeschichtlichen Kontexten (Literaturgeschichtsschreibung in Deutschland und Österreich-Ungarn) darstellt. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen einzelne wissenschaftliche Leistungen Sauers – seine Auffassung der Literaturgeschichte (die richtungsweisend für Nadlers spätere Darstellung der Literatur der „Stämme und Landschaften“ war), die Gründung der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen“, die Gründung des „Adalbert-Stifter-Archivs“, der Entwurf für die Herausgabe des Gesamtwerks Stifters sowie die Leitung der Kulturzeitschrift „Deutsche Arbeit“, womit sich der Kreis an der Nahtstelle der populärwissenschaftlichen und publikumswirksamen Tätigkeit Sauers wieder schließt.

Karoline Rieners Dissertation erschöpft sich allerdings nicht in der bloßen Beschreibung der zeitgenössischen Zustände in Wissenschaft und Kultur. Ihre Ambitionen gehen viel weiter: Ziel ist es, die Rezeption Stifters in ihrer gesamten Komplexität zu erfassen. Daher muss sie sich auch der kardinalen Frage der Stifter-Forschung stellen: Inwieweit handelte es sich bei Stifter um ein regionales Phänomen, inwieweit kann man Stifter als Literaten vom Range eines Goethe etablieren? Daraus ergibt sich einerseits ein methodologischer Vergleich der kritischen Werkausgabe Goethes (unter Wilhelm Scherers Ägide) mit der von Sauer initiierten kritischen Gesamtausgabe der Werke Stifters, andererseits ein Exkurs, in dem Stifter in den Kontext der Böhmerwald-Region gestellt wird. So musste sich die Autorin mit der eher theoretischen Frage nach den regionalen Aspekten von Literatur auseinandersetzen, einer Diskussion, in der sie sich, wie die abgehandelte Literatur beweist, sehr gut auskennt. Zugleich musste sie detaillierte Kenntnisse in einem eher marginalen germanistischen Bereich erwerben, was ihr, wie der 20seitige Exkurs „Adalbert Stifter und der Böhmerwald. Genius und spiritus loci“ zeigt, gut gelungen ist.

Ohne so „kleinkrämerisch“ und „schulmeisterlich“ sein zu wollen, wie Sauer in seinen Rezensionen auf die Autorin wirkt (S.75), muss der Rezensent leider feststellen, dass im Text nicht nur ab und zu Schreibfehler und falsche Jahresangaben auftauchen, sondern auch Passagen, die schwer verständlich sind. Formulierungen wie „So verweist für Sauer somit alles auf das ‚nationale Moment‘“ (S. 78), oder „Sie sollten die Entwicklung des jungen Goethe [...] nachgezeichnet werden“ (S.191) bzw. „Dass Stifter sich [...] romantische Muster verwendet hat“ (S. 216) stören den Gesamteindruck. Irritierend sind auch Unstimmigkeiten wie die Tatsache, dass auf Seite 179 vom Jahr 1902 die Rede ist, das verwendete Zitat Laubes aber in der Anmerkung auf der Seite 180 samt Quellenangabe auf das Jahr 1871 datiert ist. Auch muss die Behauptung berichtigt werden, dass der Hügel Svatobor im Choden-

land liege (S.148), in diesem Fall wurde die tschechische Quelle missverstanden; ganz irreführend ist dann die Information „Tschechische Truppen besetzten vier Tage vor der Proklamierung der Republik die deutschsprachigen Gebiete.“ (S. 231) Bedauerlich ist zudem – um nun doch kleinkrämerisch zu sein –, dass nicht alle in den Fußnoten in Kurzform genannten Werke im Literaturverzeichnis zu finden sind. So hätten mich z.B. Andreas Schumanns „Glorifizierung“ oder „Beispiel Goethe“ näher interessiert. Sicher kann man solche Angaben auch im Internet recherchieren, doch wäre dann die Frage legitim: Wozu noch Literaturverzeichnisse?

Um nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten, muss betont werden: Wer nach Karoline Riener über die Atmosphäre in Wissenschaft und Kulturpolitik in Prag um 1900 forschen möchte, kommt an ihrer Arbeit nicht vorbei. Riener bietet einen tiefen Einblick in das damalige Funktionieren der Universität, insbesondere des Lehrstuhls für Germanistik, sowie der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“. Und auch Fachleute werden bei Karoline Riener noch manche neue Erkenntnis und Ergänzung des eigenen Wissens finden.

Prag

Václav Maidl

Schmid, Julia: Kampf um das Deutschtum. Radikaler Nationalismus in Österreich und dem Deutschen Reich 1890-1914.

Campus, Frankfurt, New York 2009, 406 S.

Julia Schmid's Tübinger Dissertation versteht sich als eine kulturgeschichtliche Arbeit, fragt sie doch nach den historischen Wahrnehmungs- und Deutungsmustern bzw. nach denjenigen materiellen, mentalen und sozialen Kontexten, die auf die nationalistischen Sinnstiftungen einwirkten. Es geht der Verfasserin dabei um die Rekonstruktion der Erfahrungsgemeinschaft von reichsdeutschen und österreichischen radikalen Nationalisten und deren „Kampf um das Deutschtum“, wobei gerade die im ostmitteleuropäischen Raum vorhandene Dichte von Interferenzonen verflechtungshistorische Zugänge erfordere. Ziel der Untersuchung ist die Analyse der „Erfahrungs- und Ideenwelt des überstaatlich agierenden radikalen deutschen Nationalismus um die Jahrhundertwende“ (S. 27), bei der die Publizistik, die einen „umfassenden Kommunikationsraum innerhalb des deutschnationalen Milieus“ (S. 43) schuf, eine besondere Rolle spielte, da erst durch sie eine überregionale Konstitution dieser Erfahrungsgemeinschaft ermöglicht wurde. Schmid betrachtet die Publizistik als „Transportmittel gemeinschaftsrelevanten Wissens“, welches per Selektion und Deutungsangebot die Aneignung von Wissen strukturiere.

Schmid untersucht die Organisations- und Sozialstruktur der relevanten Personengruppen, wobei sie besonders die Entstehung und Ausdifferenzierung des reichsdeutsch-deutschösterreichischen nationalistischen Milieus in den Blick nimmt. Es geht hierbei um Vernetzungs- und Konfliktlinien, aber auch um die Sozialstruktur und Mitgliederverteilung der untersuchten Vereine. Immerhin war kurz vor dem Ersten Weltkrieg der deutsche Nationalismus in der Habsburgermonarchie zu einer Massenbewegung geworden. Den gemeinsamen Wahrnehmungs-, Deutungs-

und Handlungsmustern ist das dritte Kapitel gewidmet. Zunächst wird die Konstitution einer staatsübergreifenden deutschnationalen Handlungsgemeinschaft herausgearbeitet, bei der die Presse die Funktion eines zentralen Akteurs spielte, der die nationale Segregation propagierte. Thematisiert werden aber auch die Pflege der deutschen Sprache und Kultur nebst Verständigung über kanonisierte Texte, nationale Denkmäler und Feiern. Diese werden genau so nationalistisch aufgeladen wie wirtschaftliches Handeln oder gar der Tourismus, der den Erfordernissen des Grenzlandkampfes untergeordnet wurde: „Schützt durch Wandern unsere Sprachgrenze.“

Historische Ereignisse verbürgen nationale Gemeinschaft. Dies wird am Beispiel der publizistischen Instrumentalisierungen von Germanenkult und Hermannschlacht samt der an diese gekoppelten „deutschen Charaktereigenschaften“ wie Freiheitsliebe und Treue genau so deutlich wie an den Beispielen Ostsiedlung, Befreiungskriege sowie Bismarck als Reichsgründer. Derartige historische Mythen mit ihren Handlungsrollen, darin ist Schmid zuzustimmen, dienen der Konstitution und Verfestigung von kollektiver Identität (S. 182). Eine Erfahrungsgemeinschaft ergab sich zudem über aktuelle sprachpolitische Konflikte wie im slowenischen Cilli, bei den Badeni-Unruhen in Prag oder den Auseinandersetzungen um die Prager deutsche Universität im Jahre 1904. Hier wäre allerdings ein Hinweis auf die kontrovers geführte Debatte um eine Verlegung der Universität nach Reichenberg notwendig gewesen. Beizupflichten ist dagegen der Einschätzung, dass die „jahrelange Erfahrung der Nationalitätenkämpfe in Österreich als eine Form von Krieg“ dazu führte, den tatsächlichen Krieg als eine Chance zu begreifen (S. 296).

Im letzten Kapitel analysiert die Autorin die zentralen Nationsvorstellungen und politischen Konzepte der deutschnationalen Bewegungen. Leitkonzepte wie Sprache und Kultur weisen auf die Dominanz der Abstammungsthese und auf die Biologisierung des politischen Denkens, welches mit dem Leitbegriff der Rasse einen wirkungsmächtigen „semantischen Code für den subjektiven Glauben an eine wie auch immer geartete biologische Abstammungsgemeinschaft“ bietet (S. 300). Deutlich wird ferner das Spannungsverhältnis zwischen Staat respektive Staatsbürger und Nation respektive Volk. Letztere erschienen in der nationalen Presse deutlich dominant, ein integrierender österreichischer Staatspatriotismus konnte sich beispielsweise nicht herausbilden. Gleichwohl ist für das Habsburgerreich angesichts realer Heterogenität eine Konvergenz von staatlich-dynastischen und deutschnationalen Interessen nicht zu verkennen, basierend auf dem Selbstverständnis deutscher Staatstreue, argumentativ gestützt mit Kategorien wie Kulturhöhe, ökonomische und finanzielle Stärke, Geschichte und Volkszahl. Hinsichtlich topografischer Kategorien wie Natur, Land, Raum wird eine Priorisierung ethnischer und sprachlicher Kriterien zur Bestimmung von Grenzen vorgenommen, basierend auf der These von einer natürlichen Beziehung zwischen Land und Bewohnern und verbunden mit der Vorstellung von einem Kampf um Sprachgrenzen, an denen sich deutsche Vorposten im nationalen Kampf zu bewähren hatten. Dass dabei durchaus unterschiedliche Einschätzungen und Interessen zwischen reichsdeutschen und österreichischen Nationalisten vorlagen, belegen die Erwartungen über die Zukunft Mitteleuropas. Ging man im Reich zunächst von einem Zerfall der Habsburgermonarchie und damit von der Möglichkeit einer territorialen Neuordnung aus, so verschob sich die

Perspektive mit dem Ersten Weltkrieg, als der Donaumonarchie eine neue Schlüsselstellung in den imperialen Planspielen zugewiesen wurde. Deutschland fungierte darin als mitteleuropäischer Kernstaat, die Donaumonarchie als Kolonisationsstaat. Auf der anderen Seite gab es durchaus Reformprojekte im Habsburgerreich, die zwischen kronlandföderalistischen und trialistischen Entwürfen changierten.

Mit dieser materialreichen Studie hat Julia Schmid eine verdienstvolle Arbeit vorgelegt, bei der man lediglich die Stimme des „Gegners“ vermisst. So wird zwar die enge Verflechtung zwischen reichsdeutschem und deutschösterreichischem Nationalismus sehr deutlich. Deren Manifestationen und Texte hängen aber insofern in der Luft, als man nur wenig über Referenzen auf slawische Positionen erfährt bzw. über Prozesse der Rezeption und Wirkung sowie die damit verbundenen gegenseitigen Verstärkungsprozesse. Eine stärkere Berücksichtigung des „Anderen“ hätte das Ineinandewirken von Auto- und Heterostereotypen deutlicher herausstellen können. Ferner hätte die Kolonialisierung der Lebenswelt durch die Zeit und Raum durchdringende Massenpresse hinsichtlich ihrer suggestiven Wirkungen ein wenig ausführlicher in den Blick genommen werden können. Und zu guter Letzt ist es angesichts der Faktenfülle zu bedauern, dass kein Register zur Verfügung steht, welches eine rasche Orientierung ermöglichen würde. Mit diesen Einwänden soll gleichwohl die Solidität der Arbeit nicht herabgewürdigt werden, die ein wichtiges Thema sachkundig und umfassend zu präsentieren weiß.

Weimar

Steffen Höhne

Schönborn, Sibylle (Hg.): Grenzdiskurse. Zeitungen deutschsprachiger Minderheiten und ihr Feuilleton in Mitteleuropa bis 1939.

Essen, Klartext 2009, 227 S.

Grenzdiskurse, unter diesem Titel werden Zeitungen deutschsprachiger Minderheiten in Ostmitteleuropa bis 1939 untersucht, wobei es, so die Herausgeberin, um die „Erforschung der Feuilletonkultur als Kulturpoetik Mitteleuropas“ im Medium Tagespresse geht. Ausgehend von einer eher deskriptiven bzw. faktografischen Erfassung der Grundlagen – hier werden ausgewählte Zeitungen deutschsprachiger Minderheiten aus Polen, Kroatien, dem Wolgagebiet und Lemberg vorgestellt – versammelt Teil 2 Beiträge zur „Selbstdefinition und kollektiven Identitätsbildung deutschsprachiger Minderheiten über ihre Tagespresse“ (Beispiele aus Laibach, der Untersteiermark, der zweiten Polnischen Republik und aus Prag). Teil 3 enthält Beiträge zum „Feuilleton als Kulturpoetik und als Forum kultureller Vermittlungs- und Austauschprozesse“. Hier werden vor allem Repräsentanten der Prager Feuilletonkultur wie Egon Erwin Kisch, Pavel Eisner, Ernst Weiß und Hermann Ungar sowie Robert Walser behandelt.

Die übergeordnete Zielsetzung des Bandes liegt in einer Analyse „medialer Grenzziehung und Grenzüberschreitung“ sowie der damit verbundenen Raumkonstruktionen. Ferner sollen die „Rolle von Zeitungen bei der Ausbildung der kollektiven Selbstverständnisse deutschsprachiger Minderheiten in Mitteleuropa“ (S. 8) sowie Aspekte von Dialogen der Ausschließung und des kulturellen Austausches zur Sprache kommen. Es geht dabei auch – so der Anspruch – um eine Rephilolo-

gisierung von Kultur. Ungeachtet dieses ambitionierten Anspruches verbleiben allerdings nicht wenige Beiträge auf einer eher beschreibenden, weitgehend theoriefreien Ebene, so dass sich bestenfalls in Umrissen das Konzept einer mitteleuropäischen Kulturpoetik erkennen lässt. Schon die Verwendung des Toponyms Mitteleuropa erfolgt weitgehend unreflektiert. Ansätze der Transfergeschichte, der Diskurs- und Medienanalyse, des Spatial turn oder der Interkulturalitätsforschung, die für die leitende Fragestellung eine wichtige Grundlage liefern könnten, werden in der Regel nicht verfolgt.

Ohne näher auf die Beiträge zum Zeitungswesen in Polen, Kroatien, Slowenien, Russland und der westlichen Ukraine einzugehen, seien hier die für die böhmischen Länder relevanten Beiträge vorgestellt. Kateřina Čapková interpretiert die Gründung der „Tribuna“ 1919 als Versuch, ein tschechisch-jüdisches Konkurrenzblatt zum „Prager Tagblatt“ zu etablieren, während Scott Spector ausgehend von der These, dass die „Reportage- und Feuilletonkultur“ für Egon Erwin Kisch „ein Gegenmittel zum sterilen mitteleuropäischen Neoklassizismus“ (S. 161) darstellte, in den Reportagen die Intention einer „Auflösung der Trennungen zwischen hoher Kunst und Volkslied, Literat und Volk, Deutschen und Tschechen“ (S. 167) erkennt. Hier müsste die textimmanente und eher punktuelle Analyse sicher um weitere kulturvergleichende Überlegungen ergänzt werden.

Michael Wögerbauer gelingt dagegen eine fundierte Darstellung, wie Pavel Eisner seine beiden Konstrukte zur Bestimmung der Prager deutschen Literatur, das der Symbiose und das des dreifachen, ethnischen, psychischen und sozialen Ghettos, gegeneinander ausspielt. Eisner, Repräsentant einer Kultur, in der Prag selbst zum Mythos mutiert, suchte in seinen Feuilletons für die „Prager Presse“ die Rolle der Sprache nicht auf das Trennende hin zu bestimmen. Insbesondere evozierte er deren Potenzial gegenseitiger Bereicherung in den als semantische Plaudereien bezeichneten Sprachfeuilletons. In Eisners Publizistik der späten 1930er Jahre wird aber auch die utopische Dimension in landespatriotischer Tradition deutlich, die ihn selbst zu einem „Sendboten einer gefährdeten Humanität“ macht (so in seinem Nachruf auf Otokar Fischer), der sich das 1938 offenkundige Scheitern der Utopie nicht einzugestehen vermochte.

Den Feuilletoncontexten von Ernst Weiß, u. a. im „Prager Tagblatt“ und im „Berliner Börsen-Courier“, mit kulturkritisch-konservativer Attitüde sowie von Hermann Ungar im „Prager Tagblatt“ mit radikal kulturkritischer Haltung widmet sich Christian Jäger. Überzeugend zeichnet Jäger nach, wie Weiß das Feuilleton im Sinne einer ästhetischen Bildungsanstalt aufwerten wollte, wohingegen sich Ungar einer solchen Intention strikt verweigerte. Ungar akzentuierte in seinen feuilletonistischen Texten die „Lebensproblematik“, um den „herrschenden Klassen das Leben qua Kunst schwer zu machen“. (S. 187)

Robert Walsers Feuilletons in der „Prager Presse“ sind Gegenstand von Almut Todorows Beitrag. Ihr gelingt eine Verortung von Walsers Texten im Kontext der Prager Moderne, wobei sie auf die „Zeitungspatrone“ Otto Pick und Arne Laurin ebenso eingeht wie auf Walsers listige Publikationsstrategien. Ihre Antwort auf die Frage nach Walsers Erfolg in Prag nach 1918 bleibt aber „spekulativ“. Die Herausgeberin Sibylle Schönborn nähert sich der kulturpoetischen Kartierung Mittel-

europas anhand von Heines „Polenreise“ und der analogen Texte von Egon Erwin Kisch und Maxim Biller.

Abschließend lässt sich konstatieren, dass die Beiträge ein facettenreiches Bild des ostmitteleuropäischen deutschsprachigen Feuilletons zeichnen und einen richtungsweisenden Blick auf die Potenziale werfen, die in dieser Textsorte vorhanden sind. Man vermisst allerdings Versuche einer übergreifenden, über einzelne Periodika hinausgehenden Synthese gerade auch im Sinne der postulierten mitteleuropäischen Austauschprozesse. Bei künftigen Untersuchungen wird man daher sicher größeren Wert auf u. a. kultur- und mediengeschichtlich relevante Kontextualisierung legen müssen, um dem Anspruch einer Kulturpoetik des Feuilletons gerecht zu werden.

Weimar

Steffen Höhne

Höhne, Steffen/Udolph, Ludger (Hgg.): Deutsche – Tschechen – Böhmen. Kulturelle Integration und Desintegration im 20. Jahrhundert.

Böhlau, Köln, Weimar, Wien 2010, 379 S. (Bausteine zur Slavischen Philologie und Kulturgeschichte NF/Intellektuelle in Prag. Personen, Konzepte, Diskurse 1).

In der neuen Reihe „Intellektuelle in Prag. Personen, Konzepte, Diskurse“ ist als erster Band der Tagungsreader „Deutsche – Tschechen – Böhmen“ erschienen. Diese Publikation knüpft an einen Sammelband an, der das Thema kultureller Integration und Desintegration im 19. Jahrhundert behandelt.¹ Der Leser findet in dem von Steffen Höhne und Ludger Udolph herausgegebenen Band nicht nur eine ganze Reihe aufschlussreicher kulturgeschichtlicher Studien, sondern auch den ersten fachkundigen Versuch, die Arbeit der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission zu bewerten.

Der Ansatz, nach Integrations- und Desintegrationsentwicklungen der tschechischen und deutschen Gesellschaft zu fragen, ist nicht ganz neu. Ähnliche Untersuchungen führten tschechische und deutsche Historiker wie Jan Křen, Václav Kural und Detlef Brandes in den 1980er und 1990er Jahren für die Politikgeschichte durch, wobei sie die verschiedenen Ebenen dieser Beziehungsgeschichte von der internationalen Politik über die Landes- und „Reichspolitik“ bis hin zur kommunalen Ebene in den Blick nahmen. Die Kulturgeschichte bietet noch tiefere Einsichten: Sie kann sich der „Hochkultur“ widmen – der Literatur, Musik und Philosophie –, aber auch Gebräuchen und Gepflogenheiten, Fragen der Mentalität und dem Alltag.

Man hätte erwarten können, dass die Autoren der einzelnen Studien vor allem die kulturelle Abgrenzung dieser beiden in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verfeindeten Völker beschreiben würden. Doch kommen die Verfasser bei der Analyse ihrer Beispiele aus den Bereichen Literatur, Sprachenpolitik und -praxis, dem Leben von Vermittlern zwischen der tschechischen und deutschen Kultur wie Max Brod oder auch der Wissenschaft als Instrument der Volkstums kämpfe eher zu dem Schluss, dass der Grad der Desintegration gar nicht so hoch war und beide Erscheinungen –

¹ *Höhne, Steffen/Ohme, Andreas (Hgg.): Prozesse kultureller Integration und Desintegration. Deutsche, Tschechen, Böhmen im 19. Jahrhundert. München 2005 (VCC 103).*

Integration und Desintegration – parallel verliefen. In dieser Rezension sollen die einzelnen Aufsätze eben aus dieser Sicht analysiert werden: Welche Kulturphänomene bewirkten die gesellschaftliche Desintegration beider Völker? Gab es Erscheinungen in der Kultur der Tschechen und Deutschen, die zur Integration führten?

Beiträge zu finden, die eine Antwort auf diese Fragen liefern, ist allerdings nicht so einfach, wie man nach der Lektüre des Vorwortes von Höhne meinen könnte. Er teilt die Texte in drei Gruppen ein: Erstens „kulturelle und sprachwissenschaftliche Perspektiven und Prozesse“ (Sprachpolitik und bilingualer Sprachgebrauch), zweitens „kulturelle Phänomene“ (Kunst und Literatur) im multinationalen Kontext, wobei es primär um Fragen der Produktion, Rezeption, Distribution und Kanonisierung geht, und drittens „Institutionalisierung der kulturellen Integration“. Aus dieser Einteilung wird ersichtlich, dass der Sammelband eher Teilstudien zum breiteren Themenfeld präsentiert, als sich um eine Synthese zu bemühen – viele Fragen bleiben offen.

Höhnes Perspektive zufolge könnte die Studie von Simona Švingrová und Marek Nekula über den Gebrauch der tschechischen und der deutschen Sprache in der Praxis der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt in Prag um das Jahr 1900 in den ersten Bereich gehören. Diese musterhafte „Case study“ zeigt am konkreten Beispiel die alltägliche Anwendung von Amtspraxis in einer der vielen österreichischen Versicherungsanstalten auf tschechischem Gebiet. Bedauerlicherweise widmet sich kein Beitrag des Bandes der gesamten umfangreichen Thematik der Amtssprache für die Zeit zwischen 1900 und 1938 – obgleich gerade sie weitreichende Erkenntnisse über das Maß der Integrations- und Desintegrationserscheinungen in den beiden (konfliktträchtigen) Gemeinschaften geboten hätte.

Da der zweite Bereich sehr weit definiert ist, werden ihm die meisten Studien des Bandes gerecht. Trotzdem könnte man Themenfelder abgrenzen, z. B. Texte, die sich der Problematik der Integration von Juden in die deutsche oder tschechische Kultur widmen (Ludger Udolph, Dana Kasperová, Kurt Krolow, Hans-Gerd Koch, Barbora Šrámková), Studien zu Spezialproblemen der tschechischen Kultur (Text von Alfrun Kliems über die Exil-Prosa von Jan Křesadlo, Libuše Moníková und Iva Pekárková sowie die Studie von Gisela Kaben über die Königshofer und die Grünberger Handschrift), Studien zum sudetendeutschen Nationalitätenkampf (Klaas-Hinrich Ehlers, Karl Braun) und schließlich Texte, die die Zielsetzung, die der Titel des Sammelbandes formuliert, tatsächlich erfüllen.

Zu diesen gehört die Analyse der „Briefe an den toten Freund“ von František Kovárna, die Christiane Brenner in der erweiterten Version eines Unterkapitels ihrer 2009 erschienenen Arbeit über tschechische politische Diskurse zwischen 1945 bis 1948 vornimmt. Bei diesen fiktiven Briefen handelt es sich um eine literarische Verarbeitung der Schlüsselereignisse der tschechisch-deutschen Beziehungsgeschichte. Dies ist umso aufschlussreicher, als gerade der rasante kulturelle und politische Bruch zwischen den beiden nationalen Gemeinschaften in den 1930er und 1940er Jahren ein bisher wenig erforschtes Thema ist, zu dessen Verständnis eine Quelle dieses Typs einen beträchtlichen Beitrag leisten kann.

Mit den Folgen dieser Desintegration befasst sich die Studie von Peter Becher: Er skizziert die nationalsozialistische Literaturpolitik anhand des Beispiels der Prager

Buchausstellung, die 1939 im Palais Clam-Gallas stattfand. Linda Marie Koldau, die die tschechische und deutsche Rezeption des weltberühmten Stückes „Vltava“ (Moldau) aus dem Zyklus „Má vlast“ (Mein Vaterland) von Smetana behandelt, führt ihre Untersuchung ebenfalls bis in die NS-Zeit, in der dieses Stück sowohl für die deutsche Propaganda eingesetzt wurde wie auch als Ausdruck tschechischen Widerstandes gegen die Besatzung gehört werden konnte.

Mit den Strategien der (Wieder-)Aneignung von Bau- und Kunstdenkmälern im tschechischen Grenzgebiet befasst sich der interessante Artikel von Michaela Marek. Tomáš Kasper widmet sich der Prager deutschen Pädagogik in der Zwischenkriegszeit, wobei er zu der Feststellung gelangt, dass die tschechische Pädagogik dieser Jahre in einer ganz anderen Tradition als die deutsche stand.

Zu überraschenden Schlussfolgerungen kommt dann Ines Koeltzsch: Sie zeigt in ihrem Beitrag, dass sich mit der Einführung des Tonfilms zu Beginn der 1930er Jahre ein Medium mit einem gewaltigen Integrationspotenzial durchsetzte, das vor allem auf der Zusammenarbeit zwischen tschechisch und deutsch sprechenden Kinobetreibern und Filmunternehmern gründete. Die Lichtspielhäuser in der Tschechoslowakei wurden somit zu einem einzigartigen Raum kultureller Homogenisierung. Erst die nationalsozialistische Desintegration vernichtete diese tschechisch-slowakisch-jüdisch-deutsche „Kinokultur“.

Die letzte Studie des Sammelbandes von Mario Schulz – zweifelsohne in Steffen Höhnes dritten Bereich gehörend – ist der Integrationsrolle der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission gewidmet. Aufgrund der Analyse von 16 Interviews mit früheren sowie gegenwärtigen Mitgliedern widmet sich die Studie vor allem der Tätigkeit der Kommission, der multilateralen Kommunikation und ihrer Bewertung in Fachkreisen. Schulz hebt die positive Integrationsfunktion der Kommission für den tschechisch-deutschen Dialog hervor; die Hauptbedeutung der Kommissionsarbeit verortet er in der „Historisierung der Konflikte“, die die tschechisch-deutsche Beziehungsgeschichte belasteten.

Das Sammelwerk ist ein gelungener Versuch, die tschechisch-deutschen Beziehungen – gesehen durch das Prisma der kulturellen Integrations- und Desintegrationsphänomene – zu bilanzieren. Meiner Ansicht nach steht die Forschung hier erst am Anfang. Es wird nötig sein, weitere Bereiche des Kulturbetriebes im 20. Jahrhundert und gegenseitige tschechisch-deutsche Kulturaustauschbemühungen zu analysieren. Der Band „Deutsche – Tschechen – Böhmen“ bildet dafür einen glänzenden Ausgangspunkt.

Olomouc

Dieter Schallner

Heimann, Mary: Czechoslovakia: The State that Failed.

Yale University Press, New Haven, London 2009, 406 S., 18 Abb.

Ende 1992, im Zuge der Auflösung der Tschechoslowakei, gab Rolf-Josef Eibicht eine Textsammlung mit dem Titel „Die Tschechoslowakei – das Ende einer Fehlkonstruktion“ heraus. Der Publizist und frühere Mitarbeiter des Sudetendeutschen Rates war schon zuvor mit Darstellungen zur sudetendeutschen Geschichte bzw. Opferrolle an die Öffentlichkeit getreten. Nun hatte er erneut Autoren um sich ver-

sammelt, die den tschechoslowakischen Staat im Allgemeinen und seine Minderheitenpolitik im Besonderen scharf angriffen. Der Titel der Schrift war natürlich programmatisch zu verstehen: Die von Tschechen initiierte und geführte „Fehlkonstruktion“ Tschechoslowakei – ein von den Siegermächten 1918 aus der Taufe gehobener Staat, in dem andere Nationalitäten (vor allem die Deutschen in den böhmischen Ländern) unter tschechische Herrschaft gezwungen worden seien – sei nun endgültig am Ende. Es breche auseinander, was niemals zusammengehört habe.

In ihrer 17 Jahre später veröffentlichten Studie „Czechoslovakia: The State that Failed“ erzählt nun Mary Heimann eine ähnliche Geschichte: Die Historikerin, die in den USA studiert hat und in Großbritannien lehrt, berichtet in chronologischer Reihenfolge von der Vorgeschichte der Tschechoslowakei, der Zwischenkriegszeit, der NS-Herrschaft sowie den Jahren 1945 bis 1989/92 unter dem Vorzeichen des (vor allem tschechischen) Nationalismus. Dabei kommt sie zu einem eindeutigen Ergebnis: 1918 sei die Tschechoslowakei gewissermaßen als Zufallsprodukt des Ersten Weltkrieges auf Betreiben vor allem einiger weniger tschechischer (und slowakischer) Nationalisten entstanden, gegen ihren Willen seien ethnische Minderheiten in dieses Konstrukt gezwungen und ein tschechoslowakisches Staatsvolk konstruiert worden, tschechische und slowakische Protagonisten seien immer wieder nationalistischen und autoritären Versuchungen verfallen – und schließlich sei dieses Konstrukt 1992/93 endgültig gescheitert.

Nun ist Heimann weder hinsichtlich des wissenschaftlichen Niveaus, der politischen Ausrichtung oder des erzählerischen Könnens auf eine Stufe mit Eibicht und seinen Autoren zu stellen, aber die Frage drängt sich auf, warum die Grundargumentation dieser beiden derart unterschiedlichen Veröffentlichungen so ähnlich erscheint. Heimann präsentiert kaum neue Erkenntnisse, sie erzählt die Geschichte der Tschechoslowakei vor allem auf der Basis englischsprachiger und tschechischer Literatur – wobei auch grundlegende Werke deutscher Autoren etwa zur NS-Besatzung oder Vertreibung selbst dann nicht berücksichtigt werden, wenn sie in tschechischer Übersetzung vorliegen. Allerdings ist diese Gesamtdarstellung eben aus einer für englischsprachige Autoren äußerst kritischen Perspektive verfasst. Sie habe erkannt, berichtet Heimann in der Einleitung, dass sich die tschechische Geschichte nicht als die so oft erzählte Helden- bzw. Opfergeschichte mit Eckpunkten wie „München 1938“ und „Prager Frühling 1968“ darstelle, sondern „tschechische und slowakische Nationalisten nicht immuner gegen Autoritarismus, Bigotterie und Grausamkeit als andere“ (S. xxi) gewesen seien. Ganz überraschend ist diese Sicht nicht, denn schließlich stellen viele jüngere (v.a. amerikanische) Autorinnen und Autoren seit Jahren die in der englischsprachigen Literatur lange dominierende positive Sicht auf die Tschechoslowakei in Detailstudien zur Nationalbewegung, NS-Besatzung und Vertreibung infrage.

Dies ist natürlich legitim, und auch Heimann liegt in weiten Teilen im Grunde richtig. So hinterfragt sie etwa ein tschechoslowakisches Demokratieverständnis, das in der Praxis in erster Linie national begriffen wurde, indem beispielsweise wichtige Entscheidungen *de facto* in einer kleinen Gruppe tschechischer Parteivertreter entschieden wurden. Natürlich ist die Erzählung vom tschechischen Leidensweg während der Jahre 1938 bis 1945 um Aspekte wie Kollaboration zu ergänzen oder

mit dem andernorts herrschenden Besatzungsterror nicht zu vergleichen. Und auch die Erzählung vom heldenhaften „Prager Frühling“ 1968 muss im Kontext der von Heimann betonten hausgemachten Hardliner-Herrschaft der KSČ gesehen werden. Doch sind dies keine so sensationellen Neuigkeiten, dass man die Darstellung als grundlegend neue Sicht verkaufen könnte. Aber vor allem: Dies ändert nichts daran, dass die Tschechoslowakei bis 1938 ein demokratischer Rechtsstaat geblieben ist und dass, trotz aller Leiden andernorts, die NS-Besatzung auch in den böhmischen Ländern eine schmerzhaft Erfahrung war. Doch die Information des renommierten Verlags Yale University Press unterstreicht die Intention Heimanns unmissverständlich: Dies sei ein „comprehensive and revisionist book“.

An anderen Stellen flicht Heimann zudem einen polemischen Unterton ein. Als kleines, aber bezeichnendes Beispiel dafür ist eine Bemerkung zu nennen, in der sie dem Komponisten Antonín Dvořák unterstellt, ohne sein musikalisches patriotisches Engagement hätte er weiter Polkas, Mazurkas und Märsche in seiner Dorfkapelle spielen müssen (S. 16). Solche kleinen Seitenhiebe lassen ein Grundproblem – die Frage nach der unbestreitbaren tschechischen Dominanz in der Tschechoslowakei – aus dem Blick geraten: Denn in der Tat wurde dieser Staat von fast allen Beteiligten zu Recht als tschechisches Projekt begriffen, weshalb es ihm aus der Sicht von Nicht-Tschechen zweifelsfrei an Legitimation mangelte. Dass dieses Staatsverständnis bis heute lebendig ist, bewies nicht zuletzt die überaus erfolgreiche Großausstellung „Republika“ 2008/09 im Prager Nationalmuseum. Dort wurden Slowaken sowie die Deutschen in der ČSR in erster Linie als bössartige Gegner vorgestellt – und ansonsten tschechische Errungenschaften der Jahre 1918 bis 1938 präsentiert. Diesem Erzählmuster hätte eine nüchterne Analyse der tatsächlich vorhandenen zahlreichen Defizite, Fehler und Egoismen tschechischer (sowie slowakischer, sudetendeutscher etc.) Politik entgegengestellt werden können, ohne einseitig zu urteilen.

Heimanns Buch soll nun als neueste und weitgehend gut lesbare Gesamtdarstellung der Tschechoslowakei für derzeitige und künftige Studierende ohne Tschechisch- oder Deutschkenntnisse eine maßgebende einführende Lektüre sein. Um noch einmal den Verlag zu zitieren: „a ground-breaking book which should become the standard history of Czechoslovakia in years to come.“ Dies wäre allerdings ein Problem, und zwar nicht nur wegen einiger inhaltlicher Ungenauigkeiten und Fehler oder der Tatsache, dass für die Argumentation zentrale Perioden wie die 1920er und 1930er Jahre im Gegensatz zum sehr ausführlich geschilderten Zeitraum von 1918 bis 1945 nur sehr oberflächlich skizziert werden. Angesichts der zugespitzten Meistererzählung vom demokratischen und kulturellen Musterstaat Tschechoslowakei, der von inneren und äußeren Feinden bedroht worden sei, und der Meistererzählung von der „Fehlkonstruktion“ Tschechoslowakei, die gewissermaßen automatisch früher oder später scheitern musste, würde dann eine zwischen diesen Sichtweisen vermittelnde neuere englischsprachige Gesamtdarstellung fehlen.

Was also unterscheidet die Haltung Eibichs und seiner Mitstreiter von 1992/93 von der Perspektive Heimanns? Neben dem genannten Niveauunterschied sicherlich die Motivation, was für die Einschätzung des Buches entscheidend ist. Während die einen voller Ressentiments gegen einen Staat polemisierten, der vermeintlich die

Sudetendeutschen hart unterdrückte, resultiert die kritische Sicht bei der anderen aus Überraschung und Enttäuschung: nämlich darüber, dass die lange Zeit dominierende Erzählung von der „tschech(oslowak)ischen“ Opfer- und Heldenrolle im 20. Jahrhundert nur die halbe Wahrheit ist. Dies ist allemal ehrenwerter als plumpe politische Propaganda. Aber dennoch taugt dieses Buch mehr zur Analyse des sich seit einigen Jahren vollziehenden Perspektivenwechsels in der englischsprachigen Historiografie als zu einer nüchternen (Neu-)Interpretation der tschechoslowakischen Geschichte.

München

Volker Zimmermann

Beneš, Edvard: Paměti. Kritické vydání a rekonstrukce Benešových Pamětí 1938–45 [Erinnerungen. Kritische Ausgabe und Rekonstruktion der Erinnerungen von Beneš 1938–45]. Hg. von Milan Hauner. Bd. 1: Mnichovské dny [Die Tage von München], Bd. 2: Od Mnichova k nové válce a k novému vítězství [Von München zum neuen Krieg und Sieg], Bd. 3: Dokumenty [Dokumente].

Academia, Praha 2007. 413, 476 und 618 S., zahlr. Abb.

In den letzten Jahren hat das Interesse der tschechischen Historiografie an zentralen Persönlichkeiten der tschechischen und tschechoslowakischen Geschichte deutlich zugenommen. Insbesondere dem zweiten tschechoslowakischen Präsidenten Edvard Beneš wurde und wird große Aufmerksamkeit gewidmet. Eine der wichtigsten Arbeiten der letzten Jahre ist, neben der zweiteiligen Beneš-Biografie von Jindřich Dejmek,¹ ohne Zweifel die Edition von Benešs Erinnerungen der Jahre zwischen „München“ und dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Diese Edition, die der tschechisch-amerikanische Historiker Milan Hauner herausgegeben hat, besteht aus drei Bänden und macht erstmals die gesamten Memoiren Benešs dieser Jahre zugänglich. Der erste Band umfasst seine Erinnerungen an die Zeit des „Münchener Abkommens“, der zweite gilt der Kriegszeit bis 1943, der dritte Teil besteht aus einer Sammlung von Dokumenten zur Geschichte des tschechoslowakischen Widerstandes während des Zweiten Weltkrieges.

Edvard Beneš war es ein besonderes Anliegen, ein eigenes Zeugnis über den Weg abzulegen, der zum „Münchener Abkommen“ führte, seine Sicht der Dinge zu erklären und der Öffentlichkeit die Gründe für seine Entscheidung für die Kapitulation im Herbst 1938 plausibel zu machen. Bereits unmittelbar nach seiner Emigration begann er damit, einen Bericht über „München“ zu verfassen; seine Memoiren verstand er einerseits als „Nachricht an das Volk“, andererseits als Teil der diplomatischen Bemühungen um die Annullierung von „München“ und die Erneuerung der Tschechoslowakei.

Bis Benešs Memoiren in ungekürzter Fassung vorlagen, sollten allerdings lange Jahrzehnte vergehen: Ein erster Band, der die Kriegsjahre bis 1943 beschreibt, wurde bereits zwei Jahre nach dem Krieg publiziert, er erschien am symbolträchtigen

¹ Dejmek, Jindřich: Edvard Beneš. Politická biografie českého demokrata [Politische Biografie eines tschechischen Demokraten]. 2 Bde. Praha 2006–2008.

28. September 1947.² Die Erinnerungen an das „Münchener Abkommen“ konnten indessen erst zwanzig Jahre später erscheinen, als sich das gesellschaftliche Klima in der sozialistischen Tschechoslowakei so weit liberalisiert hatte, dass der in der stalinistischen Zeit verfemte Beneš wieder gelesen werden durfte.³ Hauners Neuedition der Memoiren stellt nun den Versuch dar, Benešs ursprüngliche Konzeption des Werkes und das gesamte Textkorpus zu rekonstruieren. Dazu wurden zwei Exilausgaben der „Tage von München“⁴ und die tschechische Ausgabe von 1968 herangezogen. In einem umfangreichen Anmerkungsapparat, der von Benešs Anmerkungen deutlich abgesetzt ist, werden dessen Erläuterungen kritisch kommentiert und ergänzt; bei Passagen, in denen Benešs Darlegungen und Einschätzungen im Widerspruch zu Dokumenten und Zeugnissen anderer stehen, wird dies vermerkt und es werden Hinweise auf weitere Quellen und Literatur gegeben. Eine Übersicht über die zugänglichen Archivquellen ist beigelegt. Hauner hat hier seine herausragenden Kenntnisse der Quellen- und Forschungslage unter Beweis gestellt.

Besonders wertvoll ist die Rekonstruktion und Ergänzung der „Tage von München“, also jenes Teils, den Beneš trotz zahlreicher Überarbeitungen nie fertiggestellt hat und der Zeit seines Lebens nicht erschienen ist. Beneš hat die Arbeit an diesem Text bis 1948 immer wieder aufgenommen – sie blieb aufgrund seines sich verschlechternden gesundheitlichen Zustands schließlich unvollendet. In der neuen Edition wurden die „Mnichovské dny“ mit einer Reihe von handschriftlichen Versionen aus tschechischen und ausländischen Archiven abgeglichen, wozu auch der Nachlass von Jaromír Smutný, dem ehemaligen Kanzleichef des Präsidenten, herangezogen wurde. Mehrere bisher unveröffentlichte Kapitel wurden hinzugenommen und das Kapitel „Před velikou bouří“ (Vor dem großen Sturm) aus dem zweiten in den ersten Band der Edition verschoben, zu dem es chronologisch auch gehört.

Der zweite Band unterscheidet sich von den ursprünglichen Ausgaben der Jahre 1947 und 1948 sowie dem letzten Nachdruck von 2004 nicht nur durch die kritische Redaktion, sondern vor allem durch die neu hinzugekommenen Abschnitte. Es handelt sich dabei um fünf bislang nicht veröffentlichte Kapitel, die engste Mitarbeiter für den Präsidenten vorbereitet hatten und die niemals fertiggestellt bzw. korrigiert wurden. So blieben die Texte von Eduard Táborský, Prokop Drtina und Bohuslav Matouš in unterschiedlichen Fassungen und Bearbeitungsständen unvollendet in Archiven liegen. Einige von ihnen hat der Präsident durchgelesen und korrigiert. Die verschiedenen Bearbeitungsstufen lassen sich in der Edition anhand grafischer Hervorhebungen nachvollziehen.

Die erstmals veröffentlichten Kapitel befassen sich unter anderem mit den tschechoslowakisch-polnischen Beziehungen und bringen dem Leser die tschechoslowakische Beteiligung auf Kriegsschauplätzen des Zweiten Weltkrieges oder die Verhandlungen im Exil zur Wiederherstellung des tschechoslowakischen Staats näher.

² Beneš, Edvard: Paměti. Od Mnichova k nové válce a k novému vítězství [Erinnerungen. Von München zum neuen Krieg und Sieg]. Praha 1947.

³ Ders.: Mnichovské dny. Paměti [Die Tage von München. Erinnerungen]. Praha 1968.

⁴ Ders.: Mnichovské dny [Die Tage von München]. London 1955.

Eine Vorstellung davon, wie das Werk hätte aussehen können, hätte Beneš es vollendet, vermitteln auch der Überblick über geplante Teile wie ein Kapitel über den Slowakischen Nationalaufstand, die Reise des Präsidenten und der Exilregierung nach Moskau sowie einen Text über die künftige tschechoslowakische Außenpolitik, für den nicht einmal die Entwurfsfassung erhalten ist.

Der dritte Band beinhaltet Dokumente, welche in früheren Ausgaben der „Erinnerungen“ Teil des Fließtextes waren oder sich im Anmerkungsapparat bzw. in den Anhängen befanden. Dazu kommen Texte, die bisher nicht publiziert wurden – sei es, dass sie nicht auffindbar waren, oder aber sich nicht gut in Benešs Argumentation einfügten. Und nicht zuletzt werden hier Dokumente in einer vollständigen oder authentischeren Fassung präsentiert, oftmals aus fremdsprachigen Editionen oder schwerer zugänglichen Quellen. So finden sich im dritten Band beispielsweise Runcimans Brief an Beneš vom 21. September 1938, die geheimen Instruktionen des Präsidenten an Minister Nečas vom 15. September 1938, einige Telegramme des Botschafters Osuský, ein Teil der so genannten Hossbach-Protokolle.

Für die Rekonstruktion von Benešs Texten waren aufwändige heuristische Vorarbeiten wie der genaue Vergleich der zahlreichen in tschechischen und ausländischen Archiven abgelegten und vom Autor immer wieder korrigierten handschriftlichen Versionen erforderlich. Nur wer eine Arbeit dieser Art einmal selbst geleistet hat, kann nachvollziehen, welche Klippen der Herausgeber umschiffen musste, um ein Ergebnis in der vorliegenden Qualität zu erreichen. Das über 1500 Seiten starke Werk wurde vom Verlag sehr ansprechend gestaltet; die ersten zwei Bände enthalten einen Anhang mit Fotografien. Jeder Band ist mit einem einfachen Personenregister ausgestattet, was sicherlich alle Nutzer freuen wird, die die Namen sonst im letzten Band suchen müssten.

In das Vorwort zur Gesamtausgabe, das auch das Schicksal von Benešs Texten beschreibt, hätte man sicherlich noch eine Passage über die Bemühungen der kommunistischen Polizei einfügen können, Benešs Erinnerungen nach dessen Tod zu finden. Einige von Benešs Mitarbeitern wurden in dieser Sache sogar verhaftet und verhört, beispielsweise der Sekretär des Präsidenten Václav Síkora. Kleine Mängel im Inhaltsverzeichnis oder den Registern können den positiven Gesamteindruck des Werkes, an dem künftig nicht vorbeikommen wird, wer zu Edvard Beneš forscht, nicht schmälern.

Prag

Michal Pehr, Richard Vašek

Zudová-Lesková, Zlatica: Cesty k sebe [Wege zueinander].

Historický ústav, Praha 2009, 352 S.

Als die Slowakei im Herbst 1938 ihre „Autonomie“ innerhalb der Tschechoslowakei erklärte, verließ ein Großteil der dort lebenden Tschechen das Land in Richtung Westen – die einen aufgrund der Ausweisung durch die Machthaber, die anderen aus eigenem Antrieb. Wenige Monate später übernahm die klerikal-faschistische Slowakische Volkspartei (Slovenská ľudová strana) die Alleinherrschaft in der nun nominell selbstständigen, de facto von Deutschland abhängigen Slowakei. Die slowakische Historikerin Zlatica Zudová-Lesková befasst sich in der vorliegenden

Arbeit mit der überraschend hohen Zahl tschechischer Bürger, die während der Kriegsjahre in der Slowakei lebten und sich am antifaschistischen Widerstand beteiligten. Damit schließt sie eine Forschungslücke – denn so viele slowakische Arbeiten zur Kriegszeit seit 1989 auch erschienen sind, mit dem Beitrag der Tschechen am slowakischen Widerstand hat sich bislang niemand beschäftigt.

Der im Frühjahr 1939 einsetzende Flüchtlingsstrom von Tschechen aus der Slowakei versiegte nach einigen Monaten allmählich. Die slowakischen Machthaber waren an einem Verbleib von Fachkräften im Lande interessiert, zudem tolerierte man die Präsenz zahlreicher nicht ausreisewilliger Tschechen – z.B. in so genannten Mischchen –, sofern diese als politisch „ungefährlich“ betrachtet wurden.

Nach einer Schilderung der Situation, in der sich die Tschechen in der Slowakei befanden, als die ČSR zerfiel, rekonstruiert Zudová-Lesková minutiös das aktive Engagement von einigen Hundert dieser tschechischen Bürger in der slowakischen Widerstandsbewegung. Zu Beginn war vor allem die im Protektorat entstandene Organisation „ON“ (Obrana národa, Verteidigung der Nation) wichtig. Das gemeinsame Ziel der darin vereinten Vertreter verschiedener parteipolitischer sowie unabhängiger Gruppierungen war die Befreiung der böhmischen Länder von der deutschen Okkupation, die Beseitigung der slowakischen Marionettenregierung sowie die Wiederherstellung der gemeinsamen Republik und ihrer demokratisch-liberalen Tradition. Die slowakische Organisation, in deren Reihen tschechische Aktivisten eine herausragende Rolle spielten, konzentrierte sich vor allem auf die Schaffung eines dichten Netzes von grenzüberschreitenden Flüchtlingswegen, die kampfbereiten und von Verfolgung bedrohten Bürgern beider Nationalitäten die Auswanderung in das Gebiet der Alliierten ermöglichten. Etliche unter ihnen schlossen sich Einheiten der tschechoslowakischen Exilarmee in Ost und West an. Die ON-Gliederungen unterhielten sowohl untereinander als auch zu den ausländischen Verbündeten rege Kontakte. Allerdings gelang es den Sicherheitsorganen der Machthaber bereits 1939 und vor allem 1940 mit Hilfe eingeschleuster Spitzel, das Netz der Widerständler entscheidend zu schwächen.

Im folgenden Abschnitt diskutiert die Autorin die Bedeutung des kommunistischen Widerstandes. Sie leugnet das Engagement der slowakischen Kommunisten keineswegs, weist jedoch die These klar zurück, diese hätte eine führende Rolle gespielt. Vielmehr sei die Zusammenarbeit von kommunistischen und nicht-kommunistischen Widerstandsgruppen schwierig gewesen. Zwar habe es von Fall zu Fall gemeinsame Aktionen z.B. bei der Flüchtlingshilfe und der Sabotage in Betrieben gegeben. Doch verfolgte die KP andere Ziele: Sie strebte keineswegs die Wiederherstellung eines liberalen Staates vom Typ der Vorkriegsrepublik an, ihr Programm enthielt bereits den „siegreichen Klassenkampf“ und zeitweilig erklang in Funktionärskreisen der Ruf nach einer „sowjetischen Slowakei“. In den Reihen der slowakischen KP, so Zudová-Lesková, gab es in der Kriegszeit einige herausragende tschechische Funktionäre, so unter anderen die von der illegalen KSČ entsandten Karol Bacílek und Karol Šmidke, die beide nach 1945 in der Slowakei verblieben.

Die Schwächung der ON durch Verhaftungen konnte durch eine wachsende Zahl neuer Untergrundorganisationen wettgemacht werden, die sich ebenfalls den Werten der Ersten Republik verpflichtet fühlten. Ihnen gehörten slowakische und tschechi-

sche Fachkräfte aus der Wirtschaft, aus dem Diplomatenkörper, ja sogar aus den Truppen der so genannten slowakischen Regierungsarmee an. Die Aktivitäten all dieser Untergrundkämpfer konzentrierten sich in erster Linie auf die Nachrichtenübermittlung aus der Slowakei an die Londoner Exilregierung und aus dem Exil in die Slowakei. Ausführlich schildert Zudová-Lesková die oft unkoordinierten und in unterschiedliche Richtung gehenden Aktivitäten sowie die divergierenden Haltungen der illegalen Gruppierungen in Einzelfragen. Eine der brisantesten internen Auseinandersetzungen betraf den „Tschechoslowakismus“, die Staatsdoktrin der Ersten Republik, nach der Tschechen und Slowaken eine Nation bildeten. Während es in dieser Frage heftige Kontroversen gab, zeigt Zudová-Lesková, dass gerade die Teilnahme der Tschechen am Widerstand der Slowaken gegen die deutschen Besatzer sowie die slowakischen „Quislinge“ Teil eines „Weges zueinander“ war. Der tschechoslowakische demokratische Widerstand zwischen 1939 und 1943 hatte einen doppelten Sinn: Es handelte sich einerseits um den Ausdruck des Willens, nach dem Krieg erneut in einem gemeinsamen Staat zu leben, andererseits um den Kampf für ein Zusammenleben auf demokratischer Grundlage. Dies kann die Autorin anhand vieler Dokumente nachweisen. Es ist bedauerlich, dass sie das Jahr 1944, also den Slowakischen Nationalaufstand, nicht in ihre Untersuchung einbezogen hat.

Zudová-Lesková's Arbeit stützt sich auf eine Vielzahl bislang von der Forschung kaum beachteter slowakischer und tschechischer Archivquellen; ferner hat die Autorin auf zahlreiche Aussagen von Zeitzeugen zurückgegriffen und auch unveröffentlichte Manuskripte einbezogen. Der Anhang des empfehlenswerten Buches enthält ein ausführliches Personenregister sowie ein Verzeichnis von Pseudonymen, die von den Akteuren in der Illegalität verwendet wurden.

Bad Homburg

Jiří Kosta

Pustejovsky, Otfried: Christlicher Widerstand gegen die NS-Herrschaft in den Böhmisches Ländern. Eine Bestandsaufnahme zu den Verhältnissen im Sudetenland und dem Protektorat Böhmen und Mähren.

LIT, Berlin, Münster 2009, 238 S. (Beiträge zu Theologie, Kirche und Gesellschaft im 20. Jahrhundert 18).

Otfried Pustejovsky hat sich mit seiner Publikation zum Ziel gesetzt, deutschen christlichen Widerstand gegen den Nationalsozialismus in den böhmischen Ländern darzustellen und zu belegen. Der Band ist gewissermaßen komplementär zu einem tschechischen Forschungsprojekt der Jahre 2006–2008 angelegt, bei dem der Widerstand der sudetendeutschen Arbeiterschaft im Vordergrund stand. In die Arbeit sind unter anderem Zeitzeugenaussagen eingeflossen, die nach einem Aufruf der Ackermann-Gemeinde ab 2007 gesammelt wurden. Mit diesem wurde gezielt auch nach Personen des liberalen, konservativen und christlichen Widerstands gesucht (abgedruckt als Dok. 20.0, S. 190). So bleibt die Darstellung Pustejovskys auch nicht auf den christlichen Widerstand beschränkt.

In weiten Teilen handelt es sich um eine Art Wahrnehmungsgeschichte der Sudetendeutschen. Sehr zu Recht wirft Pustejovsky die Frage auf, warum „Sudeten-

deutsche“ in der so breiten wissenschaftlichen und öffentlichen Widerstandsdebatte kaum jemals auftauchten. Das Problem liegt seiner Ansicht nach auf zwei Ebenen: einerseits in einer negativen Fremdwahrnehmung der sudetendeutschen „Volksgruppe“, welche besonders in der Formel von der „fünften Kolonne Hitlers“ zum Ausdruck kommt. Andererseits hätten die Sudetendeutschen und ihre Nachkommen diese Wahrnehmung durch eigene einseitige Geschichtsbilder noch bestärkt:

Es ist geradezu fatal, daß [sic] im sogenannten „kollektiven Gedächtnis“ der sich noch als ehemalige Bewohner Böhmens-Mährens-Schlesiens fühlenden Sudetendeutschen historisch-politisch durchaus belastete Namen wie Lodgman von Auen, Siegfried Zoglmann, Konrad Henlein, Rudolf Wollner, Dr. Köllner und andere wiederfinden, doch Eduard Schlusche, Josef Tippelt, Pater Unzeitig, Schwester Maria Restituta Kafka, Dr. Lanzendörfer und andere aber kaum oder gar nicht vorkommen, und als Folge damit eine durchaus einseitige Gruppenwahrnehmung von außen erfolgt. (S. 107)

Pustejovsky positioniert sich selbst argumentativ zwischen sudetendeutschen „Einfach-Geschichtsbildern“ (S. 21) und einer Geschichtswissenschaft, welche die Volksgruppe oft zu pauschal beurteile.

Das Buch bietet in den einleitenden Kapiteln und einem umfassenden Anhang historische Hintergrundinformationen, unter anderem Fakten und Zahlen zur verwaltungstechnischen Entwicklung nach 1938. An regionalen Beispielen werden der Kirchenkampf und Folgen der tiefgreifenden administrativen Umstrukturierung illustriert.

Die Kernkapitel widmen sich „Gruppierungen“ bzw. Personenkreisen des christlichen Widerstands und Einzelpersönlichkeiten. Sie basieren auf bereits publiziertem Material, das durch punktuelle Quellenarbeit und einen Dokumenten-Anhang ergänzt wurde. Bei den Porträts handelt es sich in mehreren Fällen – so bei Schwester Maria Restituta Kafka und Mitgliedern des Kreises um Roman Karl Scholz – um Namen, welche aus dem österreichischen Widerstand geläufig sind. Pustejovsky weist auf ihre Herkunft aus den böhmischen Ländern hin und darauf, dass sie unter den Sudetendeutschen kaum bekannt sind. An keiner Stelle lässt Pustejovsky Zweifel daran aufkommen, dass sein Buch nicht mehr sein kann und will als eine „Bestandsaufnahme“ und als solche ein Plädoyer für weitere Forschung.

Pustejovskys Arbeit ist ein Beitrag zur Widerstandsgeschichte, daher soll hier die zugrunde liegende Begriffsdefinition thematisiert werden. Der Widerstandsbegriff ist seit Jahrzehnten in einer Endlosdebatte umkämpft – einer Debatte, die sich um so mehr im Kreise dreht, je mehr sie politisch aufgeladen ist, je mehr aneinander vorbeigeredet und selektiv rezipiert wird. Letztlich geht es jedoch immer wieder um die Frage, ob Hitlergegnerschaft eher als Mehrheits- oder Minderheitsphänomen der deutschen Gesellschaft oder ihrer Teilbereiche – man möchte fast sagen – imaginiert wird. Die Palette ausformulierter Widerstandsdefinitionen bietet ein reiches Arsenal an Belegen für jede beliebige These.

Es ist legitim, dass Pustejovsky mit Verweis auf den totalitären Anspruch des Regimes einen breitgefassten Widerstandsbegriff wählt. Kleinste nicht-konforme Alltagshandlungen konnten das Regime veranlassen, einen Gegner oder eine Gegnerin auszumachen und zu verfolgen. Vor diesem Hintergrund ist eine Würdigung von Personen sehr zu begrüßen, die sich in bestimmten Situationen ihre Menschlichkeit

bewahrten. Wenn eine derart breit angelegte Definition gewählt wird, darf jedoch von „Widerstand“ nicht auf eine grundsätzliche Ablehnung oder gar Bekämpfung des Systems und seiner menschenverachtenden Aspekte geschlossen werden. Diese Implikation ist aber nicht präsent, wenn Pustejovsky vom Widerstand als einem „bedeutsamen Faktor“ spricht, der „in jeder Hinsicht dem innerdeutschen Widerstand nach Qualität und Ausgedehntheit“ entspreche (Nachbemerkung, S. 237).

Auffällig ist auch – hier ganz in der Tradition Leopold Grünwalds – eine Vermischung der Themen Widerstand und Verfolgung. Es ehrt Pustejovsky, an die Verfolgten und Ermordeten zu erinnern und sie in das kollektive Gedächtnis zurückzuholen. Wenn allerdings die Verhaftungsgründe beschrieben werden – soweit diese überhaupt rekonstruierbar sind –, illustrieren sie eher die Willkür des Regimes, als dass sie auf Widerstandshandlungen im engeren Sinne schließen lassen.

Die Publikation trägt leider deutliche Spuren rascher Produktion. Dies korrespondiert aber mit dem Inhalt: Pustejovsky mahnt zur Eile. Es geht ihm nicht zuletzt darum, aufzurütteln und Zeitzeugenaussagen zu sammeln, bevor es zu spät ist.

Augsburg, München

Nina Theofel

Vodičková, Stanislava: Uzavírám vás do svého srdce. Životopis Josefa kardinála Berana. [Ich schließe Euch in mein Herz. Die Biografie Josef Kardinal Berans]. Mit einem Vorwort von Kardinal Tomáš Špidlík.

Ústav pro studium totalitních režimů, Praha 2009/Centrum pro studium demokracie a kultury, Brno 2009, 399 S.

Am 17. Mai 1969 erlag Josef Kardinal Beran in seinem römischen Exil im Collegium Nepomucenum, dem päpstlichen Kolleg für angehende Priester aus den böhmischen Ländern, im Alter von 80 Jahren einer Krebskrankheit. Anlässlich seines 40. Todestages legte die Publizistin Stanislava Vodičková eine Biografie des ehemaligen Prager Erzbischofs (1946-1969) vor, dessen Seligsprechungsprozess im April 1998 eröffnet wurde. Grundlagen des Prozesses sind im Wesentlichen seine politische Verfolgung und Haft bzw. Internierung unter den beiden Diktaturen des 20. Jahrhunderts, des Nationalsozialismus (1942-1945 Haft im KZ Dachau) und des Kommunismus. Beran war zwischen 1949 und 1965 zunächst interniert und dann an verschiedenen geheim gehaltenen Orten in Böhmen isoliert. Dieser Zeit widmet die Autorin breiten Raum, wobei sie sich auf viele bisher nicht ausgewertete Dokumente aus privaten, institutionellen und staatlichen Archiven, u. a. auch der staatlichen Sicherheits- und Geheimdienste (Archiv bezpečnostních složek), stützt.

Kardinal Beran lebte in einer Zeit, in der die Kirche in die Fänge der Politik geraten war. Leider hat die Autorin versäumt, hier die entscheidenden Fragen an Beran zu stellen. So bleibt sowohl das Bild, auf dem Beran in Uniform und nicht in der Soutane Ende Mai 1945 die Alumnen in Dolní Břežany besucht (S. 126), unkommentiert als auch das, auf dem Stalins Porträt im erzbischöflichen Palais zu sehen ist (S. 139). Kritische Töne zur Indienstnahme der Kirche klingen für die Zeit nach 1945 zwar an, werden aber leider nicht weiter vertieft. Auch dem nahezu freundschaftlichen Verhältnis Berans zu Präsident Beneš, in dem er die fragwürdige „Verkörperung der religiösen Freiheit“ (S. 149) sah, geht die Verfasserin nicht weiter nach.

Neben diesen eindeutigen Schwächen überzeugt die mit zahlreichen Quellen dokumentierte Darstellung der sechzehn-jährigen (!) Internierungszeit Berans. In streng chronologischer Ordnung, in der das gesamte Buch angelegt ist, führt die Autorin die verschiedenen Etappen des vom kommunistischen Regime mit aller Härte geführten Kirchenkampfes anhand Berans Biografie vor Augen. Damit wird auch das eigentliche Ziel des Buches erkennbar, mit dem Verweis auf Berans Martyrium einen befördernden Beitrag für das Seligsprechungsverfahren zu leisten. Dieser Eindruck wird zudem von den persönlichen Erinnerungen im Vorwort von Kardinal Špidlík (1919-2010) bestätigt, der ein enger Weggefährte Berans in dessen letzten Lebensjahren im römischen Exil (1965-69) war.

Beran war offenbar ein sehr frommer Seelsorger, der auch und gerade in der Internierungszeit seine Gläubigen in sein Herz schloss (siehe Titel – eine Erläuterung des Buchtitels wird leider nicht geliefert). Über das Verhältnis, das er zu seinen Mitbrüdern im Studium in Rom (1907-1911) und – das wäre noch interessanter – zu seinen deutschen Mitbrüdern im Lehramt im Prager Priesterseminar (1929-1942), darunter der spätere Weihbischof Prof. Adolf Kindermann (1899-1974), pflegte, erfährt man allerdings nichts. Vor allem aber hätte man sich an vielen Stellen eine fundiertere Auseinandersetzung mit dem widersprüchlichen Verhalten Berans im Spannungsfeld zwischen Kirche und Politik sowie zu seiner Haltung gegenüber den radikalen Nationalismen seiner Zeit gewünscht.

Vodičková hat also eine Biografie vorgelegt, die im Hinblick auf die Verwertung bisher unbekannter Dokumente und Bildmaterialien sowie mit mehr als zwanzig Kurzbiografien aus dem Umfeld Berans einen wichtigen Beitrag zur Erforschung des Lebens und Wirkens des tschechischen Kardinals leistet, doch in der Darstellung der widersprüchlichen Phasen seines Lebens deutlich hinter den Erwartungen zurückbleibt.

München

Raimund Paleczek

Žáček, Pavel/Faulenbach, Bernd/Mählert, Ulrich (Hgg.): Die Tschechoslowakei 1945/48 bis 1989. Studien zu kommunistischer Herrschaft und Repression.

Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2008, 240 S.

Der Sammelband geht auf eine Vereinbarung zurück, die die deutsche Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und das Prager Amt zur Dokumentation und Untersuchung der Verbrechen des Kommunismus (Úřad dokumentace a vyšetřování zločinů komunismu – ÚDV) bereits im Jahr 2002 getroffen haben. Ziel war damals, die Forschungserträge der tschechischen Behörde auch in Deutschland einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Das ÚDV nahm in Tschechien eine Art Zwitterstellung ein: Zum einen war es Teil des Polizeiapparates zur Ermittlung von in der kommunistischen Zeit begangenen politischen Verbrechen, zum anderen hatte es aber auch Forschungs- und Dokumentationsaufgaben. Pavel Žáček, erster Herausgeber des Bandes, war sowohl an der Entstehung des ÚDV als auch des Instituts für das Studium totalitärer Regime (Ústav pro studium totalitních režimů – ÚSTR), das dessen Forschungsagenden übernommen hat, wesentlich beteiligt. Die heftigen Diskussionen, die seine Ablösung als Leiter des ÚSTR im Frühjahr 2010

begleiteten, erinnerten an die jüngsten Debatten in der tschechischen Öffentlichkeit über den Umgang mit der kommunistischen Vergangenheit. Auch die Herausgabe dieses Bandes wurde schließlich vom ÚSTR übernommen – mit ein Grund für die doch erhebliche Verzögerung.

Klara Horaliková gibt in ihrer Einleitung die Grundlinie des Bandes vor: Erklärtes Ziel ist es, das „kollektive Gedächtnis“ an die kommunistische Epoche mitzugestalten, indem Forschungsergebnisse zu bisher nur unzureichend bekannten Kapiteln der jüngsten Vergangenheit präsentiert werden. Die (manchmal zu knappen) Aufsätze basieren auf ausführlicheren Arbeiten der jeweiligen Autoren.

Der Band ist in drei Themenblöcke gegliedert. Der erste widmet sich der tschechoslowakischen Nachkriegsgeschichte, der zweite dem Sicherheitsapparat und dem Gefängniswesen der ČS(S)R, der dritte verschiedenen Praktiken und Techniken im Bereich der Staatssicherheit. Zeitlich liegt der Schwerpunkt in der Zeit des „Aufbaus des Sozialismus“ der späten 1940er und der 1950er Jahre, geografisch im böhmischen Landesteil und thematisch, wie schon der Untertitel erkennen lässt, im Komplex von Herrschaft und Repression. Bereits im Vorwort räumen die Herausgeber ein, dass dies eine Einschränkung darstellt. Die Auswahl der Beiträge ist der Absicht des Bandes geschuldet, die Aufmerksamkeit auf den Themenbereich der kommunistischen Machterringung und Herrschaftssicherung zu konzentrieren. Die Herausgeber weisen jedoch darauf hin, dass nicht alle relevanten Aspekte dieses Themas erschöpfend abgedeckt werden können. Während der zweite und dritte Teil durchaus schlüssig zusammengestellt sind, spiegelt der erste in der Auswahl der Beiträge (von der Deportation tschechoslowakischer Bürger in die Sowjetunion nach 1945 über die Liquidierung der privaten Landwirtschaft bis zur Kirchenpolitik, Zensur und Instrumentalisierung der Medien) allerdings eine gewisse Beliebigkeit.

Um gleich beim Kritikwürdigen zu bleiben: Selbst wenn man sozial- und kulturgeschichtliche Fragestellungen bewusst ausklammert, hätten die in der Historiografie seit Längerem geführten Debatten, inwieweit Loyalitäten auch Erwartungshaltungen geschuldet waren, oder Debatten um die Bindekraft des Regimes jenseits von Repressionen einbezogen werden sollen. Recht holzschnittartig erscheint auch der knappe Überblick über die Jahre von 1945 bis 1989 von Klára Horaliková (S. 11–19). Auch bei der selbst gewählten Beschränkung auf Politikgeschichte hätte etwa die Tatsache des Wahlsieges der KSČ 1946 und dessen (mögliche) Gründe Berücksichtigung finden können – selbst wenn dabei ein Bild entsteht, das der erwünschten Darstellung der tschechischen Gesellschaft ausschließlich als Opfer der kommunistischen Herrschaft nicht entspricht. Auf die gewaltsamen Bevölkerungsverschiebungen mit all ihren Verwerfungen wird mit keinem Wort eingegangen.

Trotzdem bietet der Band durchaus erhellende Beiträge. Herausgegriffen sei hier etwa der Aufsatz von Jiří Bašta (S. 171–201, teilweise in Überschneidung mit dem Beitrag von Jiří Plachý), in dem dieser detailliert nachzeichnet, wie deutsche Kriegsverbrecher und Kriegsgefangene nach 1945 in der Tschechoslowakei zur Mitarbeit in der tschechoslowakischen Staatssicherheit als Agenten in Westdeutschland gewonnen werden sollten. Im Widerspruch zum propagierten „Antifaschismus“ zögerte das Prager Innenministerium vor allem unter der Amtsführung von Rudolf Barák nicht, ehemalige Gestapo- und SD-Mitarbeiter anzuwerben, die als Kriegsverbrecher

ihre Gefängnisstrafen abbüßten. Bevorzugte Methode war es, vorzeitige Haftentlassung in Aussicht zu stellen, die in den frühen 1950er Jahren auch durch inszenierte Gefängnisausbrüche erfolgen konnte. Neben dem in den vergangenen Jahren durch die mediale Berichterstattung auch einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gewordenen Fall von Max Rostock, der als Leiter der SD-Dienststelle in Kladno wesentlich an der Vernichtung von Lidice mitgewirkt hatte und später als „Agent Fritz“ in der BRD tätig werden sollte, werden noch weitere Fälle nachgezeichnet.

Kenntnisreich erzählt Jan Kalous die Entwicklung der Sicherheitskräfte der ČSR zwischen 1945 und 1948 vom Hilfsapparat der politischen Verwaltung hin zu einer immer unabhängiger von dieser agierenden Institution (S. 85-97). Daran schließt der Beitrag von Prokop Tomek zur „Struktur der Staatssicherheit in der ČSSR“ an (S. 99-108). Tomek zieht auch einen Vergleich zur Staatssicherheit der DDR und kommt zu dem Schluss, dass diese, sowohl was die Zahl der offiziellen als auch die der inoffiziellen Mitarbeiter anbelangt, den Geheimdienst der ČSSR bei weitem übertraf. Martin Pulec gibt einen Überblick über die Bewachung der tschechoslowakischen Westgrenze zwischen 1945 und 1989 mitsamt einer verdienstvollen Auflistung der (ost- und west-)deutschen Todesopfer bei versuchten illegalen Grenzübertritten (S. 131-152). Dazu kommen noch Beiträge zu den Störsendern (Prokop Tomek) sowie den Anfängen der Zusammenarbeit zwischen den Sicherheitsapparaten der DDR und der ČSSR (Klára Horalíková).

Insgesamt bietet der Band eine gute Einführung in Aspekte von Repressionen durch Staatssicherheitsorgane und ihre Funktion während der Herrschaft der KSČ in der Tschechoslowakei. Doch auch ein populärwissenschaftlicher Sammelband wie dieser hätte einen Anmerkungs- und Literaturapparat verdient.

Waidhofen an der Thaya

Niklas Perzi

Kaplan, Karel: Kronika komunistického Československa. Klement Gottwald a Rudolf Slánský [Chronik der kommunistischen Tschechoslowakei. Klement Gottwald und Rudolf Slánský].

Barrister & Principal, Brno 2009, 375 S.

Aus dem Titel des neuesten Buchs von Karel Kaplan könnte man schließen, dass es sich um die Biografien der beiden einflussreichsten Persönlichkeiten der Anfangsphase des kommunistischen Regimes in der Tschechoslowakei handelt. Doch der Autor selbst ist sich der Grenzen seiner Forschungsergebnisse bewusst und kündigt in der Einleitung an, keine Lebensbeschreibungen des Präsidenten Klement Gottwald und des Generalsekretärs der KSČ, Rudolf Slánský, vorzulegen, sondern lediglich einen Beitrag zum „Bild, das von ihnen entstanden ist“ (S. 5). Kaplan fasst in dem Buch seine bisherigen Erkenntnisse zusammen, schließt an frühere Arbeiten an, erweitert diese um neueste Einsichten und wirft Fragen auf, für welche ihm das populärwissenschaftliche Format der biografischen Essays „Gottwalds Männer“ wenig Raum geboten hat.¹

¹ Vgl. Kaplan, Karel/Kosatík, Pavel: Gottwaldovi muži [Gottwalds Männer]. Praha 2004.

Nicht unerwähnt soll bleiben, dass das Buch im Rahmen einer neunteiligen Schriftenreihe „Kronika komunistického Československa“ (Chronik der kommunistischen Tschechoslowakei) erschienen ist, die vom Verlag gewissermaßen als Werksammlung Karel Kaplans beworben wird. „Gottwald a Slánský“ ist die dritte Veröffentlichung dieser Schriftenreihe. Da die ersten drei Titel bereits fast 2000 Seiten umfassen, kann man ein Endergebnis von beträchtlichem Umfang erwarten, das möglicherweise lange Zeit das grundlegende Werk für die tschechoslowakische Geschichte der Jahre 1945–1968 sein wird.

Der neue Band konzentriert sich auf die Tätigkeit der beiden kommunistischen Spitzenfunktionäre nach 1945, also auf den Zeitraum, mit dem sich Kaplan am intensivsten befasst hat. Damit stehen zwar die sieben Jahre im Leben der zwei Männer im Mittelpunkt, die tatsächlich deren wichtigsten Lebensabschnitt bildeten, allerdings tun sich auch Lücken auf, hatten doch viele Ereignisse dieser Zeit ihre Wurzeln in den vorangegangenen Jahrzehnten. So fehlen bei Gottwald z.B. Episoden aus den frühen Lebensphasen, welche seine Biografen später vollständig zu löschen versuchten: sein Dienst in der österreichisch-ungarischen Armee, für den er im Ersten Weltkrieg sogar eine Auszeichnung erhielt, sowie die Tatsache, dass er später auch in der tschechoslowakischen Armee – also nach kommunistischer Diktion der „Armee des imperialistischen und bourgeois Staats“ – gedient hat. In dieser Zeit beteiligte sich der zukünftige kommunistische Führer und Mitarbeiter der Komintern an militärischen Operationen gegen die von bolschewistischen ungarischen Kämpfern geschaffene Räterepublik.

In der Einleitung bezeichnet Kaplan Gottwald und Slánský als zeitlebens ergebene und gehorsame Vollzieher sowjetischer Politik. Von dieser Prämisse ausgehend, charakterisiert er die Persönlichkeiten der beiden Männer und zeichnet ihre politischen Aktivitäten nach, die sie an die Spitze der Macht brachten, aber letztlich zu grundverschiedenen Enden führten: Während Gottwald am 14. März 1953 die Welt als „erster Arbeiterpräsident“ der Tschechoslowakei und geliebter Parteiführer verließ, starb Slánský einige Monate zuvor von allen verlassen als verhasster „Verräter“ und Verstoßener. Kaplan zeigt, dass beide Schicksale im Grunde genommen zwei Seiten derselben Medaille bildeten. Die Antwort auf die Frage, warum Slánský den schmachvollen politischen Prozess über sich ergehen ließ, in dessen Verlauf er sich zu konstruierten und völlig absurden Anschuldigungen bekannte, findet Kaplan in Slánskýs Überzeugung, auf diese Weise der Partei helfen zu können. Archivquellen und Erinnerungen von Zeitzeugen belegen, dass Slánský viele Monate gegen die strengen Verhörmethoden Widerstand leistete und praktisch um jedes Wort in den Verhörprotokollen kämpfte. Zum endgültigen inneren Bruch kam es erst nach einem Besuch des Ministers für Staatssicherheit, Karol Bacílek, als Slánský begriff, dass ihn die Partei „über Bord warf“ und von ihm nichts anderes erwartete, als die konstruierte Rolle des „Leiters eines staatsfeindlichen Verschwörungszentrums“ zu übernehmen. Gottwalds Bereitschaft, seinen ehemals engsten Mitarbeiter und Freund zu opfern, sieht Kaplan wiederum in dessen Angst begründet, das gleiche Schicksal wie Slánský zu erleiden. Hier vermutet er auch den Grund für die Weigerung Gottwalds, in die Sowjetunion zu reisen – während seiner fast fünfjährigen Präsidentschaft unternahm er nur drei Staatsbesuche, den letzten zu Stalins Begräbnis.

Kaplan widmet sich ausschließlich den politischen Aktivitäten Gottwalds und Slánskýs, über ihr Privat- oder gar Familienleben erfährt man nur sehr wenig. Somit besteht ein beträchtlicher Teil des Buches aus der Analyse der Politik der KSČ. Dabei gibt es gewisse Ungleichgewichte: Während Kaplan beispielsweise dem Verhältnis der tschechischen Kommunisten zur „slowakischen Frage“ in den Jahren 1944-1948 viel Raum gewährt, werden die Einstellung zur „sudetendeutschen Frage“ und die sich wandelnde Haltung zur Vertreibung der Deutschen ausgespart. Möglicherweise ist dieses Thema Teil eines der nächsten Bände von Kaplans Chroniken.

Lediglich in den Porträts der beiden „Helden“ des Buches geht Kaplan etwas von der Konzentration auf die politische Geschichte ab. Verhältnismäßig ausführlich wird Gottwalds Leben als tschechoslowakischer Präsident geschildert, und zwar als Höhepunkt seiner Karriere, aber mitnichten als besonders glückliche Lebensphase. Kaplan zeichnet nach, wie der „mächtigste Mann im Staat“ langsam zu einer Marionette wurde, gezwungen, den sowjetischen Ratgebern aufs Wort zu gehorchen, die nicht einmal davor zurückschreckten, ihn spät in der Nacht aufzusuchen. So sah sich Gottwald genötigt, dem paranoiden „Großen Bruder“ zuerst seinen Leibarzt Vladimír Haškovec, dann den Kommandeur seiner persönlichen Leibgarde und engen Freund Leopold Hofman (beide landeten im Gefängnis) und schließlich auch mehrere enge Mitarbeiter zu opfern. Neben Slánský wurden auch der Vorsitzende der Abteilung Nationalökonomie der Präsidialkanzlei, Ludvík Frejka, und Bedřich Geminder, ein hoher Parteifunktionär, der einst um die Hand von Gottwalds Tochter angehalten hatte, verhaftet, verurteilt und schließlich hingerichtet. Seiner Abhängigkeit vom Kreml war sich Gottwald bewusst, seine diesbezüglichen Ängste ertränkte er im Alkohol, zu Widerspruch konnte er sich allerdings nie durchringen, nicht einmal nachdem er in seinem Zimmer eine Abhörvorrichtung entdeckt hatte, die höchstwahrscheinlich sowjetischer Herkunft war. Dem in seiner Not spontan geäußerten Vorschlag, seine „Beschützer“ mögen ihn doch im Gefängnis Pankrác einsperren, wo er in völliger Sicherheit sein werde, fehlt es nicht an einer gewissen Rationalität und Ironie, fanden doch in eben diesem Gebäude eine Reihe von Gottwalds Freunden einen gewaltsamen Tod.

Detailreich dokumentiert ist auch Slánskýs letztes Lebensjahr. Auf der Grundlage von Verhörprotokollen, internen Nachrichten über den Stand der Ermittlungen und Meldungen von Slánskýs Zellengenossen, der Agent der Staatsicherheit war, entsteht ein plastisches Bild des ehemals mächtigen kommunistischen Funktionärs. Diesem wurde einerseits klar, in welche Situation er sich gebracht hatte („diese Richtlinien habe ich selbst gebilligt“, S. 303), andererseits verlor er selbst nach seinem Sturz den Glauben an die kommunistische Idee nicht, für deren Verwirklichung er ein Leben lang gearbeitet hatte. So begann er langsam die Rolle anzunehmen, die ihm die Partei aufdrängte.

Die Quellengrundlage des Buches besteht größtenteils aus den Materialien, die Kaplan kennt wie kein zweiter: den Dokumenten des Zentralkomitees (ZK) der KSČ. Er ergänzt sie um Dokumente aus Ermittlungsakten und nicht zuletzt um wertvolle Zeitzeugenberichte und Gespräche, die er seit den 1960er Jahren mit Mitarbeitern im Apparat des ZKs der KSČ und der Staatssicherheit geführt hat.

Karel Kaplan beteuert in der Einleitung von „Gottwald a Slánský“, bei seinem neuen Buch handle es sich nicht um eine wissenschaftliche Studie. Das ist so nicht ganz richtig: Dieses Werk ist auf der Basis langjähriger Archivrecherchen entstanden, beinhaltet eine Reihe von Zitaten aus Quellen und ist in Fachsprache geschrieben. Ein populärwissenschaftliches Werk ist es keineswegs, eine klassische wissenschaftliche Abhandlung allerdings auch nicht, denn es fehlt ein Anmerkungsapparat. Obwohl bei allen Zitaten angeführt wird, welche Art von Archivalie zitiert wird – ob es sich etwa um Aufzeichnungen von Sitzungen des ZK der KSČ, Meldungen der Geheimpolizei oder Erinnerungen von Zeitzeugen handelt –, ist nicht immer klar ersichtlich, wo diese Quellen zu finden sind. Das schmälert den heuristischen Wert der Arbeit für weitere Forscher beträchtlich.

Prag

Petr Koura

Jech, Karel: Kolektivizace a vyhánění sedláků z půdy [Die Kollektivierung und die Vertreibung der Bauern von ihrem Grund].

Vyšehrad, Jihlava 2008, 336 S., zahlr. Abb.

Vor der „Samtenen Revolution“ besaßen die Themen Landwirtschaft und ländliche Bevölkerung in der ČSSR einen hohen gesellschaftspolitischen Stellenwert; dementsprechend zentral und ideologisch vereinnahmt zeigten sie sich in Öffentlichkeit und Forschung (Stichworte „Formierung der Bauern zu einer sozialistischen Klasse der Genossenschaftsbauern“ und „Annäherung der Arbeits- und Lebensbedingungen von Stadt und Land“). Dies galt insbesondere für die Kollektivierung in der Formationsperiode der sozialistischen Landwirtschaft (1945-1960), d.h. für den (erzwungenen) Zusammenschluss verschiedener dörflicher Akteure (Groß-, Mittel- und Kleinbauern sowie Neubauern – Repatrianten, frühere Landarbeiter etc.) in Landwirtschaftlichen Einheitsgenossenschaften (Jednotná zemědělská družstva, JZD) zur gemeinschaftlichen agrarischen Produktion. Ehemals eigenständig wirtschaftende Bauern wurden zu Angestellten und Brigademitgliedern mit spezialisierten Aufgabenbereichen, geregelten Arbeitszeiten und Urlaubsanspruch.

Die kommunistische Geschichtsschreibung betrachtete die Kollektivierung als erfolgreiche und notwendige sozioökonomische Umwälzung auf dem Weg vom Kapitalismus zum Sozialismus. Kritische Bewertungen, vor allem ihrer Konzeption nach sowjetischem Vorbild sowie ihrer Methoden und Folgen für die soziale, ökonomische und kulturelle Verfasstheit des Dorfes, waren kurzzeitig während des Prager Frühlings möglich (vgl. z.B. die Arbeiten von Antonín Václavů). Nach 1989 wurde die Erforschung der ländlichen Gesellschaft der ČSSR – nicht zuletzt aufgrund der Öffnung umfangreicher Archivbestände – zunehmend quellen- und faktenorientiert. Dabei rückte vornehmlich die Kollektivierungsphase in den Fokus. Systematische Untersuchungen der Agrarentwicklung in den 1970er und 1980er Jahren stehen hingegen noch aus. Die Folgen der Kollektivierung nahm sogleich das neu errichtete Institut für Zeitgeschichte der Tschechischen Akademie der Wissenschaften in Prag (Ústav pro soudobé dějiny AV ČR) in den Blick. Das Zentrale Staatsarchiv in Prag (Státní ústřední archiv, SÚA) gab zudem 1995-2003 die wichtigsten amtlichen Quellen zur Kollektivierung heraus und ergänzte sie durch Doku-

mente ausgewählter Gemeinden und JZD.¹ Die Tschechische Landwirtschaftliche Universität Prag (Česká zemědělská universita Praha) widmet sich seit 1997 auch lebensgeschichtlichen und vergleichenden Ansätzen (innerhalb des ehemaligen Ostblocks). Dies mündete 2008 in die Herausgabe des wegweisenden Sammelbands „Kolektivizace venkova v Československu 1948-1960 a středoevropské souvislosti“.²

Die ebenfalls 2008 erschienene Monografie „Kolektivizace a vyhánění sedláků z půdy“ von Karel Jech befindet sich daher in guter Gesellschaft. Die sozialgeschichtliche Untersuchung ist eine Überarbeitung seiner Studie zum „Soumrak selského stavu 1945-1960“³ von 2001 und bündelt die lebenslange Forschungstätigkeit des Autors. Jechs Interesse gilt vor allem den Mechanismen staatlicher Kontrolle und Repression gegen die Großbauern⁴ während der Kollektivierung. Die seit 1989 erweiterten Möglichkeiten wissenschaftlicher Erkenntnis weiß er zu nutzen, indem er sich bei seinen Ausführungen auf eine breite regionale Basis, zahlreiche Fakten und Fallbeispiele, insbesondere aber auf einen einzigartigen Quellenfund zur so genannten Aktion K (= Kulak) stützt. Allerdings reflektiert er weder seinen methodischen Ansatz noch konsultiert er nichttschechische Fachliteratur zum Thema und entwickelt auch keine leitende Fragestellung. Dem Vorwort ist immerhin die Motivation des Autors zu entnehmen: historische Orientierung nach jahrzehntelanger gezielter Fehlinformation durch die kommunistische Propaganda. Er möchte die tschechische Öffentlichkeit allgemein über das Unrecht der Kollektivierung und über die damit einhergehende Zerstörung der bäuerlichen Traditionen aufklären.

Dieser weit gefassten Zielsetzung des Autors entspricht der Aufbau des Buches. Im ersten, einleitenden Kapitel stellt Karel Jech luzide die Entwicklung der Landwirtschaft und ländlichen Gesellschaft in der tschechischen Geschichte dar. Er hebt hervor, dass es in der Tschechoslowakei schon weit vor der Kollektivierung zu gravierenden Veränderungen in der Größenstruktur der Agrarbetriebe und der sozialen Zusammensetzung der Landbevölkerung gekommen war. Die radikale Bodenreform, die mit dem „Beschlagnahmegesetz“ von 1919 begonnen hatte und nach dem Zweiten Weltkrieg mit den Präsidentendekreten zu Ende geführt wurde, eliminierte Großgrundbesitz (über 150 ha landwirtschaftliche Nutzfläche) vollständig; als Begleiterscheinung nahmen lohnabhängige Landarbeit und die Zahl der Landlosen

¹ Pšeničková, Jana (Hg.): Edice dokumentů z fondů Státního ústředního archivu v Praze. Zemědělské družstevnictví. Kolektivizace zemědělství – vznik JZD 1948/1949, 1950, 1951, 1952, 1953 [Edition von Dokumenten aus den Fonds des Staatlichen Zentralarchivs in Prag. Die bäuerlichen Genossenschaften. Die Kollektivierung der Landwirtschaft – die Entstehung der Landwirtschaftlichen Einheitsgenossenschaften 1948/1949, 1950, 1951, 1952, 1953]. Praha 1995-2003. – Dies.: Podmínky pro vznik JZD – 1945 [Die Bedingungen für die Entstehung der Landwirtschaftlichen Einheitsgenossenschaften – 1945]. Praha 2003.

² Blažek, Petr/Kubálek, Michal (Hgg.): Kolektivizace venkova v Československu 1948-1960 a středoevropské souvislosti [Die Kollektivierung der Landwirtschaft in der Tschechoslowakei 1948-1960 und deren mitteleuropäische Zusammenhänge]. Praha 2008.

³ Jech, Karel: Soumrak selského stavu 1945-1960 [Der Niedergang des Bauernstandes 1945-1960]. Praha 2001.

⁴ Als politische Kampfbegriffe gelten das aus dem Russischen übernommene „kulak“ oder die ins Tschechische übersetzte Form „vesnický boháč“ (Dorfreicher). Der Terminus „sedlák“ hingegen ist ein neutraler Begriff.

stark ab. Die Vertreibung der Deutschen und die Beschlagnahmung, Enteignung und Umverteilung ihrer Bodenanteile an oftmals unzureichend ausgestattete und qualifizierte Mittel-, Klein- und Neubauern betrachtet Jech ausdrücklich als impulsgebend für die nachfolgende Kollektivierung.

Im Hauptteil konstatiert Jech den radikalen Bruch mit allen landwirtschaftlichen Traditionen. Entgegen dem früheren Versprechen, keine Kolchosen auf tschechischem Boden einzurichten, erhob die KSČ nach der Machtübernahme im Februar 1948 die Kollektivierung der Landwirtschaft nach sowjetischem Muster zur grundlegenden politischen Zielvorstellung. Das eigentliche Verdienst des Autors besteht in der nun folgenden detaillierten Beschreibung der einzelnen Phasen der Kollektivierung, die sich in der Intensität der staatlichen Werbekampagnen für den Eintritt in die Einheitengenossenschaften und den Methoden der Einwirkung auf die Dorfbevölkerung erheblich voneinander unterschieden. Besonderes Augenmerk legt Jech auf die Repression gegen die als „Kulaken“, „Dorfreiche“ oder „Feinde des Sozialismus“ verunglimpften wohlhabenden Bauern (ca. 20-50 ha Land). Neben wirtschaftlichen Schikanen sollten sie durch politische und gesellschaftliche Diskriminierung (Entfernung aus Gemeindevertretungen und lokalen Vereinen, Ausschluss der Kinder von landwirtschaftlichen und veterinärmedizinischen Schulen etc.) gefügig gemacht werden. Im Zusammenhang mit der „Aktion K“ kam es ab November 1951 außerdem zu rechtswidrigen Schauprozessen, Inhaftierungen und Deportationen ganzer Familien aus ihren Heimatgemeinden in entlegene Gebiete, während die Grundstücke, Wirtschaftsgebäude und Zuchttiere für die Kollektivierung beschlagnahmt wurden.

Jech gelangt zu dem Urteil, dass die Kollektivierung der Landwirtschaft in der ČSSR überwiegend erzwungen wurde und anders als in Polen, Ungarn oder der DDR den privatbäuerlichen Sektor fast vollständig liquidierte. Mit Blick auf die langfristigen und im Grunde bis heute spürbaren Folgen der Kollektivierung (z.B. Veränderung der ländlichen Sozialstruktur) lässt er als deren Endpunkt weder das Jahr 1953 gelten, als Tausende von Bauern die zwangsweise gebildeten agrarischen Einheitengenossenschaften wieder verließen, noch den von der KSČ „amtlich“ verkündeten „Sieg“ der Kollektivierung im Jahr 1960.

Im abschließenden Kapitel zeichnet Karel Jech überblicksartig die Entwicklungslinien seit der „Samtenen Revolution“ nach, und zwar mit Schlaglichtern auf Restitution und Dekollektivierung, der Wiederherstellung des bäuerlichen Standes und Gründung unabhängiger Agrarorganisationen sowie Modernisierung und Konkurrenzfähigkeit auf dem europäischen bzw. globalisierten Markt. Der Untersuchung beigelegt ist ein umfangreicher Quellenanhang (ca. 80 S.) mit Kopien wichtiger Archivmaterialien (Aktenbestände der KSČ, Staatssicherheit und Justiz).

Die Schwächen der Studie liegen in der Theoriearmut und strukturalen Verengung auf die Dimension Agrar- und Gesellschaftspolitik. Sie beschreibt zwar anschaulich die Politisierung der ländlichen Gesellschaft und die nachhaltige Veränderung gesellschaftlicher Strukturen sowie der Praktiken der ländlichen Akteure im Prozess der Zwangskollektivierung. Unbeachtet bleibt jedoch die Eigendynamik aller beteiligten Akteursgruppen, insbesondere die der regionalen und lokalen Eliten, die zwischen den politischen Zielvorstellungen für eine neue ländliche Gesellschafts- und Kultur-

gestaltung einerseits und traditionellen Gestaltungen und Identitäten der unterschiedlich strukturierten Landbevölkerung andererseits vermitteln mussten. Dabei erprobt die internationale Forschung zur Zwangsmodernisierung der Landwirtschaft in den sozialistischen Staaten dazu länger schon interessante Ansätze.⁵

Dessen ungeachtet hebt Jechs Analyse den Forschungsstand zur Kollektivierung der Landwirtschaft in der ČSSR und legt den Grundstein für makrohistorische Erweiterungen (z.B. Vergleiche mit anderen sozialistischen Ländern, aber auch westlichen Staaten) und mikrohistorische Vertiefungen wie Gemeindestudien, Untersuchungen zur Tiefenwirkung der agrarpolitischen Maßnahmen und den Aneignungsstrategien der ländlichen Bevölkerung sowie zu deren innerer Beziehungsgeschichte.

Leipzig

Madlen Benthin

Zimmermann, Volker: Eine sozialistische Freundschaft im Wandel. Die Beziehungen zwischen der SBZ/DDR und der Tschechoslowakei (1945-1969).

Klartext, Essen 2010, 639 S. (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa 34).

Es war bekannt, dass die DDR für ihre „sozialistischen Brüder“ keinen einfachen Partner darstellte; Chruščëv selbst brachte das Verhältnis im Jahre 1964 während eines Besuchs in Warschau auf die griffige Formel: „Die DDR ist für alle sozialistischen Länder und für uns sowohl ein Glück als auch ein Unglück“ (S. 551, 575), denn einerseits war sie ein strategischer Vorposten des sowjetischen Lagers, andererseits eine ökonomische Last.

Die vorliegende Habilitationsschrift (Düsseldorf 2005) erläutert dieses Paradoxon eindringlich am Beispiel der Nachbarschaft zur ČS(S)R, bezieht dann aber im Schlusskapitel auch die anderen Nachbarn mit ein. Der Verfasser gliedert die bilateralen Beziehungen zwischen Prag und Ostberlin in fünf Phasen. Die Überschriften der Kapitel charakterisieren jeweils den Kern des behandelten Problems und differenzieren dieses dann in zwei Kapiteln mit vier Unterkapiteln. „Das Erbe von Krieg und Vertreibung“ belastete das Verhältnis von Tschechen und Deutschen nach dem Krieg nachhaltig, da zunächst allen Deutschen die Schuld an der Zerschlagung der Tschechoslowakei und der deutschen Okkupation zugeschoben wurde. Nach der nationalistischen Phase war der Aufbau von Kontakten zwischen den kommunistischen Parteien ein mühsamer Prozess, der in der Bevölkerung beider Staaten zunächst auf wenig Gegenliebe stieß. Die zweite Phase (1949-1961) brachte eine Zusammenarbeit von Diplomaten und Funktionären über die gemeinsame Grenze hinweg, weiterhin „erste Schritte zur Freundschaft“ und schließlich eine „Freundschaft nach Plan“. Mit dieser Binnengliederung des Zeitraums erfasst Zimmermann verschiedene Ebenen, die von der hohen Politik bis zur Begegnung einzelner Menschen reichen, wobei die beteiligten Parteien bestrebt waren, die grenzüberschrei-

⁵ Vgl. etwa *Bauerkämper, Arnd: Ländliche Gesellschaft in der kommunistischen Diktatur. Zwangsmodernisierung und Tradition in Brandenburg 1945-1963.* Köln, Weimar, Wien 2002 (Zeithistorische Studien 21).

tenden Kontakte zu kontrollieren und zu kanalisieren. Die beiden folgenden Phasen sind nicht deutlich voneinander zu trennen, beinhalteten sie doch zwischen 1960 und 1967 einerseits die schwierige Lage der DDR nach dem Bau der Berliner Mauer 1961 wie andererseits die Entfremdung beider Nachbarn infolge der Lockerung der politischen Verhältnisse in der Tschechoslowakei im Vorfeld des „Prager Frühlings“ von 1968. Nach dessen Niederschlagung und in der beginnenden „Normalisierung“ seit 1969 sieht Zimmermann dann eine „ostdeutsche Dominanz“ in den beiderseitigen Beziehungen.

Die Untersuchung gründet auf breiten Quellenstudien in Archiven (Partei und Staat) in Prag und Berlin. Die Dokumentation reicht bis zu Leserbriefen von Einzelpersonen an Parteistellen und bietet dadurch eine manchmal übergroße Fülle an Details; eine Straffung hätte sich hier empfohlen, da die sich überschneidenden Ebenen wie die Betrachtung der großen Ereignisse aus verschiedenen Perspektiven manche Wiederholung nach sich ziehen. Die große Linie wird daher erst in den Schlusskapiteln deutlich: Die DDR beharrte auf ihrer Vorstellung von Deutschlandpolitik und forderte dafür Unterstützung und ökonomische Hilfe ein; die Tschechoslowakei hatte mit der Beharrung auf einem Widerruf des Münchner Abkommens „von Anfang an“ und der sorgsamsten Beobachtung der Aktionen der Sudetendeutschen Landsmannschaft zwei Dauerthemen in ihrer Politik. Zimmermann erweitert dann das Bild um Polen, das vorrangig an der Garantie der Oder-Neiße-Grenze interessiert war. Den politischen Rahmen setzte schließlich die Sowjetunion, die aber in der konkreten Politik durchaus von den kleineren Partnern „geschoben“ wurde. Besonders der SED-Chef Walter Ulbricht erwies sich oft als unbequemer und manchmal lästiger Partner, wie sich auch sonst die „sozialistischen Deutschen“ durch manchmal arrogantes und forderndes Auftreten oder „Besserwisserei“ wenig Freunde machten.

Während in der Propaganda stets „Freundschaft“ beschworen wurde, hatten im politischen Alltag – das kann Zimmermann an vielen oft entlarvenden Beispielen nachweisen –, nationale Interessen und persönliche Animositäten großes Gewicht. So pendelte das politische Verhältnis der sozialistischen Staaten untereinander zwischen Kooperation und handfestem Streit um den eigenen Vorteil. Die wirtschaftlichen Beziehungen kommen in der Darstellung indessen etwas zu kurz – so z. B. der Widerspruch, der sich aus den Appellen, die DDR wegen ihrer „Frontlage“ zu unterstützen, und den Sonderrechten ergab, die dieser in ihrem Verhältnis zur Bundesrepublik gewährt wurden.

Die detailreiche Studie wird durch Exkurse über die Beziehungen der Historiker der DDR und der ČS(S)R und die Behandlung der jeweils anderen Geschichte in den Schulbüchern sowie über die Strukturprobleme des „Ostblocks“ ergänzt und durch ein umfangreiches Literaturverzeichnis abgeschlossen (S. 595-628). Aber auch Errata sind zu verzeichnen: Carlo Schmid ist den Älteren noch ein Begriff, aber eben in dieser Schreibweise; von einem „westdeutschen Bundespräsidenten“ (S. 449, 452) sollte man vielleicht doch nicht sprechen, und die Verwendung von slawischen Namen in deutschen syntaktischen Verbindungen wäre zu vermeiden, denn sonst würde dem „Košicer Programm“ (S. 551) irgendwann auch die „Ustinadlabemer Bevölkerung“ folgen.

Köln

Manfred Alexander

Antikomplex/Lehrstuhl für Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte (Hgg.): Sudetské příběhy. Vyhnaní – starousedlíci – osídlenci / Sudetengeschichten. Vertriebene – Alteingesessene – Neusiedler.

Antikomplex, Praha 2010, 382 S., zahlr. Abb.

„Eine Region in der Mitte Europas, das Sudetenland, verbindet zwei Gruppen von Menschen, die aus vielerlei Gründen wenig voneinander wissen: Seine ehemaligen und seine heutigen Bewohner.“ (S. 19) Ziel der „Sudetengeschichten“ ist es, diese beiden Gruppen übereinander zu informieren und miteinander bekannt zu machen. Als Herausgeber des zweisprachigen, tschechisch-deutschen Buches zeichnen die tschechische Bürgervereinigung Antikomplex auf der einen, der Lehrstuhl für Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte der Universität Augsburg auf der anderen Seite verantwortlich. Während sich Antikomplex für eine tschechische Reflexion der deutschen Geschichte in Böhmen, Mähren und Schlesien einsetzt und insbesondere den nach 1945 Zugewanderten helfen möchte, durch die Aufnahme der Erinnerungen der Altbewohner ihr eigenes Wissen um ihre neue Heimat zu erweitern, forscht Marita Krauss, Lehrstuhlinhaberin in Augsburg, schon seit Jahren zu Migration und Integration von Vertriebenen in Bayern. Seit 2008 entsteht unter ihrer Leitung „Sudetendeutsche Vertriebene in Bayern. Ein Interview- und Dokumentationsprojekt“. Die Kooperation der Herausgeber führt also die Perspektiven der Neu- und der Altbewohner zusammen. Die Individualgeschichten, die in Interviews abgefragt werden, sollen dazu beitragen, das Zusammenleben, Miteinander und Gegeneinander von Deutschen und Tschechen vor der Vertreibung, danach und heute im zusammenwachsenden Europa zu erforschen und darüber hinaus auch Einblicke in kollektive Erinnerungsmuster zu eröffnen. So sollen Verständnis geweckt und neue Verbindungen angeregt werden. Erste Beziehungen sollen über Gemeinsamkeiten entstehen. Als Anknüpfungspunkte dienen dabei die Landschaft, die beiden Gruppen präsent ist – bei „den einen vor der Tür, bei den anderen im Kopf“ (S. 23) – sowie „die Suche nach einer neuen Heimat“ (S. 19).

Auf die Einführung von Sarah Scholl-Schneider, Miroslav Schneider und Matěj Spurný folgen zwei Aufsätze, die Hintergrundwissen zum Thema vermitteln. Krauss beschäftigt sich in ihrem Aufsatz mit den vertriebenen Sudetendeutschen in Bayern nach 1945, während Spurný die Gesellschaft im „Sudetenland“ bzw. im Grenzland nach 1945 behandelt.

Der Titel der Publikation, „Sudetengeschichten“ erscheint nicht unproblematisch – zumal er von den Herausgebern weder diskutiert noch in seine in Tschechien und Deutschland recht verschiedenen Bedeutungskontexte eingeordnet wird. So verwendet Antikomplex „Sudetenland“ in seinen für ein breites Publikum gedachten Veröffentlichungen gezielt, um zu provozieren und um zum Hinterfragen tradierter Deutungen anzuregen. Damit hatte die Bürgervereinigung in den letzten Jahren durchaus Erfolg: Galten „Sudetenland“ und „sudetendeutsch“ zuvor praktisch als synonym mit „nationalsozialistisch“, werden die Bezeichnungen inzwischen auch neutraler benutzt. In der deutschen historischen Wissenschaft ist es indessen unüblich, vom „Sudetenland“ zu sprechen, steht dieser Begriff doch in direkter Beziehung zum 1938 gegründeten „Reichsgau Sudetenland“. Die Bezeichnung „Sudeten“

war ursprünglich eine rein geografische und bezog sich auf den Gebirgszug, der sich im heutigen Länderdreieck Deutschland-Tschechien-Polen befindet. Die Begriffe „sudetendeutsch“ und „Sudetenland“ nahmen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Funktion von Sammelbegriffen für die recht heterogene deutschsprachige Bevölkerung der Tschechoslowakei und deren Siedlungsgebiete an. Dienten sie nach der Gründung der Ersten Tschechoslowakischen Republik als politische Kampfbegriffe, erlebten sie nach 1945 unter den Vertriebenen aus der Tschechoslowakei eine Renaissance. In diesem Zusammenhang kann „sudetendeutsch“ auch als Selbstbezeichnung erklärt und im gegebenen Rahmen – solange sich die Zeitzeugen selbst so bezeichnen – verwendet werden. Als politischer Begriff signalisiert „Sudetenland“ indessen Ansprüche und eine tendenziell revisionistische Sicht auf die Geschichte. Zugegeben, es ist nicht einfach, eine adäquate andere Bezeichnung zu finden, mit der so kurz und bündig die deutschsprachige Bevölkerung und die von ihr besiedelten Gebiete in der Ersten Tschechoslowakischen Republik bezeichnet werden könnten. Doch sollte sich ein Buch, das den Begriff im Titel trägt, sich diesem Problem stellen, anstatt die Bezeichnung, wie z.B. Krauss in ihrem Beitrag, zu vermeiden und stattdessen von „Sudetengebieten“ (S. 53) zu schreiben – zumal im Vorwort (in dem sich die Flüchtigkeitsfehler häufen) dann doch wieder von „Sudetenland“ die Rede ist.

Das Kernstück des Buches bilden elf Interviews mit Zeitzeugen. Die offenen Interviews folgten keinem festen Fragekanon – das vermittelt Authentizität, erschwert jedoch den Vergleich zwischen den einzelnen Gesprächen. Für die Veröffentlichung wurden die transkribierten Interviews gekürzt und redaktionell bearbeitet, wobei versucht wurde, sprachlich möglichst dicht am Original zu bleiben. Für die Zeitzeugen sind Bezeichnungen wie „Sudetenland“ und „Tschechei“ selbstverständlich und werden nicht als vorbelastet wahrgenommen. In den Interviews finden sich oft verwendete Redewendungen wie „Heimat ist kein Mehrzahlwort“ (S. 139) und unsichtbares (Flucht-)Gepäck (S. 65, 177), die Hinweise auf soziale, gruppenbezogene Erinnerungsformen geben. Hier wären entsprechende Hinweise und Kommentare für den Leser sinnvoll gewesen. Jeder Lebensgeschichte ist eine kurze Zusammenfassung vorangestellt, die teilweise eine Bewertung durch die Interviewer enthält. Wie die Aufsätze sind auch die Lebensgeschichten erst in Tschechisch und dann in Deutsch abgedruckt und mit privaten Fotos der Zeitzeugen illustriert.

Die Herausgeber wollten keine repräsentative Auswahl von Interviewten liefern. Ein Teil der von der Universität Augsburg im Rahmen einer studentischen Übung zur Oral History befragten Vertriebenen engagiert sich in Vertriebenenorganisationen. Die Interviews mit den sechs Neubewohnern stammen von Antikomplex. Deren Auswahl war relativ breit angelegt, so wurden Gespräche z.B. mit Neusiedlern und Remigranten geführt. Die Antworten legen offen, dass sich die Neubewohner der Grenzgebiete auch nach all den Jahren schwer tun, sich mit ihrer neuen Heimat zu identifizieren.

„Eine ‚objektive Wahrheit‘ zu vermitteln ist nicht die Aufgabe von Oral History und auch nicht die Absicht dieses Buches, es lässt sich aber die subjektive Wahrheit, die hier niedergelegt ist, hinterfragen und es werden Innensichten gezeigt.“ (S. 27) Die Herausgeber waren sich der Risiken und der Problematik bewusst, die mit Oral

History verbunden sind und bei Zeitzeugenbefragungen auftreten. So fordern sie den Leser auf, die Lebensgeschichten kritisch zu lesen und zu berücksichtigen, „dass die Erinnerung heutige ‚Re-Konstruktionen‘ im Spannungsfeld zwischen Erlebtem und seiner nachträglichen Deutung sind“. (S. 26) Ihre eigene Lebensgeschichte präsentieren Zeitzeugen häufig als Erfolgsgeschichte und so kommen alle elf Befragten zu einem insgesamt positiven Schluss. Diesen Umständen und der Auswahl der Interviewpartner ist geschuldet, dass auch der Leser ein insgesamt recht zustimmendes Fazit ziehen kann.

In den Aufsätzen werden die Charta der Heimatvertrieben (S. 62) und das zusammenwachsende Europa in bekannter Weise beschworen. Der sachkundige Leser erfährt in den „Sudetengeschichten“ nicht viel Neues. Doch erklärtes Ziel des Buches ist es, ein möglichst breites Publikum anzusprechen. Gerade dafür wäre es aber wichtig gewesen, Begriffe wie „Flüchtling/Vertriebener“, „Vertreibung/Ausweisung“ und vor allem – wie erwähnt – sudetendeutsch und „Sudetenland“ zu reflektieren. Auch die Regionalbezeichnungen werden nicht thematisiert, sondern so selbstverständlich verwendet, dass man letztlich doch den Eindruck gewinnt, ein Buch vor sich zu haben, das sich an ein mit den Örtlichkeiten vertrautes Publikum wendet. Nicht zuletzt wäre der Abdruck einer Karte sinnvoll gewesen, so aber bleiben Landschaft und Region wenig konkret.

Das Hauptaugenmerk ist auf die Zeitzeugeninterviews gerichtet. Gerade die unterschiedlichen, nichtrepräsentativen Lebensgeschichten machen die Lektüre spannend. Für das Fachpublikum ist die Verwendung der unterschiedlichen Begrifflichkeiten im Deutschen und im Tschechischen interessant. Sie gibt Aufschluss über den Stand der Diskussion in der jeweiligen Gesellschaft und zeigt, wie stark in einer Sprachgemeinschaft Begrifflichkeiten generations-, bildungs- und gesellschaftsabhängig sind. Vielleicht lassen sich die Inhalte tatsächlich „ganz vielfältig nutzen“ (S. 23), so wie es das erklärte Anliegen der Herausgeber war. Doch wird der Leser auch mit den Interviews letzten Endes allein gelassen. Eine Synthese oder ein Kommentar der Herausgeber fehlen. Die Interviews zu spiegeln, bleibt eine Transferaufgabe für den Leser.

München

Katharina Anna Aubele

Blaive, Muriel/Molden, Berthold: Grenzfälle. Österreichische und tschechische Erfahrungen am Eisernen Vorhang.

Bibliothek der Provinz, Weitra 2009, 271 S., 2 Abb.

Zwanzig Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer und des Eisernen Vorhangs sind die Beziehungen der Bürger entlang der ehemaligen Systemgrenze noch immer von Asymmetrien und Vorurteilen geprägt. Dass der Eiserne Vorhang zwar materiell verschwunden, doch in den Köpfen der Menschen weiterhin wirkungsmächtig ist, zeigt auch die hier zu besprechende Publikation. Das Ludwig-Boltzmann-Institut für Europäische Geschichte und Öffentlichkeit hat sich von 2005 bis 2008 mit dem Grenzraum Österreich-Tschechien auseinandergesetzt, und die beiden federführenden Historiker Berthold Molden und Muriel Blaive haben pünktlich zum Jubiläumsjahr des Mauerfalls ihre Forschungsergebnisse publiziert. Ihre parallel auf Deutsch und Tschechisch erschienene Doppelmonografie widmet sich zwei ehemals

historisch miteinander verbundenen, jedoch im Kalten Krieg durch den Eisernen Vorhang getrennten Städten: Gmünd im Waldviertel und České Velenice in Südböhmen. Die Archivrecherchen wurden ergänzt durch insgesamt 69 leitfadengestützte Gespräche mit österreichischen, tschechischen und „grenzüberschreitenden“ Interviewpartnern verschiedenster Altersgruppen und sozialer Hintergründe.

Ausgangspunkt der Forschung war „die Frage nach dem Einfluss des Kalten Krieges auf die Beziehungen zwischen den beiden Nachbargemeinden“ (S. 16), der nicht allein eine Asymmetrie zwischen Ost und West zementierte, sondern beide Städte zur Peripherie, zum „Ende der Welt“ degradierte. Schnell zeigt sich jedoch, dass die historischen Bezüge viel weiter reichen müssen, um die Selbst- und Fremdbilder der Bewohner der beiden Städte zu erfassen. Beide stützen sich auf Geschichtsbilder, die bis in die Zeit der Habsburgermonarchie zurückreichen, allerdings mit unterschiedlicher Gewichtung: In Gmünd sind der Zweite Weltkrieg und die Vertreibung der Sudetendeutschen prominenter Teil der kollektiven Erinnerung und bestimmender Faktor für die Betrachtung des „Anderen“. In České Velenice dagegen dominiert die Erfahrung mit dem sozialistischen Regime die Wahrnehmung nicht nur der österreichischen Seite, sondern auch vor allem des „Eigenen“.

Das erste Kapitel zum Fallbeispiel Gmünd von Berthold Molden ist überschrieben mit dem programmatischen Titel „Außenposten des Westens“. Es beginnt mit einem „Spaziergang“ durch Gmünd und zugleich durch die österreichische und die Stadtgeschichte, verknüpft mit historischen Deutungskategorien, und berücksichtigt auch die Erfahrung des Holocaust und der jüdischen Bevölkerung Gmünds. Molden geht also vom Feld aus und bettet die darauf vorgefundenen Themen in ihren weiteren Kontext ein. Er zeigt, wie die Gmünder Bevölkerung einen Opfermythos kultiviert und dabei kategorisch andere Opfer ausschließt, darunter nicht nur Tschechen, sondern auch die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus. Der Kalte Krieg wird als „Periode des Friedens und der Eintönigkeit empfunden, nicht aber als Zeit der Krisen und Gefahr“ (S. 160). Die Grenze wurde zwar gefürchtet, jedoch als Teil der natürlichen und normalen sozialen Welt akzeptiert, das Dahinter nicht thematisiert. Entsprechend bedeutete das Ende des Kalten Krieges ironischerweise für die Gmünder das Ende ihres „antikommunistischen (oder auch antitschechischen) Schutzwall[s]“ (S. 114), hinter dem man den ungeliebten Nachbarn sicher verstaubt geglaubt hatte.

Auch Muriel Blaive geht im zweiten Teil des Buches zu České Velenice von der spezifischen Situation des Feldes aus, das sie vorfindet. Im Zentrum ihrer Analyse steht die Annahme, dass jede Nation über „versteckte Transkripte“ verfüge, „nicht-öffentliche Manifestationen der Wertetradition“ (S. 163). Entsprechend sei die „Basis für das tschechoslowakische Regime mit Sicherheit in den alten tschechischen Werten von Egalitarismus, Demokratie und anti-deutschen Gefühlen zu finden“ (ebenda). Blaive zeigt, dass das Regime nicht allein geschickt tradierte Kategorien aufnahm, sondern es auch vermochte, die „Angst als Schmiermittel der Unterwerfung“ (S. 158) einzusetzen, die Angst vor dem äußeren, dem inneren und dem Feind vor Ort. Gleichzeitig beklagen die Einwohner den mangelnden sozialen Zusammenhalt: Wenige Menschen seien in der Stadt verwurzelt, das habe ihre Instrumentalisierung durch das Regime erleichtert. Blaive spricht hier von einem „still-

schweigenden Sozialvertrag“, der eine Mitwirkung sowohl beim Grenzschutz als auch bei Denunziationen verlangt habe, jedoch ein Klima des Misstrauens zur Folge hatte.

Beiden Städten gemein ist ein jeweils am Anderen konstruiertes Gewinner-Verlierer-Narrativ. Beide teilen das Gefühl, äußerste Peripherie zu sein, jedoch lässt sich dieses Gefühl nicht in Verbundenheit überführen. Allerdings sind Gmünd und České Velenice auch kein geteilter Ort, der nach dem Fall des Eisernen Vorhangs an eine gemeinsame Stadtgeschichte hätte anknüpfen können. Grenz- und Bevölkerungsbewegungen bedingten, dass sich keine sozialen und kulturellen Bande ergeben und erhalten konnten. So standen die Nachbarn mit dem Rücken zueinander, und es fiel ihnen nach 1989 schwer, sich einander zuzuwenden. Der einfachste Weg für viele Einwohner beider Städte scheint in der wechselseitigen Wahrnehmung der Rückgriff auf tradierte Stereotype und Vorurteile, die die Ost-West-Asymmetrie und tradierte Bilder aus der Zeit des Habsburgerreichs reflektieren.

Das Fallbeispiel České Velenice zeigt zudem, wie der Umstand, dass auch die tschechische Bevölkerung selbst sich nicht als „verwurzelt“ und „gewachsen“ begreift, gegenseitigem Misstrauen Vorschub leistet. Die Autoren schlussfolgern, „dass diese beiden Städte sich gegenseitig wie in einem halb-durchsichtigen Spiegel wahrnehmen, mit dem eigenen Spiegelbild und dem Bild des anderen immer zugleich im Blick“ (S. 29).

Die beiden Studien sind ein Beispiel dafür, dass nationale Gemeinschaften nicht allein im Zentrum, sondern, wie Peter Sahlins gezeigt hat, auch an der Peripherie, an der Grenze entstehen. Ein österreichischer Interviewpartner spricht denn auch von einer „imaginären Mauer“ (S. 112). Dabei wirken Erzählungen der Interviewten über die Grenze wie „Sagen“; die Grenze erscheint als Nicht-Ort, als Schauplatz von Schauernmärchen. Die Autoren folgern entsprechend, „dass der Eiserne Vorhang mehr war als eine eindeutige Grenze: Er war eine diffuse Barriere zwischen zwei Kulturen und Lebensweisen und hat deshalb in gewisser Weise heute immer noch Bestand“ (S. 260).

Einerseits ist es lobenswert, dass sich die Autoren nicht von einem engen Korsett an Vorgaben, theoretischen Vorannahmen und Leitfäden einengen lassen und vielmehr den Erzählungen ihres Feldes folgen. Andererseits zerfällt das Buch so in zwei weitgehend unverbundene Teile, und die schöne Idee, die österreichisch-tschechischen Grenzstädte nicht nur in ihrer Andersartigkeit, sondern eben gerade in ihrer Eigenschaft als zwei gegenüberliegende Städte an einer Grenze zu zeigen, geht im Verlauf des Buches mehr und mehr verloren. Es gibt keine gemeinsamen Bezugspunkte und übergreifenden Kategorien, keinen Aha-Effekt des Wiedererkennens, der entstehen könnte, wenn das gleiche Thema von unterschiedlichen (nationalen) Standpunkten betrachtet würde. Dabei tauchen im Text immer wieder solche Momente auf, die einen Anknüpfungspunkt bieten könnten, so der „erste europäische grenzübergreifende Industriepark ACCESS“ auf tschechischer Seite oder das „Grenzüberschreitende Impulszentrum GIZ“, das von Blaive ausführlich geschildert, von Molden jedoch nicht erwähnt wird. Hier wie dort finden vermutlich tagtäglich Interaktionen statt, mit all den Unebenheiten, Missverständnissen und Annäherungen, die einer solchen Situation per se eigen sind.

Besonders im zweiten Teil des Buches stellen sich dem Leser einige methodische Fragen mit Blick auf die Feldforschung und deren methodische Basis. Die bemerkenswerte Schweigsamkeit der Interviewpartner zu „unbequemen“ Themen wie ihrer Teilhabe am sozialistischen System hätte eine weitergehende Betrachtung verdient. Die Frage danach, wer spricht, mit wem und mit welcher Motivation und auch die Tabuisierung bestimmter Themen durch spezifische Akteure in bestimmten Kontexten wären eine Analyse wert. Schließlich waren „die Kommunisten“ nicht außerhalb, sondern Teil der Gesellschaft und vielleicht – wer weiß – auch Teil der Gruppe der Interviewten. Vor diesem Hintergrund gewinnen Tabuisierung, Distanzierung und Schweigsamkeit eine besondere Dynamik und Brisanz.

Nicht zuletzt hätte der Einbezug bestehender Kategorien sowie Diskussionen der Forschung zu Grenzen den Studien weitergehende Aussagekraft verliehen. So verbleiben vielversprechende Ansätze, z. B. zur Nationalisierung von Grenzen, zu mentalen und institutionellen Grenzen, an der Oberfläche und werden nicht weitergeführt. In einer an ein breites Publikum gerichteten Publikation ist es sicherlich nicht zielführend, den Text mit Fachtermini zu überfrachten, jedoch hätte die Erklärungskraft des Buches von einer entsprechend formulierten Einbettung in existierende Diskurse zur Thematik geteilter Städte entlang der Ost-West-Asymmetrie sehr profitieren können.

Wien

Alexandra Schwell

Klípa, Bohumír: Čtyři dvacetiletí [Viermal zwanzig Jahre].

Selbstverlag, Praha 2010, 189 S.

1969 hat Bohumír Klípa, damals wissenschaftlicher Mitarbeiter am Prager Militärgeschichtlichen Institut, einen Beitrag zu unserem internationalen Symposium „Europa und der Faschismus“ geschrieben, der dem Einfluss der NS-Ideologie auf die deutschen Kriegsziele 1939-1941 galt; das ausgedruckte Protokoll des Symposiums verschwand alsbald in den Papiermühlen der „Normalisierer“. Aber Klípas bemerkenswertes, quellennahes Buch zum selben Thema, „Das schicksalhafte Dilemma“, war noch eine Zeitlang auf dem Markt. Dem inzwischen degradierten, im Wohnwagen böhmische Wasserstände messenden Verfasser gelang dann in den 1970er Jahren ein zweiter Coup: die äußerst schwierige Übersetzung von Ripellinos „Magischem Prag“ ins Tschechische (1978 bei Index in Köln erschienen). Klípa war kein Romanist, sondern hatte sich das Italienische erst im Erwachsenenalter nebenher angeeignet, war dann als Verfemter zur inoffiziellen Anlaufstelle eines wachsenden Stroms italienischer Prag-Liebhaber geworden und übersetzte noch ein Buch von Claudio Magris.

Der 1929 geborene Historiker, der aus allereinfachsten Verhältnissen stammte, zeichnet in seinem Bericht ein Panorama der Lebensumstände und Peripetien einer ganzen Generation, „elend und dazu blind, ihr Elend nicht erkennend“, um mit Comenius zu reden. Das Charakteristikum seines nüchtern erzählten Textes ist die Nahsicht und der Alltagsbezug, mit oft sarkastischen, auch selbstkritischen Tönen sowie eingebauten anekdotischen und sehr privaten Geschichten, ohne Anspruch

auf große Reflexion oder Analyse. Angefangen mit Impressionen der proletarischen Kindheit in der Prager Altstadt der 1930er und frühen 1940er Jahre und begleitet von zahlreichen Figuren am Rande, führt der Lebensweg über den Schulverweis vom Kleinseitener Gymnasium, den „Totaleinsatz“ in einem Prager Postkartenverlag, den blitzlichtartig erfassten Maiaufstand von 1945 zum Abitur an der Karolinenthaler Handelsakademie und der eher gefühlsgesteuerten Konversion zum kommunistischen Glauben. Die Erinnerungen, voller Miniporträts von Weggenossen, übrigens auch köstlichen Slangausdrücken, bieten wenig schmeichelhafte Einblicke in die KP-Kaderschmiede der Hochschule für Politik- und Wirtschaftswissenschaften und die damalige Geschichtsdidaktik, danach in das Žižkover Figurenkabinett des Militärgeschichtlichen Instituts. Hier entsteht Klípas erste größere historische Arbeit, eine Geschichte des im Rahmen der Sowjetarmee operierenden Korps unter General Svoboda (die ihn prompt in Schwierigkeiten bringt). 1961 folgt eine Art lebensgeschichtliche Wende, initiiert durch eine Ausstellung über die tschechoslowakischen Legionäre des Ersten Weltkriegs im Museum von Rovereto, die Klípas lebenslange Italienbegeisterung auslöst: „Unser Aufenthalt war wie ein kleines Wunder“ (71). Die 1960er Jahre ermöglichen dem jungen kommunistischen Historiker den Zugang zu Literatur und weitere Auslandsaufenthalte, die dem genannten Buch über Hitlers strategisches Dilemma zugutekommen. Die Reformbewegung des „annus mirabilis“ speiste sich bekanntlich aus verschiedenen Quellen, eine davon waren die Bemühungen etablierter Historiker um ein authentisches Bild der Vergangenheit; Tabuthemen von der Art des Hitler-Stalin-Abkommens am Vorabend des Zweiten Weltkriegs fanden dann 1968 dank Historikern wie Klípa eine breite Leserschaft.

Besonderen dokumentarischen Wert haben die Kapitel, die den Alltag, die Überlebensstrategien, familiäre Tragödien, Wirrnisse und auch das Versagen der aus den „Strukturen“ entlassenen, diskriminierten einstigen Regimeträger schildern. Klípa selbst verdiente den notwendigen Unterhalt nach dem tragischen Tod seines Sohns – in den Pausen italienische Vokabeln lernend – als Fahrer eines kommunalen Perückenmachers, nach seiner Unterschrift unter die Charta 77 in einer Werkstatt, die sich mit der Herstellung von Handstempeln befusste. In seiner Erzählung werden die Lebenspraktiken im späten Realsozialismus anschaulich sichtbar, und es sind keineswegs in erster Reihe Bilder von Polizeiwillkür, sondern häufiger der Mentalität – und des Sexuallebens – von Menschen in einer verkommenen Ordnung. Nicht zuletzt erwähnenswert sind die dichten Kontakte zu italienischen Prag-Besuchern, die der immer großzügige Klípa zu Hilfszwecken zu nutzen wusste („Gott, dessen großer Kumpel ich nicht gerade bin, weiß, dass ich nie etwas davon hatte.“ S. 142). An den Zuckungen, die die letzten Jahre des Regimes markierten, nimmt der frischverrentete Historiker noch einigen Anteil, wenn auch nicht mehr als Aktivist im neu erwachten politischen Leben. Mit Karel Pichlík ist er an der Reorganisation des ungeliebten Militärgeschichtlichen Instituts beteiligt, einige kleinere historische Arbeiten und Übersetzungen kommen noch zustande. Von seinem einstigen Köhlerglauben ist schon in den 1980er Jahren nur noch die Vorstellung vom „orientalischen Despotismus“ übrig geblieben (S. 153). Aber auch von der Nachwendezeit ist Klípa enttäuscht: Vor allem die „zwanzig Jahre in Lüge“ hätten den Charakter der gegenwärtig entscheidenden Generation verbogen (S. 189).

Leider hat Klípa für sein wichtiges Zeugnis keinen Verlag gefunden; ein guter Lektor hätte die Flut von Namen, mit denen die meisten Leser nichts anfangen können, zurückgestaut und einige Druckfehler korrigiert.

Berlin

Bedřich Loewenstein

Hejdánek, Ladislav: Havel je uhlík. Filosof a politická odpovědnost [Havel ist Kohlenstoff. Der Philosoph und die politische Verantwortung].

Knihovna Václava Havla, Praha 2009, 108 S. (Sešity Knihovny Václava Havla 2009/3).

Unter dem etwas ungewöhnlichen Titel – „uhlík“ bedeutet „Kohlenstoff“ oder auch „Glimmkohle“ und könnte sowohl Havels ansteckende Kreativität als auch die vielseitige Verbindungsfähigkeit des Kohlenstoffs andeuten – verbirgt sich ein ungewöhnlicher Text: Das Büchlein vereinigt neun verschiedenartige Aufsätze aus den Jahren 1966 bis 2009 und bezieht sich nicht durchwegs auf Persönlichkeit und Werk des Dramatikers, Essayisten, Dissidenten und Staatspräsidenten, sondern reflektiert in fast gleichem Maß das Spektrum des Verfassers. Das ist Havels eigenwilliger Weggenosse, der evangelische Philosoph und zeitweilige Charta-77-Sprecher Ladislav Hejdánek (geb. 1927). Selbst fast lebenslang vom Regime in seiner Entfaltung und Wirkung behindert, hat er in seiner philosophischen Nische originelle Kriterien zur Beurteilung von Denken und Politik entwickelt und verfolgt den jüngeren Havel in einer Mischung aus Anerkennung und Kritik; umgekehrt hat Havel als Präsident dem Anhänger einer eher „unpolitischen“ Politik zwar ursprünglich ein Ministeramt angeboten und ihm 1995 den T. G. Masaryk-Orden III. Klasse (!) verliehen, ihn aber keineswegs zu engerer Zusammenarbeit herangezogen.

Die Beiträge des schmalen Bandes sind wie gesagt ziemlich heterogen. Der Rezensent hält den ersten Essay zum Thema „Der Philosoph und die politische Verantwortung“ (1991) für den gelungensten der Sammlung. Darin klingt in gedrängter Form sowohl die Problematik von „Philosophie und Politik“ an wie auch Hejdáneks philosophisches Dauerthema: das nicht-gegenständliche Denken mit seiner Zukunftsorientierung und Bezogenheit aufs Ganze. Havel selbst wird in der fulminanten Ouvertüre nicht genannt, allenfalls vor (korrumpierendem) Erfolg gewarnt (S. 24); ob der Philosoph es aufs eigene Scheitern angelegt haben sollte, sei hier dahingestellt. Auch die folgende populäre Betrachtung über „Freiheit und Menschenrechte“ (2006) bezieht sich nicht ausdrücklich auf Havel und warnt nur aktuell vor der Verwechslung von Freiheit und Willkür, Wahrheit und Mehrheit. Ein älterer Text von 1966 berichtet über das Theaterstück des damals jungen Autors „Die Benachrichtigung“ als Metapher für Manipulation und Verstrickung in Uneigentlichkeit, nicht nur der Sprache.

Einen völlig anderen Charakter haben die Texte von 1977 und 1979, die versuchen, Havels Haltung als Dissident gerecht zu werden und die Aussichten der Charta 77 in der politisch blockierten Tschechoslowakei zu klären. 1983 verfasste Hejdánek mehrere hochabstrakte Reflexionen zu Havels Gefängnisbriefen (Briefe an Olga). Man könnte aus ihnen unangemessene intellektuelle Kälte und Mangel an Empathie herauslesen: In Wirklichkeit nehmen die „Reflexionen“ Havels jedoch existenzielle

unsystematische Aussagen als Philosopheme, die lohnen, kritisch zu Ende gedacht zu werden. Das wirkt stellenweise pedantisch, aber dient über die Diskussion mit dem Mitstreiter hinaus (*amicus Plato, magis amica veritas*) auch dazu, einige grundlegende Positionen zu klären: Mythos versus Zukunftszugewandtheit, menschliche Identität als ein Werden usw. (S. 65 f., 69 f., 75). Das gegenständliche, begriffliche Denken erschwert es in Hejdáneks Sicht, das Leben als sinnvolles Ganzes aufzufassen; auch Havels eher poetische Idee, im „Gedächtnis des Seins“ sei alles Geschehene und Ungeschehene aufbewahrt, wird als widersprüchlich abgelehnt. Nicht zuletzt werden einzelne religiöse Anklänge als „kolossales Missverständnis“ abgetan (S. 80 f.): Der „Glaube“ steht in Hejdáneks Philosophie gerade gegen Mythos und Religiosität, als zukunftsorientierte „tatkraftige Hoffnung“. Ob diese nicht-gegenständlich ist, wagt der Rezensent allerdings anzuzweifeln; man hätte gerne eine Auseinandersetzung mit Ernst Bloch gelesen.

Den Band schließen drei kürzere Betrachtungen ab: ein Aufsatz von 1990 über „Intellektuelle und Politik“, in dem es als enormes Glück bezeichnet wird, dass ein Ausnahmeintellektueller wie Havel an die Spitze des Staates gelangt ist (S. 86); im folgenden Jahr ist die Frage, ob Havel eher „Dramatiker oder Politiker“ sei, Anlass zu Vergleichen mit der Rolle Masaryks, aber auch zu Äußerungen von der Art, wenn man Havel nicht mehr Kompetenzen einräumen wolle, sei es eigentlich schade um dessen dramatisches Talent. Ein abschließendes Gespräch mit dem 81-jährigen Philosophen betrifft Probleme wie den Einfall in der Philosophie und die Rolle systematischer philosophischer Bildung: ein kleiner Mosaikstein, der das etwas unwirsch-respektvoll gezeichnete Bild der Größe und der Grenzen Havels unkonventionell vervollständigt.

Berlin

Bedřich Loewenstein

Kleindienst, Thekla: Die Entwicklung der bundesdeutschen Osteuropaforschung im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Politik.

Herder-Institut, Marburg 2009, 434 S. (Materialien und Studien zur Ostmitteleuropa-Forschung 22).

Die Aufarbeitung der Geschichte der eigenen Disziplin hat im deutschsprachigen Wissenschaftsbetrieb in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Publikationen hervorgebracht, deren Fokus zumeist auf der Zeit des Nationalsozialismus und der Frage nach Brüchen und Kontinuitäten über das Jahr 1945 hinaus lag. Mit besonderer Schärfe stellten sich diese Fragen für den Bereich der Ost(europa)forschung, war das östliche Europa doch primärer Schauplatz des deutschen Besatzungs- und Vernichtungskrieges, den nicht wenige Experten für den „deutschen Osten“ mit ihren Kenntnissen unterstützten. Vergleichsweise gering ist unser Wissen hingegen nach wie vor über die Entwicklungen, die das Fach unter bundesrepublikanischen Vorzeichen nahm. Einen wichtigen Fortschritt stellte in dieser Hinsicht die 2007 erschienene Studie von Corinna Unger dar, in der diese, ausgehend von der Forschungsförderungspolitik der DFG, die (Re)Strukturierung der Ostforschung samt ihres personellen, institutionellen und konzeptionellen Wandels bis zum Beginn der

1970er Jahre untersuchte.¹ Die nun vorliegende Druckfassung der von Thekla Kleindienst an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Rostock verfassten Dissertation weitet den Untersuchungsrahmen noch einmal aus, indem sie die Zeit bis in die 1990er Jahre in den Blick nimmt. Sie umreißt damit ein weites Feld, das von den Bemühungen um den Wiederaufbau einer institutionell am Boden liegenden Disziplin nach 1945 bis zu den Diskussionen um das vermeintliche Ende der Osteuropäischen Geschichte nach der Blockkonfrontation reicht.

In Anbetracht dieses umfangreichen Vorhabens ist es nachvollziehbar, dass die Verfasserin den zur Debatte stehenden Gegenstand eingrenzt, sich auf zentrale Einrichtungen der außeruniversitären Ost(europa)forschung beschränkt und die Entwicklung an den Hochschulen ebenso außer Acht lässt wie die Fachgeschichte in der DDR. Im Mittelpunkt ihres Interesses steht die Frage des Verhältnisses von Wissenschaft und Politik, wobei sie diese Pole nicht als in einem einseitigen Abhängigkeitsverhältnis zueinander stehend begreift, sondern im Anschluss an Mitchell G. Ash als zwei Ressourcen, die sich gegenseitig mobilisieren. Es geht Kleindienst also darum, das Maß von Agieren und Reagieren im Wechselspiel beider Seiten zu bestimmen, und damit um die Beantwortung der Frage, inwieweit die Veränderungen, die sich über den Beobachtungszeitraum hinweg konstatieren lassen, einem der Osteuropaforschung immanenten „Erneuerungspotential“ (S.13) zuzuschreiben sind oder ob sie vielmehr in erster Linie Folge politischen Drucks waren.

Die diachrone Perspektive der Arbeit konzentriert sich auf drei inhaltlich gut begründete Schwerpunkte: die Zeit des (Wieder)Aufbaus Ende der 1940er und in den 1950er Jahren, die Phase des Wandels in den 1960er und 1970er Jahren sowie die Zeit der Transformation und Neuorientierung in den 1990ern. Die Frage des Wechselverhältnisses von Wissenschaft und Politik wird hierbei auf verschiedenen Ebenen beleuchtet: der institutionellen Entwicklung, der Frage der zugrundeliegenden Forschungskonzepte sowie hinsichtlich des Einflusses individuellen Handelns und personeller Netzwerke. Alles dies erfolgt auf Basis umfangreicher Literatur- und Archivstudien sowie einer Reihe von Gesprächen, welche die Verfasserin mit beteiligten Akteuren geführt hat.

Welche neuen Erkenntnisse lassen sich nun bei der Lektüre des Buches gewinnen? Hinsichtlich der ersten Untersuchungsphase, der (Re)Institutionalisierung in den Nachkriegsjahren, werden vor allem die bereits aus anderen, zumeist biografischen Untersuchungen gewonnenen Ergebnisse bestätigt: Sowohl unter den Ostforschern als auch auf Seiten der politisch Verantwortlichen dominierte ein mehrheitlich geteiltes Interesse, an alte Strukturen anzuknüpfen und diese mit kaum veränderten Konzepten an neuen Orten wiederaufzubauen. Zwar gab es hier wie dort zahlreiche widerstreitende Interessen um die Verteilung der begrenzten finanziellen Mittel – an der grundsätzlichen Notwendigkeit, den fortdauernden Anspruch auf den verlorenen „deutschen Osten“ zu legitimieren sowie eine „Abwehrfront“ gegen die Sowjetunion aufzubauen, wurde jedoch nur sehr vereinzelt Kritik geübt. Sichtbare Ergeb-

¹ Unger, Corinna: Ostforschung in Westdeutschland. Die Erforschung des europäischen Ostens und die Deutsche Forschungsgemeinschaft, 1945-1957. Stuttgart 2007.

nisse dieser weitgehenden Interessenkongruenz zwischen Wissenschaft und Politik waren Institutionen wie das Johann-Gottfried-Herder-Institut samt gleichnamigem Forschungsrat in Marburg, mehrere Standorte in München wie etwa das Osteuropa-Institut und das Collegium Carolinum sowie ab Mitte der 1950er Jahre die Bemühungen um ein Institut für Sowjetkunde, aus denen das spätere Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien (BIOst) hervorging.

Dieses Bild änderte sich in den folgenden Jahrzehnten. Die neue Ostpolitik Willy Brandts veränderte die Rahmenbedingungen der Erforschung „des Ostens“, traf jedoch auf eine wissenschaftliche Gemeinschaft, die trotz des Nachrückens einer neuen Forschergeneration aufgrund stark wirksamer Lehrer-Schüler-Loyalitäten kaum zu Veränderungen an ihren Konzepten bereit war. Dementsprechend verschob sich der Anteil des Agierens zunehmend in Richtung der Politik, auch wenn Kleindienst überzeugend zeigen kann, wie groß auch hier auf Ebene der Ministerialbeamten teilweise die Widerstände waren und dass es erst eines Gutachtens des Bundesrechnungshofes 1974 bedurfte, um finanzielle und institutionelle Reformen tatsächlich einzuleiten.

Die Herausforderungen, die die weltpolitischen Veränderungen ab 1989 an die Disziplin stellten, waren nicht geringer. Im Gegensatz zu den Jahrzehnten zuvor kann jedoch konstatiert werden, dass nun auch die Osteuropaforschung selbst auf den Umbruch reagierte und wiederholt Debatten über ihr Selbstverständnis unter neuen Vorzeichen initiierte. Diese lassen sich als Zeichen einer weitgehenden Abkehr vom starren Festhalten an alten Konzepten und als Fähigkeit zu größerer Offenheit deuten. Zugleich war man so, wie Kleindienst zeigt, deutlich besser in der Lage, auf weitergehende Einsparungspläne seitens der Politik zu reagieren und damit zumindest den Großteil des institutionellen Bestands bis in die Gegenwart hinein zu sichern.

Die Geschichte der deutschen Ost(europa)forschung ist aufs engste mit den politischen Zeitläufen verknüpft, das macht die Arbeit von Thekla Kleindienst noch einmal überzeugend deutlich. An mancher Stelle verliert sie sich ein wenig im Detail, und die erst gegen Ende des Buches angestellten Überlegungen zur Ost(europa)forschung als einem Modell wissenschaftlicher Politikberatung hätten als analytischer Rahmen besser am Anfang gestanden. Insgesamt deckt die Studie aber eine institutionelle und zeitliche Breite ab, die den bisherigen Forschungsstand deutlich verbessert. Zudem bietet sie, auch in Form eines umfangreichen Anhangs, eine Vielzahl von Daten, die für zukünftige Arbeiten zweifellos von großem Nutzen sein werden. Mögliche Anknüpfungspunkte lägen hierbei etwa bei einer Einbeziehung der universitären Osteuropaforschung, deren Rolle für die sukzessive Abkehr von der Ostforschung noch genauer zu bestimmen ist, wie auch bei der Entwicklung des Faches in der DDR sowie den ost- und westdeutschen Wechselwirkungen, denkt man beispielsweise an die Kampagne gegen die (Re)Institutionalisierung der Ostforschung in den 1950er und 1960er Jahren. Auf dem Weg zu solchen Erweiterungen des Blickfeldes stellt Thekla Kleindiensts Arbeit einen wichtigen und gelungenen Schritt dar.

Mainz

Hans-Christian Petersen

Obertreis, Julia/Stephan, Anke (Hgg.): Erinnerungen nach der Wende. Oral History und (post)sozialistische Gesellschaften/Remembering after the Fall of Communism. Oral History and (Post-)Socialist Societies.

Klartext Verlag, Essen 2009, 401 S.

Die Verarbeitung und Integration von Brüchen jedweder Art trägt wesentlich zur Konstruktion von Identität bei. Wie werden insbesondere politische Systembrüche subjektiv erlebt und anschließend in die eigene Biografie integriert und als deren sinnvoller Bestandteil gedeutet – oder auch nicht? Der von Anke Stephan und Julia Obertreis herausgegebene Sammelband verfolgt (und erreicht) das Ziel, mit Hilfe der Oral History „das Innenleben sozialistischer Gesellschaften“ (S. 16) aufzuzeigen und die Nachwirkungen, insbesondere die lebensweltlichen Kontinuitäten vor und nach der Wende von 1989, offenzulegen. Wie etwa wird von ehemaligen Parteifunktionären, wie von ehemaligen Dissidenten ihr Engagement gerechtfertigt, interpretiert und erinnert? Wie erlebte man den Sozialismus, wie gestaltete man ihn mit, wie erinnert man ihn? Welche während des Sozialismus tabuisierten Themen fanden nach dem Umbruch Eingang in die Narrative?

Der Sammelband, der das schriftliche Ergebnis einer Konferenz von 2005 ist, zeigt in 24 Beiträgen (15 in englischer Sprache) das Potenzial der Methode der Oral History insbesondere für Zeitausschnitte der Geschichte auf, die durch Brüche gekennzeichnet sind. Neben der Thematik (Post)Sozialismus, der alle Beiträge gewidmet sind, liegt der Schwerpunkt auf Methode und Theorie der Oral History. Während sich publizierte Interpretationen von Oral-History-Interviews häufig auf Material aus großen Projekten stützen, das bereits öffentlich – oft im Internet – verfügbar ist, interpretieren hier (Nachwuchs-)Wissenschaftler/innen überwiegend kleinere und größtenteils selbst erhobene Quellenbestände.

In ihrer gelungenen Einleitung geben Anke Stephan und Julia Obertreis einen Überblick über Genese, Standort und Aussichten der Oral History. Obwohl sehr allgemein, ist diese Einleitung klar darauf ausgerichtet zu verdeutlichen, wie sehr sich die Methode, die „zugleich eine [...] Quellenart und ein interdisziplinäres Forschungsfeld“ (S. 9) ist, dafür eignet, „Aufschluss über die Strukturiertheit der früheren Gesellschaften“ (S. 17) zu geben. Hier bereits werden beide Absichten des Bandes gekonnt verbunden: Der Blick richtet sich auf Theorie und Methode sowie zugleich auf ein konkretes Thema. Insbesondere der umfangreiche Anmerkungsapparat der Einleitung macht diese zu einer profunden Einführung in die Thematik, die konsequenterweise nach der deutschen Version auch auf Englisch abgedruckt ist.

Alexander von Plato zeigt die Schwierigkeiten und Wege auf, Haltungen zur Vergangenheit, aber auch Neuorientierungen zu erforschen, die aus dem Heute resultieren. Ein sinnvoller und ertragreicher Fokus liegt dabei häufig auf Eliten, anhand derer von Plato auch den west- und ostdeutschen Umgang mit dem Systemumbruch der Nachkriegszeit verglichen wird. Er betont die Notwendigkeit, nicht nur die quantitativ fassbaren formalen Brüche oder Kontinuitäten zu erfassen, sondern auch die Veränderungen in den Haltungen und Orientierungen aufzuspüren. Hier erst rückt die gesamte Biografie in den Mittelpunkt der Untersuchung, hier zeigt sich der immense Wert qualitativer Forschung. Besonders spannend sind diese

Brüche freilich, wenn es sich um mehrere Systeme handelt, die in der lebensgeschichtlichen Narration verarbeitet werden. Die Oral History, so zeigt der Band, dient hierbei durchaus auch als Ergänzung zur allgemeinen Erforschung der sozialistischen Staaten: Aufgezeigt werden können die Handlungsspielräume einzelner Personen, Informationen über Lebensweisen, Strategien der Existenzsicherung, Gruppenidentitäten oder Freizeitaktivitäten.

Die fünf Großkapitel des Sammelbandes spiegeln die Sektionsthemen der Konferenz und werden jeweils durch einen Kommentar eingeleitet. Diese Kommentare erweisen sich als hilfreiches Mittel zur besseren Einordnung der empirischen Beiträge in den größeren Forschungskontext und treffen zugleich auch weitreichende Aussagen über den Stand der Oral History-Forschung. Die Themenblöcke behandeln die Auswirkungen von Revolutionen und Systemwechseln auf das kollektive und individuelle Gedächtnis, die weiblichen Erfahrungen und Geschlechterrollen im Sozialismus und Postsozialismus, die „Konkurrenzen“ von Geschichtsbildern und Diskursen, die Repressionserfahrungen sowie das Alltagsleben im Sozialismus. Deutlich wird in vielen der regional und thematisch breit gefächerten Beiträgen, die im Rahmen dieser Rezension nicht einzeln vorgestellt werden sollen und können, das Bestreben der Individuen, in den Interviews eine intakte und kohärente Identität zu präsentieren und die negativen Erfahrungen im Sozialismus auszuklammern bzw. zu überwinden.

Angesichts der Anlage des Bandes scheint ein vergleichender Blick auf das methodische Vorgehen in den einzelnen Beiträgen sinnvoll: Ein interessanter Aspekt ist etwa die Menge des genutzten Quellenmaterials. Die Spanne reicht in den Aufsätzen von einem Interview bis hin zu vielen – dadurch wiederum offenbart sich die Vielfalt von Interpretationsansätzen. Von Feinanalysen, in denen Sequenz für Sequenz ein einziges Interview intensiv analysiert wird, bis hin zu Kombinationen von qualitativen mit quantitativen Methoden zeigen (und thematisieren) die Aufsätze die Bandbreite der methodischen Möglichkeiten. Deutlich wird dabei ein ums andere Mal, wie lohnend eine zweite Untersuchung mit einer alternativen Methode wäre: Nach der Lektüre eines Aufsatzes wie zum Beispiel dem von Gelinada Grinchenko, die am Beispiel einer ehemaligen ukrainischen Ostarbeiterin eindrucksvoll die zahlreichen Schichten und Wechsel im Umgang mit der Vergangenheit aufzeigt, die durch mehrere Systembrüche bedingt waren, bekommt man ein regelrechtes Kribbeln in den Fingern, die anderen Bestände ebenfalls auf diese subtile und sehr detaillierte Art zu interpretieren. Andererseits bieten oftmals jene Analysen, die sich auf umfangreiches Material stützen, breite Erkenntnis und sind somit in ihrer Aussagekraft nur indirekt mit den Einzelinterpretationen zu vergleichen. Als Beispiel sei hier Jana Nosková's Text zum Alltagsleben im Sozialismus am Beispiel von zehn Brünnener Dissident/innen genannt. Eine ebenso große Spanne an Möglichkeiten gilt für die Empathie und Genauigkeit, mit der die Interviewpartner beschrieben werden. Auch hier zeigt sich, wie unterschiedlich man arbeiten kann: „Umgang mit den Quellen“ heißt schließlich Umgang mit Menschen, die man freilich auch als „Material“ behandeln kann. Davon zeugt schon die ganz unterschiedliche Art der Zitierweise von Interviewpartnern. Manch einer anonymisiert, manch einer nennt ganze Namen. Im Falle der tschechischen Dissidenten etwa, die Nosková ins Zen-

trum ihrer Untersuchung gestellt hat, bietet sich aufgrund deren Bekanntheit die Nennung an. Zudem stammen die Interviews aus einem größeren Projektzusammenhang und sind einsehbar bzw. teils publiziert.

Weitere Aspekte des Umgangs mit den Quellen sind zu vergleichen: Manche der Autoren veröffentlichen die Fragekataloge aus ihren Interviews, manche geben an, wo das Material einsehbar ist, manche zitieren wörtliche Aussagen aus den Interviews durch Angabe von Minuten auf dem Tonband, andere durch Seitenzahlen im Transkript, wieder andere nur durch die Nennung des Interviews. Unterschiedlich intensiv schließlich werden die metasprachlichen Äußerungen und die Interviewsituation in die Analyse einbezogen, auf die insbesondere Dorothee Wierling in ihrem Kommentar, aber auch die beiden Herausgeberinnen in ihrer Einleitung hinweisen. Simina Bădică etwa thematisiert in ihrem Beitrag über das Schlangestehen im Rumänien der 1980er Jahre ausführlich ihre Rolle als junge Interviewerin, die selbst den Sozialismus kaum bewusst miterlebt hat; in anderen Fällen ist das Setting augenscheinlich dadurch bestimmt, dass ein scheinbar „unbeteiligter“ Ausländer die Fragen stellt.

Alle jene methodischen (Un-)Möglichkeiten, die natürlich immer auch durch die Disziplin beeinflusst werden, in welche die Beiträge einzuordnen sind, bieten in der Gesamtheit des Bandes gleichzeitig Perspektiven und Ansätze, Ideen und Hilfestellungen für weitere Forschungen. Ein nicht zu unterschätzender Wert der Publikation in methodischer Hinsicht liegt zudem im ausführlichen Anmerkungsapparat. Hinzu kommt, dass am Ende glossarartig eine Liste mit Oral-History-Zentren der betreffenden postsozialistischen Länder Auskunft über weitere Projekte und Ansprechpartner, aber auch den Stand der Oral History in den jeweiligen Ländern gibt.

Neben dem Quellenwert von Oral History besitzt diese im Postsozialismus zudem eine wichtige Funktion, an der die im Sammelband präsentierten Projekte teilhaben: Die sozialistische Erfahrung (weder im Sinne einer unhinterfragt positiven „Ostalgie“ noch einer generellen pauschalen Verurteilung alles Gewesenen, sondern als wissenschaftlich reflektierter Teil von Identitäten Einzelner) kann durch die Bitte zum Interview zunächst aussprechbar gemacht und damit ins kollektive Gedächtnis integriert werden. Die Beiträge des Bandes zeigen weiterhin, dass die ehemaligen sozialistischen Staaten keinesfalls als eine einheitliche Gruppe betrachtet werden dürfen. Große Unterschiede werden etwa in der Behandlung von Themen wie Religion, ethnische Gruppen, Rückbindung von Diskursen an traditionelle Werte offenbar. Und schließlich gibt Oral History in postsozialistischen Gesellschaften – wie es gerade für die Anfänge der „westlichen“ Oral History immer betont wurde – (auch) den marginalisierten und unterprivilegierten Gesellschaftsschichten eine Stimme. Womit einmal mehr die Lüge von einer homogenen sozialistischen Gesellschaft aufgedeckt werden kann.

Heiss, Gernot / Králová, Kateřina / Pešek, Jiří / Rathkolb, Oliver (Hgg.): Česko a Rakousko po konci studené války. Různými cestami do nové Evropy [Tschechien und Österreich nach dem Ende des Kalten Krieges. Auf getrennten Wegen ins neue Europa].

Albis international, Ústí nad Labem 2008, 517 S.¹

Jiří Pešek reflektiert in seinem Beitrag über „die Tschechische Gesellschaft 1989–2008“, welche Schwierigkeiten es dem Historiker bereitet, die bis in die Gegenwart reichende jüngste Geschichte zu beschreiben und zu beurteilen: Einerseits stünden viele Quellen (noch) nicht zur Verfügung, andererseits sei der Abstand zum Untersuchungsgegenstand zu knapp. Sollte das Feld also für die Soziologen geräumt werden? Pešek verneint diese Frage, schließlich liefere die Soziologie eher Gegenwartsbeschreibungen in Hinblick auf zukünftige Entwicklungen als Ursachenforschung. Demgegenüber wirft er Fragen auf, die bislang eher Gegenstand journalistischen Interesses oder politischer Diskussionen gewesen sind, und gibt recht schlüssige Antworten. Den Ausgangspunkt seiner Überlegungen bildet die Reflexion über den Erfolg des Wandels, den die tschechische Gesellschaft seit 1989 erlebte: Die Menschen von 1989, so Pešek, seien trotz Perestrojka und Anzeichen des inneren Zerfalls der sozialistischen Ökonomie nicht auf die umfassenden Veränderungen vorbereitet gewesen. Zudem sei die Rhetorik der „Samtenen Revolution“ weder von sozialen noch von besonders anspruchsvollen demokratischen Impulsen, sondern eher von einem nationalen, antikommunistischen Diskurs geprägt gewesen (S. 151). Ein besonders wichtiges Moment für die hohe Akzeptanz, mit der die radikalen Reformen der Transformationszeit aufgenommen worden seien, habe indessen in der Erwartung gelegen, an die fast mythisch überhöhten Zeiten der „Ersten Republik“ anknüpfen zu können – ein Startvorteil, den etwa die Slowaken nicht gehabt hätten.

Diesen Befund nehmen Barbara Köpplová und Jan Jiráček auf, die die Transformation der tschechischen Medienlandschaft beschreiben: Titel wie etwa „Lidové noviny“ hätten sich so erfolgreich neu etabliert, weil sie an das einstmalige Prestige eines intellektuellen Aushängeschildes der verkündeten Ersten Republik anknüpfen konnten. Den Vorteil dieses positiven Bezugspunktes, der die Verwerfungen abzufedern half, die den Prozess der ökonomischen Transformation begleiteten, unterstreicht ebenso Petr Mlsna in seinem Aufsatz zur wirtschaftlichen Entwicklung nach 1989.

Sowohl Mlsna als auch Pešek versuchen, die Erfolge des Transformationsprozesses zu benennen, ohne die negativen Seiten etwa der „Kuponprivatisierung“ auszusparen. Als Erfolg wertet letzterer neben der raschen Umorientierung vom osteuropäischen Markt auf die OECD-Länder die großen Anpassungsleistungen der Bevölkerung, die sich gleichsam über Nacht auf völlig neue Bedingungen einstellen musste. Anders als in den Großstädten, wo der Abbau von Arbeitsplätzen in der Industrie durch den Aufstieg des tertiären Sektors rasch kompensiert werden konn-

¹ Der Band ist 2009 in deutscher Übersetzung erschienen. *Heiss, Gernot / Králová, Kateřina / Pešek, Jiří / Rathkolb, Oliver (Hgg.): Tschechien und Österreich nach dem Ende des Kalten Krieges. Auf getrennten Wegen ins neue Europa.* Albis international. Ústí nad Labem 2009.

te, sei die Situation in den traditionellen Industriegebieten der Peripherie prekär. Als die wirklichen Verlierer der „Wende“ – sei es in Hinblick auf deren ökonomisches oder auch symbolisches Kapital – bezeichnet Pešek demzufolge Teile der Industriearbeiterschaft, wohingegen sich die Mehrheit der ökonomischen Eliten des ancien régime auch unter den neuen Bedingungen ihre Positionen habe sichern können. Kritisch beurteilt er – in seinem zweiten Beitrag zum tschechischen Schulwesen (S. 255-282) – das Fehlen eines breiten, materiell abgesicherten Mittelstandes: Die ideologischen Hauptunterstützer der Transformation hätten vergleichsweise wenig von dieser profitiert. Die gegenwärtige tschechische Gesellschaft wird von ihm durch die Befriedung von Konsumwünschen und persönlichem Sicherheitsstreben als relativ „pazifiziert“ charakterisiert, zeichne sich jedoch zugleich durch ein mangelndes Interesse an Selbstreflexion und politischem Engagement aus.

Im zweiten, „österreichischen“ Teil des Bandes unterstreicht Andrea Komlosy in ihrem Beitrag zur Entwicklung der österreichischen Wirtschaft nach 1989 die regionalen Disparitäten innerhalb des ehemaligen Ostblocks in der wirtschaftlichen Transformation. Die Ursachen liegen laut Komlosy in den strategischen Entscheidungen der westeuropäischen Konzerne, Osteuropa als Markt und deregulierte Werkstätte zu nutzen und – eine Tendenz, die bereits in den 1970er Jahren eingesetzt hat – als klassisch periphere Zulieferregionen in die internationale Arbeitsteilung einzuschließen. Zwar gelang es österreichischen Banken und Handelsketten nach 1989, auch in der Tschechoslowakei schnell Marktanteile zu gewinnen, doch diese wurden später ihrerseits Ziel von Expansionsbestrebungen deutscher oder übernationaler Konzerne. Der Fall des „Eisernen Vorhanges“ bewirkte auch einen Zustrom ausländischer Arbeitskräfte nach Österreich aus den angrenzenden Staaten des ehemaligen Ostblocks. Der „Wind der Liberalisierung“, der zunächst aus dem Westen in den „Osten“ geweht hatte, kehrte Komlosy zufolge in den 1990er Jahren an seinen Ausgangsort zurück. Nicht zuletzt der Steuer- und Lohndruck bewirkte in Österreich zahlreiche unternehmerfreundliche Maßnahmen. Das langsame Ende des großen verstaatlichten Sektors, des Rückgrats des österreichischen „Wirtschaftswunders“ und der goldenen Ära des Sozialstaates, auf den auch Emmerich Tálos in seinem Beitrag zu den „sozialen und sozialpolitischen Veränderungen der letzten 20 Jahre“ (S. 407-427) verweist, begann allerdings nicht erst mit der „Ost-Öffnung“, sondern bereits mit der Modernisierungs- und Rationalisierungswelle der späten 1970er und frühen 1980er Jahre. Tálos weist auf das Doppelgesicht von Liberalisierung, Mobilisierung und Flexibilisierung des Arbeitsmarktes hin: Der größeren Freiheit des Individuums stehen vermehrte Instabilität und Arbeitsdruck gegenüber. Als Befürworter eines weiteren Ausbaus des Sozialstaats geht er hier mit der Politik des „restriktiven“ Kurses der ÖVP-FPÖ-Regierung der 2000er Jahre hart ins Gericht. Diese Position steht im scharfen Kontrast zu jener Mlsnas, der einen direkten Zusammenhang zwischen dem Umfang der „Dienstleistungen“ des Staats und deren fast zwangsläufigem Missbrauch behauptet, da die Einstellung vorherrsche, staatliche Leistungen nutzen zu müssen, um „nicht die eigene Familie zu bestehlen“ (S. 132).

Der Beitrag von Komlosy verfolgt als einer der wenigen in dem Band einen komparativen Ansatz, den sonst nur die Beiträge zu außenpolitischen Themen wie jener

von Vladimír Handl zur „Tschechischen Republik in EU und NATO“, Anton Pelinka zu „Österreich und die EU-Erweiterung“, Michael Gehler zu „Österreich als Mitglied der Europäischen Union“ und Otmar Höll zu den „österreichischen Beziehungen zu den Nachbarn“ wählen. Direkt in Beziehung zu setzen ist dabei der Aspekt der Nachbarschafts- und Mitteleuropapolitik Österreichs und Tschechiens, auf den sowohl Gehler und Pelinka als auch das Autorenduo Handl und Miroslav Kunštát unter dem Titel „Mitteleuropa in der Außenpolitik der Tschechischen Republik“ eingehen. Unter breiter Berücksichtigung historischer und innenpolitischer Zusammenhänge kommen diese dabei übereinstimmend zu dem Befund, dass die immer wieder angedachte intensive Zusammenarbeit an Eigeninteressen, der klaren Westorientierung beider Länder, aber auch an in die Innenpolitik hineinreichenden historischen Animositäten scheiterte.

Etwas polemisch, wenngleich kenntnis- und inhaltsreich ist der Beitrag von Sigrid Löffler zum „Mythos Kulturgroßmacht: Das Theater in Österreich“, in dem sie sich auf die Dekonstruktion der Rolle des Wiener Burgtheaters beschränkt. Die Frage ist, ob diese Art der Österreich-Kritik in ihrer negativen Spiegelung der Österreich-Apologetik der Nachkriegsjahrzehnte nicht ebenfalls bereits zum Ritual erstarrt ist, das keinen Platz für Zwischentöne lässt. Das immer wiederkehrende Spiel mit der Provokation und die daraus folgenden schematischen Freund-Feind-Bildungen auf dem Feld der österreichischen Gedächtnis- und Kulturpolitik rekapituliert und hinterfragt Löffler auch anhand ihrer eigenen Beurteilungen des deutschen Burgtheaterdirektors Claus Peymann während der 1980er und 1990er Jahre.

Vergleicht man die thematischen Aufsatzpaare im Band weiter, so überzeugen die Beiträge von Oliver Rathkolb und Sieglinde Rosenberger zum österreichischen politischen System bzw. der Erosion des über Jahrzehnte „einzementierten“ zwei (ÖVP, SPÖ) plus einhalb (FPÖ) Parteiensystems in ihrer analytischen Klarheit, mit zahlreichen Rückgriffen auf soziologische und kulturhistorische Hintergründe (u. a. von Rathkolb zur österreichischen Geschichtspolitik – hier schmerzt die Absenz eines tschechischen Äquivalents auch angesichts der aktuellen Debatten besonders!) mehr als der eher chronologisch gehaltene Rückblick von Jan Ryjáček auf die tschechische Innenpolitik. Dabei hätte es auch hier einige vergleichende Fragestellungen gegeben, so etwa zum großen Unterschied in der Beurteilung und der Macht der kooperativen und föderalen Elemente in Österreich und Tschechien. Erkenntnisfördernd wäre es auch gewesen, die aus den großen politischen „Lagern“ des 19. Jahrhunderts hervorgegangenen österreichischen Parteien mit ihren tschechischen Pendants zu vergleichen. Während die österreichischen Parteien ihren Wählern jahrzehntelang emotionale bzw. nicht selten auch materielle Heimat waren, verfügen die tschechischen bis auf die KSČ und die Volkspartei (KDU-ČSL) weder über ungebrochene Traditionen noch über Einbettungen in klare ideologisch und soziokulturell abgegrenzte Lager. Reizvoll wäre auch die Frage gewesen, warum aus ähnlichen soziokulturellen Milieus entstandene „Antisystemparteien“ wie die Grünen beider Länder politisch einmal eher dem rechtsliberalen (Tschechien), einmal dem links-liberalen Spektrum (Österreich) zuzuordnen sind.

Informativ ist der Beitrag von Hans Pechar zur österreichischen Bildungspolitik der 1990er Jahre, in dem er detailliert die Umbildung der Universitäten von staat-

lichen Einrichtungen zu nur noch vom Staat finanziell ausgestatteten nachzeichnet. Sein Befund, dass höhere Schulbildung in Österreich nach wie vor eher eine Sache der familiären Herkunft als der Begabungen ist, teilt er mit Jiří Pešek in Bezug auf Tschechien (S. 270).

Resümierend kann der vorliegende Sammelband all jenen empfohlen werden, die sich einen Überblick über die aktuellen politischen, wirtschaftlichen, teilweise auch kulturellen und gesellschaftlichen Entwicklungen in den beiden Nachbarländern seit dem Jahr 1989 verschaffen wollen. Wie die meisten Sammelbände vereint auch dieser Beiträge unterschiedlicher Quantität und Qualität. Dies ist auch dem Umstand geschuldet, dass er aus einem zweisemestrigen Vorlesungszyklus an den Universitäten Prag und Wien im akademischen Jahr 2007/2008 entstanden ist. Häufigere direkte Vergleiche beider Gesellschaften wären sinnvoll gewesen, da sie sich dem politisch geschulten Leser hier nur indirekt in den oft unterschiedlichen Schlüssen und Akzentuierungen zu den behandelten Problemstellungen eröffnen. Gerade die durch die politischen und ökonomischen Voraussetzungen unterschiedlichen Ausgangslagen für die Entwicklung seit 1989 bei gleichzeitiger geografischer, kultureller und mentaler Nähe beider Staaten hätten gewiss noch einige Einsichten und Erkenntnisse hervorgebracht.

Waidhofen an der Thaya

Niklas Perzi

Rupnik, Jacques: Rozhovor s Karlem Hvižd'adou. Příliš brzy unavená demokracie [Gespräch mit Karel Hvižd'ala. Die zu früh ermattete Demokratie].

Portál, Praha 2009, 278 S.

Der 1950 in Prag geborene Pariser Politologe Jacques Rupnik, einst BBC-Kommentator, Professor in Harvard und am Collège d'Europe in Brügge, zeitweise Berater Václav Havels und Mitglied der Internationalen Kosovo-Kommission, ist bekannt seit seiner kenntnisreichen Arbeit über den Zusammenbruch des Sowjetimperiums „The Other Europe“, Kennern auch schon durch eine frühe Pionierstudie zur Geschichte der KSČ (1978). Sein Gesprächspartner Karel Hvižd'ala, zwischen 1978 und 1990 im deutschen Exil (u.a. bei Radio Free Europe und Deutschlandfunk), ist mit bisher 26 Gesprächsbänden einer der fruchtbarsten und weltoffensten tschechischen Publizisten der letzten Jahrzehnte; das Spektrum seiner Interviewpartner reicht von Václav Havel bis Karel Schwarzenberg.

Zu besprechen ist ein Band, der insgesamt 17 Gespräche zu aktuellen Themen der Jahre von 2001 bis 2008 vereint und in „fragmentarischer Systematik“ ein überraschend breites Spektrum tschechisch-mitteuropäischer, französischer und nicht zuletzt amerikanischer Politik und Zeitgeschichte bietet. Für den „Prager Franzosen und Pariser Tschechen“ stellt die EU die logische Antwort auf die verfehlte Geschichte des 20. Jahrhunderts dar. Die Gefahren würden in den Zeiten der Globalisierung nicht weniger, die überwunden geglaubte Machtlogik könne wiederkehren, Mitteleuropa brauche die EU, um „seine Dämonen zu zähmen“ (S. 40). Aber gerade die Kleinen sollten am Gelingen des Projekts besonders interessiert sein und nicht in trotzig „provinzielle Selbstgenügsamkeit“ zurückfallen. Schließlich könnten die

europäischen Standards (mantinely) helfen, die neuen „Vorstädte“, also die noch unsicheren Demokratien, zu stabilisieren.

In einem Gespräch, das dem Buch den Titel gegeben hat, geht Rupnik den Ursachen der tschechischen Euroskepsis nach, die seiner Meinung nach in mangelnder Selbstreflexion liegen und ihren Ursprung zu einem erheblichen Teil im Elitenverlust der so genannten Normalisierungsjahre haben; es fehle vielfach an der Fähigkeit zum Miteinanderreden, an politischer Kultur. Weil die breite Öffentlichkeit ärgerlicherweise die selbstkritischen und proeuropäischen Diskurse der Dissidenten nie rezipiert habe, sehe sie in „Europa“ weniger die historische Chance als vielmehr das Hindernis für eine heute illusorische Souveränität. Im Hinblick auf die Philosophie des gegenwärtigen Staatspräsidenten schlägt Rupnik sarkastisch ein Denkmal des „Unbekannten Geldwechslers“ (vekslák) vor.

Andererseits erklärt der kritische Beobachter von der Art Raymond Arons die mitteleuropäischen nationalistisch-populistischen Stimmungen. Besorgniserregend erscheint ihm vor allem die Entwicklung im Polen der Kaczyński-Brüder, die er auch als Antwort auf die Krise der Demokratie im Westen versteht: Wir stützen uns auf einen „angebrochenen Stab“ (S. 102). Statt einer europäischen Vision, die noch die Gründerväter und viele Dissidenten trug, nämlich der Schaffung eines gemeinsamen intellektuellen, kulturellen und politischen öffentlichen Raums, scheine es nichts mehr zu geben als kurzsichtiges Interessengezerre. Der „doppelte Achtundsechziger“ (Paris/Prag) bedauert die Aushöhlung der Erziehung zu europäischen Werten und weist in diesem Zusammenhang auch auf die Ursachen der Ablehnung der EU-Verfassung in Frankreich und den Niederlanden hin.

Ein weiteres kritisches Kapitel ist dem Verlust des „französischen Exzeptionalismus“ gewidmet, zu dem Rupnik auch das Versagen des republikanischen Integrationsmodells und der Ausstrahlungsfähigkeit der französischen Kultur zählt (S. 92 f.).

Für uns besonders interessant sind Betrachtungen über den tschechischen Exzeptionalismus, angefangen bei der erheblichen Rolle der KSČ in der neueren Geschichte über Benešs München-Komplex und das tschechische Zu-spät-Kommen bei den Krisen des 20. Jahrhunderts bis hin zur bloß symbolischen Art der Abrechnung mit der kommunistischen Vergangenheit. Mit dieser dürfte die gegenwärtige Tendenz zur Skandalisierung der postsozialistischen Eliten zusammenhängen, in extremer Form in Polen und Ungarn, der Versuch, Historiker zu „Kaderreferenten“ und Stasi-Müll zum Quell der Wahrheit zu machen (S. 144 f.).

Mehr als nur amüsan ist das Thema der magischen Achterjubiläen der neueren tschechischen Geschichte. Der Kenner der Geschichte der KSČ stellt nämlich die Frage nach dem Zusammenhang von 1918, 1938, 1948 und 1968 und nach der gern verleugneten inneren Komponente der jeweiligen Staatskrise; ja er schlägt den Bogen zurück zu 1618, dem Verlust einer eigenen politischen Elite, der die Herausbildung einer neuzeitlichen „plebejischen“ Nation begünstigte (S. 210). Allerdings warnt der Politologe vor vereinfachendem Journalismus. Bemerkenswert sind schließlich seine Betrachtungen zur Rechtskultur bzw. deren Infragestellung in den meisten postkommunistischen Ländern und dem wohlthätigen, nicht immer effizienten Gegengewicht der europäischen Norm gegenüber Kettenreaktionen populistischer Dema-

gogie (die sich bekanntlich nicht auf Mitteleuropa beschränkt). Ein Gespräch über Barack Obama schließt den erhellenden Band ab.

Historiker mögen die Nase rümpfen über die Sprunghaftigkeit des intellektuellen Überfliegers. Sein großer Vorzug besteht in einer erfrischend klaren Sprache und einem instinktsicheren Urteil über mitteleuropäische Probleme der Gegenwart und Zeitgeschichte; auch sein gesamteuropäisches Engagement ist alles andere als naives Wunschdenken. Man wünscht dem Buch trotz der Schreibweise „Stammbachová“ (für Erika Steinbach) viele Leser.

Berlin

Bedřich Loewenstein

SUMMARIES

EX GERMANIAE LUX? COOPERATION BETWEEN THE NORTH EAST GERMAN RESEARCH SOCIETY AND THE GERMAN UNIVERSITY OF PRAGUE, 1935-1938

Ota Konrád

This article deals with the cooperation between the “Nordostdeutsche Forschungsgemeinschaft” (North East German Research Society, NOFG) and the German University in Prague during the 1930s. This cooperation was aimed primarily at preparing an English-language publication about the German University of Prague and at creating employment opportunities at universities in Germany proper for the junior generation of the scholars. The author shows what strategies were used by German institutions in order to enhance the standing of the intellectual élites among Germans living abroad and to shape their understanding of science in the national-socialist sense. These activities were favourably received at the German University in the second half of the 1930s. Some German professors had rejected the Czechoslovak state from the very beginning and taken an extremely nationalist and anti-Semitic stance. For others, the support they received from the Reich was the more acceptable, the less the Czechoslovak state was in a position to properly finance education and science. The career-mindedness typical for the universitarian community was another important factor contributing to a sizeable part of the German scholars eagerly breaking with the Czechoslovak state and looking towards Nazi Germany for support.

FROM ARMS INDUSTRY TO MODEL TOWN – INTERDEPENDENCIES OF URBAN AND MILITARY ASPECTS IN THE PLANNING OF THE EXPELLEE TOWN OF WALDKRAIBURG AND IN CONTEMPORARY THEORIES ON URBAN DEVELOPMENT

Barbara Würnstl

This contribution deals with one of five expellee towns in Bavaria which were created after World War II by making former arms factories available for resettlement. These towns have so far been regarded primarily as examples of pragmatic reallocation of premises and creating opportunities for industrial employment. In this

article, Waldkraiburg is examined from the perspective of urban development. Waldkraiburg represents the unusual, as far as the Federal Republic of Germany is concerned, case of a town newly established where no settlement had been beforehand. A look at urbanistic theories then valid shows that a model town was being aimed at, representing the ideal of the 1950s to a degree that would not have been possible when redeveloping existing urban areas. Waldkraiburg clearly benefited from the former factory of explosives, its structure in some aspects not permitting any other solution, especially when one bears in mind that the theory of urban development had not seen considerable change after 1945. The author also looks at the decision-making process that led to the town being founded, and at the image as an expellee town Waldkraiburg sought to project.

“... SO YOU NEED NOT EVEN GO TO THE BALKANS
TO FIND IT.” OR: HOW MUCH OF A SLAV DRACULA
CAN HAVE?

Lewin, Glatz and the De-Slavicization of a Bohemian Vampire:
an Example of Modern-Time Reassessment of Myths and the Motifs behind it

Christian Kättlitz

The present contribution deals with the oscillation of the vampire myth between popular fiction and ethnological science. Since the Middle Ages, the vampire had been considered pagan or plebeian. Towards the end of the 19th century, it became customary to look upon it as a veritable example of Slav cultural and national inferiority. Non-pejorative interpretations did not develop until the early 20th century, coincidental with the growing popularity of vampire stories in belletristic literature, theatre and the newly-invented movies. Thus, the vampire theme gradually lost its “Slavic” character.

The author examines the case of the Lewin “witch”, a vampire saga originating in the Bohemian-Silesian region and first appearing in book form probably in the 14th century. By a thorough analysis of its resonance in German scientific and mythological literature, the development described above is traced and allocated its proper place in the context of the national discourse of the time.

BOOKSELLERS AND SMUGGLED BOOKS:
FOREIGN PRINT MEDIA AS A POLITICAL
INFLUENCE IN AUSTRIA BEFORE 1848

Michal Chvojka

This contribution examines, from a political as well as an economical perspective, the smuggling of books into Austria in the decade leading up to the revolutionary period of 1848. The author demonstrates how the absolutist administration used censorship and measures involving the police in the struggle against criticism by authors who had fled from the Habsburg monarchy, mostly in the 1830s and 1840s, and taken refuge in regions belonging to the Germanic Confederation. German publishing houses, such as Hoffmann & Campe in Hamburg or Otto Wigand and Philipp Reclam jun., both Leipzig-based, printed such works because it earned them money. Sometimes, they even used illegal ways of exporting them to Austria. When such shipments were detected, they had to cope with the commodities being seized and the titles concerned being banned, and they reacted, among other things, by setting up dummy firms. In spite of the restrictive legislation enjoying a measure of success, as did the police enforcing it, in the long run German publishing houses producing critical treatises and shipping them to Austria contributed to a degree of liberalization being achieved.

LEERING AT VIENNA
THE SLOVAKS, FRANZ FERDINAND,
AND THE ARCHDUKE'S REFORM PLANS

Kristian Mennen

This contribution deals with Archduke Franz Ferdinand's contacts with the Slovaks, between 1905 and 1914. It does not focus on the Slovaks and their most important representative Milan Hodža, as previous studies have done, but follows Franz Ferdinand's own point of view. The Archduke's political ideas, plans and projects are closely connected with his resentment against the Magyar ruling class. This larger frame can explain the extent of his contacts with and his interest in the Hungarian nationalities' cause. Their democratic ideals and his autocratic conservatism found a common enemy in the Magyars. The article does not restrict itself to Franz Ferdinand's occasional involvement in Hungarian politics and its verifiably Slovak background. In addition, it pays attention to the possible Slovak contribution to his plans for a political reconstruction of the Habsburg monarchy, including the introduction of universal suffrage.

RÉSUMÉS

EX GERMANIAE LUX?

LA COOPÉRATION ENTRE LA SOCIÉTÉ DE RECHERCHE ALLEMANDE NORD EST ET L'UNIVERSITÉ ALLEMANDE DE PRAGUE DURANT LA PÉRIODE 1935-1938

Ota Konrád

La contribution suivante traite de la coopération scientifique entre la „Nordost-deutsche Forschungsgemeinschaft“ (Société de recherche allemande Nord Est, NOFG) et l'Université allemande de Prague dans les années 1930. Cette coopération se consacrait principalement à la préparation d'une publication anglaise sur l'Université allemande de Prague et à la création de postes d'assistants dans des universités appartenant au Reich pour la jeune génération de scientifiques de l'Université allemande de Prague. À l'aide d'exemples concrets, l'auteur présente les stratégies, qui permirent aux institutions allemandes d'agir sur la position des élites intellectuelles des „Allemands de l'étranger“ et d'influencer leur compréhension scientifique dans un sens national-socialiste. Ces activités trouvèrent une résonance résolument positive à l'Université allemande de Prague dans la deuxième moitié des années 1930. Dès le début, quelques professeurs allemands de Prague avaient refusé l'État tchécoslovaque et avaient sans cesse pris des positions radicalement nationalistes et antisémites. Pour d'autres, le soutien du côté du Reich était d'autant plus acceptable que l'état Tchéco-slovaque, à l'époque de la crise économique, n'était pas en mesure de soutenir financièrement l'éducation et la recherche. Mais le carriérisme typique dans le milieu universitaire joua également un rôle important, de telle sorte qu'une grande partie des scientifiques allemands s'orientèrent volontairement vers l'Allemagne national-socialiste et résilièrent leur loyauté à l'égard de la Tchécoslovaquie.

DE L'USINE D'ARMEMENT A LA VILLE IDEALE – INTERDÉPENDANCES URBANISTIQUES ET MILITAIRES DANS LA PLANIFICATION DE LA VILLE DES PERSONNES DÉPLACÉES DE WALDKRAIBURG ET DANS LE CONTEXTE THEORIQUE CONTEMPORAIN

Barbara Würnstl

Cette contribution est consacrée à une des cinq villes de personnes déplacées qui ont vu le jour en Bavière après la Seconde Guerre mondiale avec l'occupation d'anciennes usines d'armement. Jusqu'à présent, les historiens n'ont étudié ces villes que sous

l'angle de leur reconversion pragmatique et de leur implantation industrielle. Dans cet article, la planification de la ville de Waldkraiburg est étudiée sous son aspect urbanistique historique. Waldkraiburg représente en effet un cas très particulier pour la République Fédérale Allemande, à savoir celui de la fondation d'une ville vraiment nouvelle. Le classement dans le canon de planification contemporain d'alors montre que l'on a conçu avec Waldkraiburg une ville répondant aux idéaux des années 1950 que l'on pouvait à peine utiliser pour reconstruire les villes existantes. En outre, il est montré que ce type de planification a été favorisé à Waldkraiburg par la structure de l'usine d'explosifs et que cela a même été imposé en partie. Cela s'explique par la continuité de la théorie de planification urbaine qui s'étendit bien au-delà de l'année 1945. L'auteur analyse la planification urbaine dans le cadre des processus de décisions qui menèrent à la fondation des villes. Enfin, il étudie comment la ville de Waldkraiburg se représente à l'extérieur en tant que ville de personnes déplacées.

„...ALORS IL N'EST MÊME PAS NÉCESSAIRE
DE CHERCHER DANS LES BALKANS.“
OU: JUSQU'À QUEL POINT DRACULA A-T-IL LE DROIT
D'ÊTRE SLAVE?

Lewin, Glatz et la déslavisation d'un vampire bohême: un exemple du transfert
moderne d'un mythe et de ses motifs

Christian Kättlitz

Cette contribution traite du développement du mythe du vampire entre fiction populaire et ethnologie. Depuis le Moyen Âge, le vampire avait une valeur soit païenne, soit plébéienne. A la fin du XIX^e siècle, il fut stylisé au point de devenir l'expression véritable d'infériorité culturelle slave, voire nationale. Un changement vers une interprétation non dévalorisante ne fit son apparition qu'au début du XX^e siècle. Ce changement coïncida avec la popularité croissante du thème du vampire dans la littérature générale, le théâtre et dans le nouveau média qu'était le cinéma; le personnage du vampire perdit alors aussi progressivement son caractère „slave“.

Concrètement, l'auteur a étudié le cas de la „sorcière“ de Lewin, une légende de vampire répandue dans l'espace de Silésie et de Bohême, dont la version écrite est apparue au XIV^e siècle. L'auteur s'est basé sur la résonance que ce mythe a trouvée dans la littérature spécialisée allemande et dans les légendes, pour en déduire le processus de transformation décrit ci-dessus et il l'a replacé dans le contexte conflictuel des discours nationaux de cette époque.

LIBRAIRES ET CONTREBANDE DE LIVRES.
LES IMPRIMÉS ÉTRANGERS COMME QUESTION
POLITIQUE DURANT LE VORMÄRZ AUTRICHIEN

Michal Chvojka

Dans cette contribution, il est question de la contrebande de livres durant la dernière décennie du Vormärz autrichien vue sous l'aspect politique et économique. L'auteur montre que l'État absolutiste lutta, en recourant à la censure et à des mesures policières, contre les critiques des écrivains qui avaient fui la monarchie des Habsbourg notamment dans les années 1830 et 1840 pour se réfugier dans les États de la Confédération germanique. Les maisons d'édition allemandes comme Hoffmann & Campe à Hambourg ou Otto Wigand et Philipp Reclam jun. à Leipzig imprimèrent de tels ouvrages parce que cela était rentable financièrement. Pour cela, ils n'hésitèrent pas à exporter illégalement ces livres en Autriche. Si leurs livraisons étaient découvertes, elles étaient confisquées et interdites. Les maisons d'édition contournèrent le problème en créant des firmes écran. Bien que des lois restrictives et la police autrichienne réussirent avec un certain succès à lutter contre la contrebande de livres, les maisons d'édition allemandes contribuèrent à long terme à une libéralisation en Autriche grâce à la production et à l'exportation d'écrits critiques.

LORGNER SUR VIENNE.
LES SLOVAQUES, FRANÇOIS-FERDINAND D'AUTRICHE
ET LES PLANS DE RÉFORME DE L'ARCHIDUC

Kristian Mennen

Cette contribution traite des contacts que l'archiduc François-Ferdinand entretenait avec les Slovaques entre 1905 et 1914. Elle ne se concentre pas sur les Slovaques et leur plus important représentant Milan Hodža, comme les études précédentes l'ont fait, mais elle s'intéresse au propre point de vue de François-Ferdinand. Les idées politiques de l'archiduc, ses plans et projets sont, selon l'auteur, étroitement liés avec son aversion contre la classe dominante magyare (hongroise). Ce cadre plus large peut expliquer pourquoi il s'engagea tout particulièrement pour la cause des minorités nationales en Hongrie. Leurs idéaux démocratiques et son conservatisme autoritaire trouvèrent un ennemi commun dans les Hongrois. L'article ne se restreint pas aux occasionnelles actions politiques de François-Ferdinand en politique hongroise et à leur influence slovaque prouvée. L'auteur prend aussi en considération la contribution possible des Slovaques aux plans de l'archiduc qui visait une reconstruction politique de la monarchie des Habsbourg ainsi que l'introduction du suffrage universel.

RESUMÉ

EX GERMANIAE LUX? SPOLUPRÁCE MEZI SEVEROVÝCHODONĚMECKOU VÝZKUMNOU SPOLEČNOSTÍ A NĚMECKOU UNIVERZITOU V PRAZE 1935-1938

Ota Konrád

Článek se zabývá spoluprací mezi Severovýchodoněmeckou výzkumnou společností (Nord- und Ostdeutsche Forschungsgemeinschaft, NOFG) a Německou univerzitou v Praze ve třicátých letech 20. století. Tato spolupráce zahrnovala především přípravu anglické knihy o Německé univerzitě v Praze a program asistentůských míst pro vědecký dorost pražské alma mater na říšskoněmeckých univerzitách. Na konkrétních příkladech jsou ukázány strategie, které německým institucím umožňovaly působit na postoje intelektuálních elit „zahraničních Němců“ a ovlivňovat jejich pojetí vědeckého výzkumu ve smyslu nacionálního socialismu. Tyto aktivity se na Německé univerzitě v Praze setkávaly ve druhé polovině třicátých let převážně s kladnou odezvou. Někteří z pražských německých profesorů československý stát od počátku odmítali a dlouhodobě hájili radikálně nacionalistické a antisemitské pozice. Pro jiné byla podpora ze strany říše přijatelnější o to více, oč méně byl československý stát v době hospodářské krize schopen financovat vzdělání a výzkum. Byl to ale také pro univerzitní prostředí typický kariérismus, co významnou měrou přispělo k tomu, že se velká část německých vědců ochotně přiklonila k nacionálně socialistickému Německu a Československu vypověděla loajalitu.

OD ZBROJOVKY K IDEÁLNÍMU MĚSTU – URBANISTICKÉ A VOJENSKÉ INTERDEPENDENCE MEZI PLÁNOVÁNÍM MĚSTA VYHNANCŮ WALDKRAIBURG A DOBOVÝM TEORETICKÝM KONTEXTEM

Barbara Würnstl

Text představuje jedno z pěti měst vyhnanců v Bavorsku, která vznikla nově po druhé světové válce osídlením bývalých zbrojovek. Těmto městům byla doposud věnována pozornost především pod zorným úhlem pragmatické změny využití prostoru a usídlení průmyslu. Zde je nyní sledováno plánování města Waldkraiburg z perspektivy dějin stavby měst. Waldkraiburg představuje pro spolkovou republiku neobvyklý případ skutečně nového založení. Zařazení do dobového plánovacího kánonu ukazuje, že zde bylo koncipováno město ve smyslu ideálu padesátých let 20. století, který se dal při znovuvýstavbě již existujících měst jen těžko použít.

Autorka navíc dokládá, že ve Waldkraiburgu to bylo usnadněno a zčásti dokonce dáno strukturou bývalé továrny na třaskaviny. Tuto skutečnost vysvětluje kontinuitou teorie plánování měst přesahující rok 1945. Analýza městského plánování je ukotvena v rozhodovacích procesech, které vedly k založení města. Na závěr věnuje autorka pozornost také vnější prezentaci Waldkraiburgu jako města vyhnanců.

„...NENÍ TEDY TŘEBA HLEDAT POUZE NA BALKÁNĚ.“
ANEK JAK SLOVANSKÝ SMÍ BÝT DRÁKULA?

Kladský Levín a odslovanštění jednoho českého upíra:
příklad moderního transferu mýtů a jeho příčin

Christian Kättlitz

Příspěvek se zabývá vývojem upírské legendy v prostoru mezi populární fikcí a etnologií. Od středověku platil upír za pohanského či plebejského. Koncem 19. století byl stylizován do pravého vyjádření slovanské kulturní, resp. národní podřadnosti. K posunu směrem k jeho neznehodnocujícímu výkladu došlo teprve počátkem 20. století v souvislosti s rostoucí oblibou upírského syžetu v beletristice, na divadle a v novém médiu film. Postava upíra přitom také postupně ztratila svůj „slovanský“ charakter.

Autor konkrétně zkoumá případ „čarodějnice“ z Levína, upírské legendy ze slezsko-české oblasti, jejíž písemná podoba je kladena do 14. století. Na základě ohlasu, který tento mýtus našel v německé odborné literatuře a v pracích o pověstech je sledován a do napětového pole dobových národních diskurzů zasazen výše popsany transformační proces.

KNIHKUPCI A PAŠOVÁNÍ KNIH.
ZAHRAČNÍ TISKOVINY JAKO POLITIKUM
V PŘEDBŘEZNOVÉM RAKOUSKU

Michal Chvojka

Článek osvětluje z politické a ekonomické perspektivy téma pašování knih v posledním desetiletí předbřeznového Rakouska. Autor zde ukazuje, jak absolutistický stát pomocí cenzurních a policejních opatření bojoval proti kritice ze strany spisovatelů, kteří převážně ve třicátých a čtyřicátých letech 19. století utekli z habsburské monarchie do států Německého spolku. Německá nakladatelství jako Hoffmann & Campe v Hamburku nebo Otto Wigand a Philipp Reclam jun. v Lipsku tiskla jejich díla z důvodu ekonomické výnosnosti. Přitom se nenechala odradit ilegálními způsoby exportu do Rakouska. Pokud byly jejich zásilky objeveny, hrozila konfiskace a zákazy. To nakladatelství obcházela mimo jiné tím, že zakládala fiktivní firmy. Přes jisté úspěchy restriktivních zákonů a rakouské policie v boji proti pašování knih přispěla německá vydavatelství produkcí a vývozem kritických spisů dlouhodobě k liberalizaci poměrů v Rakousku.

POŠILHÁVÁNÍ PO VÍDNI
SLOVÁCI, FRATIŠEK FERDINAND A ARCIVÉVODOVY
REFORMNÍ PLÁNY

Kristian Mennen

Příspěvek se zabývá kontakty arcivévody Františka Ferdinanda se Slováky mezi lety 1905 a 1914. Na rozdíl od dřívějších studií nejsou předmětem zájmu perspektivy Slováků a jejich nejvýznamnějšího reprezentanta Milana Hodži, ale perspektiva Františka Ferdinanda. Arcivévodovy politické ideje, plány a projekty dává autor do souvislosti s jeho odporem k Maďarům. Tento širší rámec může vysvětlit, proč se tak výraznou měrou zajímal o záležitosti národnostních menšin v Uhrách. Jejich demokratické ideály a jeho autokratický konzervativizmus našly v Maďarech společného nepřítele. Článek se přitom neomezuje pouze na příležitostné politické akce Františka Ferdinanda v Uhrách a jejich prokazatelný slovenský vliv, ale zohledňuje také slovenský příspěvek k arcivévodovým plánům nového politického uspořádání habsburské monarchie včetně zavedení všeobecného volebního práva.

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

AKPR	Archiv kanceláře prezidenta republiky
AUC HUCP	Acta Universitatis Carolinae – Historia Universitatis Carolinae Pragensia
AUK	Archiv Univerzity Karlovy
AV ČR	Akademie věd České republiky
AVA	Allgemeines Verwaltungsarchiv, Wien
BArch	Bundesarchiv
BIOst	Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien
CC	Collegium Carolinum
ČČH	Český časopis historický
ČSR	Československá republika
ČSSR	Československá socialistická republika
DFG	Deutsche Forschungsgemeinschaft
DU	Deutsche Universität, Prag
EU	Evropská unie
FF NU	Filozofická fakulta Německé univerzity v Praze
FPÖ	Freiheitliche Partei Österreichs
GIZ	Grenzüberschreitendes Impulszentrum
HHStA	Haus-, Hof- und Staatsarchiv
JZD	Jednotná zemědělská družstva
KA	Kriegsarchiv
KDU-ČSL	Křesťanská a demokratická unie – Československá strana lidová
KPR	Kancelář prezidenta republiky
KSČ	Komunistická strana Československa
MKFF	Militärkanzlei Franz Ferdinand
MS	Mährische Statthalterei
MSGP	Moravskoslezské gubernium - prezidium
MZA	Moravský zemský archiv, Brno
NA	Národní archiv
NaP	Noten an die Polizeihofstelle
NEFF	Nachlass Erzherzog Franz Ferdinand
NKWD	Narodny komissariat wnutrennich del
NOFG	Nord- und Ostdeutsche Forschungsgemeinschaft
NU	Německá univerzita v Praze
NU AS	Akademický senát Německé univerzity v Praze
NvP	Noten von der Polizeihofstelle
OECD	Organization for Economic Co-operation and Development
OeSTA	Österreichisches Staatsarchiv

ON	Obrana národa
ÖVP	Österreichische Volkspartei
PHS	Polizeihofstelle
PZÚ	Prezidium zemského úřadu v Praze
REM	Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung
RNU	Rektorát Německé univerzity v Praze
SBZ	Sowjetische Besatzungszone
SD	Sicherheitsdienst des Reichsführers SS
SdP	Sudetendeutsche Partei
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SNA	Slovenský národný archív
SOFG	Südostdeutsche Forschungsgemeinschaft
SPÖ	Sozialdemokratische Partei Österreichs
STHI	Sächsisch-Tschechische Hochschulinitiative
StK	Staatskanzlei, Wien
SÚA	Státní ústřední archiv v Praze
ÚDV	Úřad dokumentace a vyšetřování zločinů komunismu
UK	Univerzita Karlova
ÚSTR	Ústav pro studium totalitních režimů
VCC	Veröffentlichungen des Collegium Carolinum
VDA	Verein für das Deutschtum im Ausland
VF	Volksdeutsche Forschungsgemeinschaften
ZK	Zentralkomitee

MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER DES HEFTES

- Prof. Dr. Manfred *Alexander*, Leipziger Ring 11 a, 50374 Erfstadt
 Katharina Anna *Aubele*, M. A., Schweidnitzer Str. 12, 80997 München
 Madlen *Benthin*, M. A., Stockartstr. 29, 04277 Leipzig
 Mgr. Michal *Chvojka*, Ph. D., Katedra historie, Univerzita sv. Cyrila a Metoda v Trnave, Nam. J. Herdu 2, SK-917 01 Trnava
 Nicole *Cuzacq*, Hackerberg 4, 82152 Krailling
 PD Dr. Klaas-Hinrich *Ehlers*, Danckelmannstr. 15, 14059 Berlin
 PhDr. Olga *Fejtová*, Archiv hl. města Prahy, Archivní 6, CZ-14900 Praha 4
 Prof. Dr. Steffen *Höhne*, Hochschule für Musik Franz Liszt, Institut für Musikwissenschaft Weimar-Jena, Postfach 2552, 99406 Weimar
 Christian *Kättlitz*, M. A., Moosacher Str. 75, 80809 München
 PhDr. Ota *Konrád*, Masarykův ústav a Archiv AV ČR, Na Florenci 3, CZ-11000 Praha 1
 Prof. Dr. Jiří *Kosta*, Berliner Str. 8b, 61348 Bad Homburg
 PhDr. Petr *Koura*, Jugoslávských partyzánů 20, CZ-16000 Praha 6
 Prof. Dr. Bedřich *Loewenstein*, An den Hubertshäusern 6b, 14129 Berlin
 Ulrike *Lunow*, M. A., Collegium Carolinum, Hochstr. 8, 81669 München
 Dr. Václav *Maidl*, Svornosti 33, CZ-15000 Praha 5
 Markus Alexander *Meinke*, M. A., Lehrstuhl für Südost- und Osteuropäische Geschichte, Universität Regensburg, Universitätsstr. 31, 93053 Regensburg
 Kristian *Mennen*, M. A., Zentrum für Niederlande-Studien, Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Alter Steinweg 6/7, 48143 Münster
 Martin *Munke*, B. A., Lehrstuhl für Europäische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Technische Universität Chemnitz, Reichenhainer Str. 39, 09126 Chemnitz
 Dr. Raimund *Palczek*, Hilblestr. 4, 80636 München
 PhDr. Michal *Pehr*, Masarykův ústav a Archiv AV ČR, Na Florenci 3, CZ-11000 Praha 1
 Dr. Niklas *Perzi*, Waldviertel Akademie, Bahnhofstr. 12, A-3830 Waidhofen an der Thaya
 Dr. Hans Christian *Petersen*, Historisches Seminar, Arbeitsbereich Osteuropäische Geschichte, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, 55099 Mainz
 PhDr. Dieter *Schallner*, Pekařská 15, CZ-74601 Opava
 Dr. des. Sarah *Scholl-Schneider*, Von-Parseval-Str. 12 a, 86159 Augsburg
 Dr. Alexandra *Schwell*, Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien, Hanuschgasse 3, A-1010 Wien
 Nina *Theofel*, M. A., Leonhard-Hausmann-Str. 12, 86157 Augsburg
 PhDr. Josef *Tomeš*, Masarykův ústav a Archiv AV ČR, Na Florenci 3, CZ-11000 Praha 1
 Mgr. Richard *Vášek*, Masarykův ústav a Archiv AV ČR, Na Florenci 3, CZ-11000 Praha 1
 Norbert *Vierbücher*, Collegium Carolinum, Hochstr. 8, 81669 München
 Barbara *Würnstl*, M. A., Eichendorffstr. 7, 04277 Leipzig
 Helena *Zimmermann*, Dreimühlenstr. 9, 80469 München
 Marco *Zimmermann*, Vršovická 50/768, CZ-10100 Praha 10
 PD Dr. Volker *Zimmermann*, Collegium Carolinum, Hochstr. 8, 81669 München